SZÉCHENYI ZSIGMOND
Szarvasok nyomában

Széchenyi, Zsigmond

Szarvasok nyomában - Auf den Spuren von Hirschen 1927 1979

Einleitung oder die Mär vom Gurkenbaum

Jeder hat seinen „Gurkenbaum“.

Der eine ist niedriger, der andere höher; auf den einen lässt es sich leichter hinaufklettern, der andere ist voller Dornen. Er mag uralt sein oder einen schlüpfrigen Stamm haben. Früher oder später ist jedoch jeder erklimmbar. Wir alle erklimmen ihn, entsprechend unserem Talent und unseren Möglichkeiten. Nur merken wir viel zu selten, dass wir – oben angekommen sind!

Auch ich wurde mir dessen erst spät bewusst – als ich bereits wieder im Abstieg begriffen war.

Beim Durchblättern meines abgegriffenen Jagdtagebuchs stelle ich erst jetzt fest, dass ich wahrlich schon vor langer Zeit, Mitte der dreißiger Jahre, oben angelangt war. Seitdem ist viel Zeit vergangen, weitere dreißig Jahre sind verflogen, dennoch erinnere ich mich noch an die erfreuliche Aussicht, die sich von dort oben bot. Und da ich vom Klettern nicht allzu sehr ermüdet war – damals hatte ich freilich noch bessere Beinmuskeln –, versuchte ich zu erzählen, was für eine Welt das da oben war – auf dem Gipfel des Gurkenbaums.

Darin reihten sich die schönsten und vielversprechendsten jagdlichen Perspektiven aneinander!

Von der Leidenschaft Nummer eins meines Lebens, meiner Jagdpassion, die alle meine anderen Hobbys übertraf, haben Sie sicher schon gehört! Ebenso von meiner Begeisterung für die Natur, für Tiere und besonders für das große Raubwild! Es war mein seit der Kindheit gehegter Traum, sämtliche Wildtiere unserer Erde zu erbeuten! Mein Leben lang liebte ich es auch zu reisen, möglichst ferne Landschaften kennenzulernen und auf möglichst seltene Tiere zu jagen.

Offensichtlich schwärmte ich deshalb auch für Landkarten.

„Eine gute Weltkarte“, so erzählte mir einst ein berühmter Reisender, „ist das schönste epische Gedicht!“ Die vielen Farben, die kunstreichen Darstellungen von Ländern, Inseln, Gebirgen, Seen, Flüssen – sie alle sind die Verwirklichung der Träume so mancher Entdecker. Das Durchstreifen irgendeiner buntscheckigen Karte ist wahrlich ein zauberhafter Zeitvertreib, es kommt der interessantesten Lektüre gleich! Und man kann immer daraus lernen! Das lässt sich nicht von jedem Buch sagen.

Ich erinnere mich an die Atlanten, die ich heimlich aus der heimischen Bibliothek stibitzte – wie oft geriet ich deswegen in Bedrängnis! Denn ich beschmutzte und markierte sie unentwegt mit Buntstiften und Tinte; am schwierigsten war es, das Grün wieder wegzubekommen. Es war mein ständiges Problem, die beschmierten Atlanten spurlos zu reinigen. Das schärfste Radiermesser, der feinste ausländische Radiergummi erwiesen sich als vergeblich! Ebenso die Berufung auf meine Erfolge in den Geographiestunden.

Doch mich spornte nicht die Kartographie oder gar die Wissenschaft der Geographie zur Landkartenkunde an, sondern meine fantastischen Reisepläne, die sich im fernen Nebel meiner erhofften Zukunft schmiedeten!

Denn in Brehms Werk *„Tierleben“* gab es kaum ein nennenswertes Wildtier, dessen Aufsuchung (und gleichzeitige spätere Erbeutung) ich nicht geplant und dessen genauen Anfahrtsweg ich nicht auf der entsprechenden Seite des Atlasses eingezeichnet hätte. Natürlich nur mit auffällig farbigen Stiften oder mit der noch begehrenswerteren farbechten Indanthren-Metalltinte. Diese ließ sich nicht einmal auf chemischem Wege tilgen. Sie hielt ihre Farbe mit Garantie!

Der Anfang des Jahrhunderts modische, selbst das dickste Messbuch an Gewicht übertreffende *Richard Andrée'sche Allgemeine Handatlas* war damals meine liebste „Hilfsquelle“ – ihn aus der Bibliothek zu entwenden und ungesehen in mein recht weit entferntes Zimmer zu überführen, stellte eine beachtliche Kraftprobe dar. Erst recht die nötigen Markierungen bzw. Radierversuche! Das Eintragen des Fundortes des fraglichen Wildtieres und der anschließende Abgleich mit der Brehm'schen Beschreibung! Was natürlich das Einzeichnen derselben Bezugsnummer bedeutete – sowohl im Brehm als auch im Andrée gleichermaßen. Vorzugsweise mit Indanthren. Das bekam man nie wieder weg. Meine Beliebtheit zu Hause steigerte das jedenfalls nicht sonderlich.

Vielleicht wird schon aus dem Gesagten deutlich, dass mir auch die Berufswahl nach dem Abitur kein größeres Kopfzerbrechen bereitete. (Schon damals war ich gegen übertriebenes Kopfzerbrechen abgeneigt.)

„Du wirst nacheinander alle Teile der Welt bereisen“, stachelte ich mich immer heftiger an, „du wirst alle Wildtierarten sammeln und dem heimischen Publikum gegen ein entsprechendes Eintrittsgeld eine spektakuläre Vorführung bieten! Von dem Geld wirst du dann, sobald es sich ausreichend vermehrt hat, zu einer neuen Expedition aufbrechen!“

Wahrlich ein einfacher, klarer Gedanke.

Doch Theorie und Wirklichkeit liegen – wie man weiß – oft weit auseinander. Oder, um meine englische Universitätsbildung gebührend zur Schau zu stellen: *„There is many a slip, between the cup and the lip.“*

Was auf Deutsch so viel bedeutet wie: Zwischen Plan und Verwirklichung öffnet sich ein weiter Raum für Ausrutscher, Stolperer, Purzelbäume, Irrtümer, Einbildungen, Selbsttäuschungen, Ungeschicklichkeiten, Fehlschüsse und kapitale Böcke!

Seit ich in England gewesen war und sogar an der Universität Cambridge gastiert hatte, bereicherte ich meinen englischen Wortschatz nicht nur um den obigen, wahrlich treffenden Spruch, sondern mein besagter Kindheitstraum erhielt auch eine so unerwartete Ermutigung, einen nie erhofften Zuspruch, dass er davon sogleich ergrünte – von Kopf bis Fuß!

Das ist keine alltägliche Geschichte, es lohnt sich, sie ausführlich zu erzählen.

Der Zufall wollte es, dass in der Nähe von Cambridge, im Ort Tring in der benachbarten Grafschaft Hertford, ein für mich äußerst interessanter, hochberühmter Naturforscher in seinem riesigen Schloss inmitten eines weitläufigen Parks residierte. Und obwohl wir uns noch nicht persönlich getroffen hatten, waren meine Eltern Jugendbekannte von ihm; sie informierten ihn über meinen Aufenthalt in Cambridge und statteten mich zudem mit einem entsprechenden Empfehlungsschreiben aus.

Nicht der große Park und auch nicht das große Schloss machten den Gastgeber so interessant. Es waren zwei viel wichtigere Umstände. Ihm gehörte Englands (ja vielleicht

der ganzen Welt) berühmtestes naturwissenschaftliches Privatmuseum, und seine Schwägerin (die Witwe seines verstorbenen Bruders) war – Ungarin!

Und zwar eine jener relativ seltenen Ungarn, die ihr Ungartum niemals verleugnen, sondern im Gegenteil: Sie war die leidenschaftliche Gönnerin und wahre Wohltäterin jedes nach England verschlagenen Landsmanns. Wie viel sie im Laufe ihres Lebens den in England lebenden Ungarn geholfen hat, wie uneigennützig sie jede ungarische Angelegenheit unterstützte, davon könnten nur der Erste Weltkrieg und das darauffolgende vielfältige Elend Zeugnis ablegen.

Beide, sowohl der berühmte Naturforscher (übrigens ein zentnerschwerer Riese mit wallendem Bart) als auch seine Schwägerin, lebten im Schloss von Tring, etwa 70 Kilometer von der Stadt Cambridge entfernt.

Es ist wohl verständlich, dass diese Kombination dem in England noch recht unerfahrenen, jungen ungarischen Studenten vielfältige Vorteile und nützliche Verbindungen verschaffte. Im ersten Moment schien es wahrlich so, als wären die Bewohner des Schlosses von Tring wie nach Maß direkt für mich zugeschnitten!

In dem glanzvollen Haus des bärtigen Gelehrten war von seiner weltberühmten Sammlung zunächst keine Spur zu sehen. Sein bedeutendes Museum bewahrte er in einem abgelegenen Teil seines weitläufigen Parks auf, in einer Gruppe von Pavillons, die fast ein ganzes Dorf bildeten, in freundlichen Bungalows.

Meine Bekanntschaft mit Tring begann damit, dass – zu meiner Überraschung – an einem Samstagmorgen bereits das für mich geschickte Auto vor dem efeuumrankten alten Tor meines Cambridger Colleges, dem „Christ's College", stand, um den an harten Winter gewöhnten ungarischen Studenten bei überraschend mildem Wetter auf einer mustergültigen Straße durch eine ringsum grünende, parkähnliche Landschaft zum Heim seiner neuen Freunde zu entführen.

Von da an verbrachte ich so gut wie jedes Wochenende in Tring.

Neben meiner Leidenschaft für die Jagd war ich auch ein begeisterter Reiter und sogar Tennisspieler. Zwar hatte ich auch in Cambridge ausreichend Gelegenheit für all diese Sportarten. Aber welch viel bessere Möglichkeiten boten sich mir in Tring, wo man mir sogar für die in der Nähe jagende Fuchsmeute erstklassige Reitpferde zur Verfügung stellte. In meinem Buch *„Festtage"* hätte es sich wohl geziemt, auch der weltberühmten englischen Parforcejagden zu gedenken, denn auch das waren „Jagdfesttage" – ich hätte stofflich genug für ein stattliches Kapitel zu erzählen!

Meine größte Freude fand ich jedoch im Besuch des unvergleichlichen Tiermuseums, dessen verschiedene Details mir mein freundlicher Gastgeber bei fast jedem Aufenthalt erklärte. Ich lernte Unmengen von ihm, er machte mich mit zahlreichen seltenen Tierarten bekannt. Je mehr er meine Begeisterung sah, desto lieber und eifriger zeigte er seine gehegten Schätze. Denn jene märchenhafte Sammlung war wahrlich eine Schatzkammer: eine hervorragend übersichtliche, wissenschaftlich systematisierte, nahezu lückenlose Tierschar. Alle Tiere der Welt: von der Maus bis zum Elefanten, Vögel, Fische, Kriechtiere, Insekten, Schmetterlinge bewohnten die verschiedenen Pavillons. Nicht nur nach Arten, sondern sogar nach Weltteilen getrennt; falls sich jemand beispielsweise nur für südamerikanische Libellen oder ostafrikanische Kriechtiere interessieren sollte!

Und es gab einen – darüber freute ich mich besonders –, es gab auch einen Albino-Pavillon! In den kamen nur Raritäten mit weißem Fell oder weißen Federn, die weltweit

zusammengetragen worden waren.

Sogleich fiel mir der fast rein weiße Eichelhäher aus meinem heimischen Zimmer ein! Nur seine himmelblauen kleinen Flügeldeckfedern stachen aus dem ansonsten schneeweißen Vogel hervor. Mein gelehrter Freund war überaus aufgeregt über meinen Albino-Eichelhäher. So etwas war ihm noch nie begegnet! Er brachte es wiederholt zur Sprache. Als ich ihm den „Mátyás" schließlich anbot, freute er sich sichtlich. Später schickte ich ihn tatsächlich ab, und er zog in den Albino-Pavillon des Museums von Tring ein.

Im Laufe meiner Besuche erfuhr ich, dass der namhafte Zoologe sein Museum ständig erweiterte, verbesserte und vervollkommnete. Jährlich entsandte er Sammelexpeditionen in verschiedene Teile der Welt, um neu entdeckte oder eventuell zu ersetzende Exemplare zu beschaffen.

Da horchte ich natürlich auf.

Wenn er auch jetzt noch seine wissenschaftlichen Expeditionen aussendet – so dachte ich unbescheiden –, wäre er vielleicht bereit, auch mich in eine einzuteilen? Und wenn er mich tatsächlich einteilen würde und ich ihm am Ende von Nutzen wäre – so träumte ich weiter –, würde er mich vielleicht erneut ausschicken?

Diese nur zu nahe liegende Gedankenkette ließ das etwas leichtblütige Ross meiner Fantasie durchgehen!

In diesem Zusammenhang überlegte ich bereits, ob ich im Falle eines Misserfolgs nicht versuchen sollte, mit unserem Nationalmuseum irgendeine Vereinbarung zu treffen? Dessen Sammlung ist ohnehin recht schwach und lückenhaft, besonders von hier aus, von diesem wunderbar reichen Ort aus betrachtet. Eine gewisse Auffrischung täte ihr wahrlich gut!

Aber da ist ja unser begeisterter Kálmán Kittenberger, der professionelle Sammler unseres Museums! Auch ihm hatte man die Lust auf Afrika gründlich verdorben! Er hat wohl kaum aus reiner Freude das nach Druckerschwärze riechende Zimmerchen der Redaktion der Jagdzeitschrift *Nimród* gewählt! Sicherlich würde er es liebend gerne gegen sein Zelt in der Ruvána-Steppe eintauschen, das Dröhnen der Universitätsstraße gegen das wesentlich heimischere Löwengebrüll!

Nein, vom Nationalmuseum konnte ich wohl kaum finanzielle Unterstützung erwarten!

„Für unsere bescheidenen Mittel reicht es nicht einmal für das Ausstopfen kleinerer Tiere, geschweige denn größerer! Woher sollte also das Geld kommen, um ambitionierte junge Sammler auf Reisen zu schicken?"

Ich kannte diese übliche Leier in-und auswendig, ich hatte sie oft genug aus dem Mund unserer Museumsleute gehört...

Ich wusste also auch genau, dass der Stolperstein Nummer eins meines immer kindlicher erscheinenden Plans, das härteste Hindernis – die auf den Krieg folgende Finanzkrise war! Und für deren Beseitigung gab es vorerst wenig Hoffnung. Aus Tring blitzte zwar hie und da noch eine vage, kleine Art von Ermutigung auf. Nach Jahren – so schrieben sie – solle ich nach Abschluss meines restlichen Universitätsstudiums erneut vorbeikommen, dann könne man vielleicht auf die Frage zurückkommen. Vorausgesetzt, ich würde mich dann noch immer unverändert für das Handwerk des Sammeljägers begeistern...

Das lässt sich zwar kaum als ernsthafte Zusage bezeichnen! Aber es ist immerhin mehr wert – wie man zu sagen pflegt – als eine halbe Handvoll wurmstichiger Haselnüsse...

Auch von zu Hause her war die Windrichtung nicht günstiger. Mit wenig Hoffnung pflegte solch eine Bettelei zu locken. Ich würde nicht behaupten, dass meine immer unaufhaltsamer sprießende Vorstellung im Elternhaus mit ausbrechender Begeisterung aufgenommen worden wäre. Es wurde als „närrische Großmannssucht" abgetan...

Natürlich war damals noch keine Rede vom Schreiben von Reisebüchern! Damit hätte ich wohl vergeblich versucht, mein Anliegen zu untermauern. Erst viele Jahre später, nach dem Erscheinen von *„Csui!"*, konnte dies aktuell werden; erst dann begann das Herz der Familie zu einer nachgiebigeren Milde aufzutauen...

Neben der Hauptschwierigkeit, die Reisekosten aufzutreiben, reckten nun bereits rasch verschiedenste Zweifel ihre ironisch die Zunge herausstreckenden Köpfe empor. Angenommen – so zischten sie –, es gelänge dir, Reisegeld zu beschaffen, was wird dann aus dem Heimtransport, der Präparation und der Unterbringung der Trophäen? Welches Schicksal erwartet die einzusammelnden Bestien?

Dabei hatte ich seit Kurzem (wir sprechen nun vom Jahr 1924) bereits ein eigenes Haus. Zwar nicht allzu geräumig, aber vorerst würde ich wohl mitsamt den Trophäen hineinpassen – natürlich nur in Maßen...

Doch wo sind wir noch davon entfernt?

Wenn ich mir doch nur schon über so etwas den Kopf zerbrechen müsste!

Von diesem Problem verstehe ich im Übrigen auch schon ein wenig.

Der vom Museum in Tring erzeugte Schwung hatte zwar vorübergehend an Intensität verloren, war aber nicht spurlos verpufft. Und schließlich – ich wäre nicht zum ersten Mal in meinem Leben Museumsbesitzer! Vielleicht erinnert sich der Leser noch an die grüne Badekabine und an Meister Butula, den schielenden Oberpräparator?

Mein großer Ehrgeiz, mein sogenannter Lebensraum, hatte sich nicht geändert. Derselbe Motor treibt ihn an, dieselbe Begeisterung befeuert ihn...

Und was, wenn – gesetzt den Fall – auch ich einmal das Zipfelchen des Schwanzes vom Glücksschwein erwischen könnte?

Hauptgewinn in der Klassenlotterie? „Türken-Glück währt ewig?" Ein in die Welt gezogener, inzwischen steinreich gewordener Onkel, den plötzlich der Schlag trifft – ein unerwartetes Erbe?

Von so etwas hat man ja auch schon gehört.

Aber nehmen wir an, ein Wunder geschieht (obwohl das heutzutage ein immer seltenerer Fall ist) und auf irgendeine geheimnisvolle Weise verwirklicht es sich doch, und die Reisekosten finden sich ein?

Und ich könnte tatsächlich aufbrechen?

Wo würde ich wohl mit dem Sammeln beginnen?

???

Nur in Afrika!

Aus sehr vielen verschiedenen Gründen.

Dorthin sehne ich mich am meisten.

Dort ist die Fauna am reichsten, dort lässt sich am leichtesten aus dem Vollen schöpfen. Einhundertdreißig und einige ernsthaftere Wildarten streifen dort umher, und seine Fläche beträgt 30 Millionen Quadratkilometer – Ungarn würde 322-mal hineinpassen!

Und das ganze Jahr über scheint – mal stärker, mal schwächer – die tropische Sonne!

Und ich kann den Winter nicht ausstehen.

Und außerdem, so fühle ich, würde man mich dort am liebsten sehen. Richtiger gesagt: Ich selbst würde mich dort am liebsten sehen! Und obwohl ich noch nie in Afrika war, wenn ich von meinen nur allzu häufigen Besuchen in meinen Träumen absehe, glaube ich dennoch nicht, dass ich als Fremder ankommen würde. Schon allein deshalb nicht, weil ich alles in meiner Macht Stehende getan habe, um meine intime Beziehung zur afrikanischen Tierwelt aufzubauen...

Seit meiner Kindheit sammle ich Jagdliteratur – in ungarischer, deutscher, englischer und französischer Sprache. Und meine nunmehr schön wachsende Fachbibliothek hat – durch einen glücklichen Zufall – auch die Höllen der über uns hinweggedröhnten Weltkriege überstanden. Ich kann mich noch heute an meinen Büchern erfreuen, ja sogar unter ihnen hausen, und ihren Bestand nach meinen Möglichkeiten vermehren. In meinem weiteren Horten sehe ich auch die Fortsetzung meiner seither vernichteten Trophäensammlung: Jedes neue Buch ist für mich wie eine weitere zur Strecke gebrachte, bislang fehlende Trophäe!

Es liegt auf der Hand, dass unter meinen exotischen Jagdbüchern die afrikanischen am zahlreichsten sind! Unter den dortigen Tieren kenne ich mich am besten aus. Auch die Zoos in Europa habe ich nach Kräften studiert. Ich war bei Hagenbeck in Hamburg, in Schönbrunn, in München, in Rom, in Paris, in London und sogar im berühmten englischen Whipsnade, jenem vergleichsweise menschlicheren, fast den Eindruck einer karitativen Einrichtung erweckenden Tier-Scharfrichterhaus! Denn im Endeffekt ist es doch genau das – sie alle!

„Es ist gegen seine Natur, wie für einen Gefangenen das Scharfrichterhaus“ – so lautet ein ungarisches Sprichwort.

Mir wiederum liegt es seit meiner frühen Kindheit in der Natur, mit Gefangenen mitzufühlen. Als ich zum ersten Mal einen gefesselten Menschen sah, einen in Sträflingskleidung gesteckten Häftling, und als man mir erklärte, was dieses grobe Sackgewand bedeutete, hatte das eine unvergessliche Wirkung auf mich! Man erzählte mir zwar, warum so etwas nötig sei; man klärte mich schonend und klug auf. Doch die Erklärung half mir lange Zeit nicht weiter. Ich empfand eine große Kränkung, eine Art Ungerechtigkeit, eine menschliche Unwürdigkeit – jene gewisse, wenn auch als kindisch bezeichnete, dennoch ernste Erschütterung, fast Empörung: „Sieh an, so etwas kann es also auch geben?“

Jener uralte Eindruck ist bis heute nicht aus mir gewichen, seelische Beruhigung habe ich seither nicht gefunden. Weder in der Angelegenheit der tierischen noch der menschlichen Gefangenen.

Und sosehr ich die Institution des Zoologischen Gartens auch heute noch missbillige, so sehr interessiert sie mich zugleich; mein erster Weg führt mich dorthin, in jeder fremden Stadt, in der ich ankomme! Ich habe auch schon darüber geschrieben, nicht nur einmal. Zuletzt in *„Nahar"*, beim Besuch des Zoos von Nagpur bzw. Kalkutta.

Mit wohliger Freude stellte ich damals fest, dass man im Zoo von Whipsnade gerade darum bemüht war, diese mich immer so störende Kerkermatmosphäre zu mildern, indem man die unglücklichen gefangenen Tiere in einem besseren Zustand als üblich, unter freieren Bedingungen hielt. Vielleicht ist es also nicht ganz uninteressant, wenn ich diesen Sanatorium-Zoo mit ein paar Worten skizziere und erzähle, nach welcher Vorstellung und mit welchem Ziel er geschaffen wurde. Schließlich stellte er, meines Wissens nach, den ersten Versuch jener damals noch mehr oder weniger neuartigen, bald Nachahmung findenden moderneren Vorstellung dar. Und wenn er dann weltweit (vielleicht sogar bei uns?) heimisch gemacht wird, wird er sicherlich viel von seinem Reiz verlieren. Zweifellos treten dann neuere, zweckmäßigere Lösungen in den Vordergrund.

Falls es dann überhaupt noch Zoos geben wird!?

Denn ich glaube, dass sie bald verschwinden werden. Das Gerechtigkeitsempfinden der Welt, die stetig wachsende Natur-und Tierliebe wird früher oder später der sinnlosen Tierquälerei überdrüssig werden. Man wird einsehen, dass die kunstvoll gestaltete Präsentation in Dioramen wesentlich menschlicher, lehrreicher, einfacher, natürlicher und erheblich billiger – also in jeder Hinsicht zweckmäßiger – ist!

Doch Whipsnade möchte ich – da es noch eine Neuheit ist (obwohl es auch schon über dreißig Jahre alt ist) – kurz vorstellen:

Es liegt am westlichen Rand der Grafschaft Bedfordshire, zwischen den Städten Luton, Dunstable und Dagnall, etwa 33 Meilen (50 km) westlich von London. Es erstreckt sich über 350 Katastralmorgen (202 Hektar). Sein vorrangiges Ziel ist die vollständige Darstellung der englischen Tier-und Pflanzenwelt in natürlicher Umgebung unter alltäglichen Bedingungen. Neben den heimischen Arten sind auch zahlreiche ausländische Tiere zu sehen, natürlich nur solche, die das englische Klima vertragen und dort ungestört gedeihen. Schließlich kann man die tropischen Gäste nicht zum Sommerurlaub nach Hause schicken, und kein einziger Winkel der 350 Morgen ist beheizbar!

Das gesamte Gelände ist übrigens in riesige Quadrate unterteilt: weitläufige Gehege, die möglichst unsichtbar durch Gebüsch und Deckung getarnt sind, sowie von Gräben begrenzte Ausläufe.

Obwohl 350 Morgen relativ weitläufig sind, ist es dennoch nicht groß genug, ja sogar ein sehr enger, sehr begrenzter Raum. Tiere, die an die Unendlichkeit der Wildnis und den grenzenlosen Luxus der Freiheit gewöhnt sind, fristen ihr Dasein dennoch in einem eng bemessenen Heim, wie sehr es in den Augen des Publikums auch den Anschein vollkommener Freiheit erweckt.

Während meines Aufenthalts sah ich dort sogar einige Löwen und Tiger (sie vertragen den englischen Winter ausgezeichnet), aber sie werden durch die zwar unsichtbaren, aber unüberwindbaren Grabenzäune gebremst. Für das begehrte, lebendige Zebrafleisch können sie nicht in das benachbarte Gehege hinüberwechseln; sie sind auf künstliche Versorgung angewiesen. Sie dürfen nachts zwar frei brüllen, aber das freie Töten ist ihnen untersagt! Dabei würde primär dies zum wahren Begriff der Löwenfreiheit gehören!

Vorerst wird der Zoo von Whipsnade noch fleißig hergerichtet und verbessert, und obwohl bereits einige hunderttausend Pfund investiert wurden, wäre zur Erreichung des gesteckten Zieles noch vieles nötig.

Im Endeffekt habe ich festgestellt, dass zwar in den Augen des Betrachters der Anschein der Gefangenschaft gemildert wurde, der eigentlich leidende Teil – das viele schöne Wild – jedoch, wenn auch in gemilderter Form, weiterhin an der Kette der Gefangenschaft darbt. Den Grad des Leidens eines gefangenen Tieres – der sicherlich je nach Art variiert – kann ich nicht ermessen, aber Mitleid und Mitgefühl für es empfinden kann ich umso mehr.

Natürlich habe ich in den aufgezählten und besichtigten Zoos mein Augenmerk besonders auf die afrikanischen Arten gerichtet! Sollte es mir also jemals gelingen, auf dem „schwarzen Erdteil" an Land zu gehen, würde ich unter viele Bekannte geraten – zumindest in zoologischer Hinsicht! Ich müsste Rowland Wards viel gewälzte „Bibel" nur selten konsultieren; ich würde kaum den Büffel mit dem Gnu verwechseln oder die Hyäne mit dem Hyänenhund. Die meisten Arten könnte ich wohl sogar nach ihrer Qualität beurteilen. Natürlich nur mit einem entsprechenden Fernrohr! Ich wäre unter ihnen nicht jener bedauernswerte Dilettant, jenes hoffnungslose Waisenkind, wie es manch ein Afrika-Jäger unter den Buchautoren ist, besonders jene von Übersee...

Neuerdings schreibt sogar jemand spannende, ja sehr erfolgreiche Afrika-Bücher, der niemals dort war und sein Material aus den Büchern anderer zusammenschneidet. (In meinem Wald hat auch schon ein Wilderer gewildert.) Dabei spart er geschickt die ständig steigenden Reisekosten ein – aber sicherlich auch die Malaria!... Ein durchschnittliches Lebenskünstlertum ist dafür völlig ausreichend.

Ja, ich sagte es vorhin richtig!

Ich würde dennoch in Afrika mit dem Sammeln von Tieren beginnen!

Aber ein Buch würde ich vorerst nicht darüber schreiben!

Nicht einmal im Voraus!

Nur reicht für Afrika, für das Sammeln einer halbwegs repräsentativen afrikanischen Tiergruppe, ein Menschenleben nicht aus. Mehr steht mir leider auch nicht zur Verfügung. Doch selbst wenn es reichte – gesetzt den Fall, für drei statt für eines –, was wird aus den anderen Erdteilen, aus Asien, aus Amerika?

Eine Privatsammlung, die sämtliche Wildtiere unserer Erde umfasst, hat noch nie jemand besessen. Sicherlich wird es eine solche auch nie geben. Ich meine natürlich eine, bei der jedes einzelne Mitglied vom Besitzer selbst erbeutet wurde. Davon zu sprechen ist zwecklos.

Bisher war es nicht möglich, wird aber immer mehr vorstellbar. Die rasante Beschleunigung des Verkehrs, Überschallflugzeuge, Geländewagen, die Zunahme von Kunststraßen, die Vereinfachung der Jagdmethoden, das Bekanntwerden der Standorte, die Vervollkommnung von Jagdwaffen und Munition – sie rücken den alten Jägertraum einer lückenlosen Trophäensammlung in greifbare Nähe.

Parallel dazu gewinnen natürlich auch etliche Schwierigkeiten und neue Hindernisse an Kraft. Da es nun um das Sammeln immer seltenerer Arten geht, erfordert deren Erlangung immer mehr Zeit, Mühe und Prüfungen, immer teurere und umständlichere Reisen, Ausrüstung und nicht zuletzt ein höheres Maß an Glück.

Mit einem entsprechend prallen Beutel ist alles beschaffbar. Aber das Glück – außer vielleicht bei einer Zigeunerin, einem Magier, Hexenmeister oder sonst einem Wunderdoktor – ist schon schwerer zu kaufen. Und es zu erzwingen ist erst recht nicht leicht. Die Möglichkeiten werden also nicht nur einfacher, sondern zugleich komplizierter!

Ich kenne einige weltreisende Sammeljäger. Dem Fleißigeren gelingt es – sofern Gesundheit und Kleingeld reichen – relativ leicht, jene Stufe der Entwicklung zu erreichen, auf der ihn nur noch Raritäten interessieren und er auf die eine oder andere fehlende „weiße Krähe" aus ist.

Auch die vom namhaften Tringer Zoologen ausgesandten Sammler durchstreiften die Wildnis mit dem Gewehr und einer „Mängelliste" sowie mit genauen Angaben zu den präzisen Maßen der bereits vorhandenen Exemplare. Sie wählten aus, sortierten aus, merzten aus und hoben das Qualitätsniveau ihrer Sammlung. Die Kennzeichen der Gründlichkeit eines Sammeljägers.

Wie der Briefmarkensammler den Zumstein-Katalog (zu meiner Zeit, vor einem halben Jahrhundert, hieß er Senf-Katalog), so umklammert der heutige Sammeljäger das Fachbuch *Records of Big Game* von Rowland Ward, mit den beglaubigten Maßen aller Großwildtrophäen der Welt, vom Weltrekordler bis zum fünfundzwanzigsten Platz... Und um seinen Hals hängt neben einem starken Fernglas ein Maßband.

Dies ist eine hochstehende, genussvolle Art des Sammelns und vielseitig nützlich. Eine Leidenschaft, die nicht nur den internationalen Jagdsport hebt, sondern auch das Natur- und Geographiewissen erweitert und, man könnte sagen, die allgemeine Bildung verbessert. Einst war dies mein Lebensziel.

Es wurde nicht wahr. Es scheiterte, fiel ins Wasser, brach entzwei, verkümmerte zur Bedeutungslosigkeit, wie die meisten echten Lebensziele. Etwa dreißig Jahre lang, solange man bei guter Gesundheit und in Freiheit leben konnte, solange es unbegrenzt blühen konnte, brachte es unermessliche Freude und Befriedigung, Zeitvertreib und Trost; es vergoldete und befruchtete mein Leben, gab ihm einen Sinn!

Leider ist jedoch das Ross meiner Fantasie – wie es dies schon so oft getan hat – wieder mit mir durchgegangen. Und solch ein scheu gewordener Wunderhengst stürzt seinen Reiter früher oder später ins Unheil, wenn es nicht gelingt, ihn rechtzeitig zu bändigen. Auch mich ereilten nacheinander verschiedenste Enttäuschungen, kleinere, größere und noch größere Reinreinfälle und Unannehmlichkeiten.

Kaum war ich aus England zurück, wurde meine zuversichtliche Stimmung durch die Nachricht vom Tod meines in Aussicht stehenden Tringer Gönners und die Auflösung seines beispiellosen Lebenswerks erschüttert. Denn diese Nachricht brachte auch mein losgestürmtes Traumpferd zu Fall, ohne dass ich aus dem intensiven Studium des Brehm oder des Andrée den geringsten Nutzen hätte ziehen können!

Die wunderbare Sammlung wurde herrenlos. Die Erben hängten nicht an ihr und versuchten, sie so schnell wie möglich zu veräußern. An Interessenten mangelte es natürlich nicht, weltweit bewarben sie sich darum: Naturkundemuseen überboten einander. Nach meinen Informationen ging der kleinere Teil des Materials an England, der größere natürlich an Amerika. Wohin es meinen Eichelhäher verschlagen hat, könnte ich wahrlich nicht sagen. Es wäre besser gewesen, er wäre hier geblieben.

Dennoch hörte ich nicht auf, meinen Kindheitsplan weiterzuspinnen! Ich schmiedete das Eisen so lange, spekulierte und spann Ränke, bearbeitete die zuständigen Geldbeutel so

lange, bis es mir im Frühjahr 1927 doch gelang, mich auf den Weg zu machen – zu meiner ersten Afrika-Expedition! Ziel meiner Reise war ein recht unbekannter Teil des Ostsudans, die bis zur abessinischen Grenze reichende Provinz Fung.

Es war eine bescheidene, sparsame Expedition, bei der jeder Groschen dreimal umgedreht wurde, aber dennoch denkwürdig, ja erfolgreich unvergesslich! Eine, die mein Herz endgültig mit Afrika verlobte! Dort schoss ich übrigens meinen ersten Löwen, meinen ersten Panther, meinen ersten Büffel! Sogar eine Roan-Antilope (Pferdeantilope) mit hervorragenden Hörnern befand sich unter meiner damaligen Beute – seither ist es mir nicht gelungen, eine bessere Roan zu schießen! Über jene „Maiden Voyage" – meine Jungfernexpedition – wagte ich noch kein Buch zu schreiben. Einen solch riskanten Versuch hätte ich mir gar nicht zugetraut. Mein vor Ort geführtes Tagebuch bewahre ich jedoch – in völlig mitgenommenem Zustand – noch heute in meiner Schublade auf.

Das wichtigste Ergebnis meiner Reise war dennoch das Brechen des Eises, denn die folgenden Jahre brachten eine erfreuliche Besserung. Eine Afrika-Expedition folgte auf die andere, eine schöner und erfolgreicher als die andere! 1928, 1929, 1934, ja sogar 1938 standen im Zauberbann des „schwarzen Erdteils".

Entsprechend wuchs auch mein privates Museum. Von den 130 Großwildarten Afrikas gelang es mir, 80 Arten zu sammeln. Sogar einige ernsthafte Raritäten befanden sich darunter! (Bongo, Sitatunga, Mähnenschaf, Karakal.) Von meinen Büchern erblickten bisher *Csui!*, *Elefantenland* und *Rollender Sand* das Licht der Welt. In jene zehn Jahre gelang es mir übrigens, auch noch Alaska (Ende 1935) und sogar Indien (Anfang 1938) hineinzuschmuggeln. Auch diese Reisen resultierten in jeweils einem neuen Buch!

1934–1935 könnte ich als die geschäftigsten, aktivsten anderthalb Jahre meiner Jagdsammlerzeit bezeichnen! Von den rund 500 Tagen verbrachte ich 80 auf verschiedenen Meeren, auf dem Weg zu irgendeinem begehrten Wild...

Ich sagte, 1938 gelang es mir, auch nach Indien zu kommen! Das war meine einzige Indienreise, davon handelt *Nahar*. Zugleich war dies meine letzte exotische Expedition, die ich aus eigenen Mitteln finanzierte!

Es folgten zwar noch etwa fünf bis sechs relativ friedliche heimische Jagdjahre. Denkwürdige Niederwild-Ergebnisse, viele Hasen, Fasanen, dazwischen Hirsche, Wildschweine. Sogar einige erwähnenswerte Erlebnisse fallen in diese letzten paar Jahre...

1938 gewann ich – zum ersten und letzten Mal in meinem Leben – die ungarische Meisterschaft im Taubenschießen unter etwa 50 Teilnehmern. Das Taubenschießen hat natürlich wenig mit der Jagd zu tun. Dennoch ist es Schießerei, ja der Titel „Meisterschaft" ist ein Ruhm, der viele andere „Waffentaten" in den Schatten stellt...

Ebenfalls im Jahr 1938 nahm ich – zwischen dem 13. und 18. Dezember – in Tótmegyer an der erfolgreichsten Schrotjagd meines Lebens teil, als ich in sechs Tagen – von Montag bis Samstag – 2.645 Stück Niederwild schoss: 1.218 Hasen, 1.006 Fasanenhähne und 421 Rebhühner. Auch das ist mir nie wieder passiert!!

Und im September 1942 erbeutete ich in meinem siebenbürgischen Pachtrevier den größten Bären meines Lebens, der mit einer Goldmedaille ausgezeichnet wurde.

Vielleicht erinnert sich der Leser an den Anfang dieses Buches? Ich begann mit einer exotisch klingenden, aber dennoch internationalen Pflanze, mit einer schwer erklimmbaren Gemüseart – dem allseits bekannten Gurkenbaum? Aber ich spann diesen Gedanken nicht weiter, bog ab, verirrte mich auf hundert Nebenpfade, die vielleicht nicht

immer unmittelbar zum Thema gehörten. Ich schweifte so weit umher, dass ich schließlich den Faden meiner Erzählung verlor. Nun möchte ich zum Ausgangspunkt zurückkehren, dieses Kapitel abrunden, ihm zumindest einen scheinbaren Sinn geben. Leider muss ich einen ziemlich großen Bogen schlagen, etwa ein Vierteljahrhundert zurück!

1935 waren wir gerade im Begriff, aus der Libyschen Wüste abzuziehen, wir schlugen zum letzten Mal unser Zelt auf. Am nächsten Tag rechneten wir damit, Wadi Halfa zu erreichen, den Nil, unser Heimatschiff... Seit dem Morgengrauen hatten wir die Sahara durchquert, wir waren erschöpft, Augen und Mund waren voller Sand. Wir hatten uns noch nicht einmal gewaschen, es blieben uns kaum ein paar Tropfen Wasser; wir hofften, uns am nächsten Tag im Hotel in Halfa bequem reinigen zu können. Ein unangenehmer Wind blies, er wirbelte den Sand noch ordentlich auf, der Staub der Wüste hatte sich seit Monaten in mir angesammelt.

Aber für mich wirbelte er ihn an jenem Tag zum letzten Mal auf! In jener Nacht schloss ich das Manuskript von *Rollender Sand* ab. Ich schrieb auch einige wichtige Briefe, die ich am nächsten Tag aufzugeben gedachte. Einer ging nach Indien: eine gemeinsame Sendung an mehrere Maharadschas. Mir war nämlich das Schreibpapier ausgegangen, deshalb kamen sie in einen gemeinsamen Umschlag. Der andere – auch dafür brauchte man viele Briefmarken – war für eine noch weitere Reise bestimmt! Weit nach Alaska, an die Adresse von Andy Simons, meinem noch unbekannten Führer. Ich teilte ihm endgültig mit, er solle im Hafen von Seward in Alaska auf mich warten, ich käme mit dem August-Schiff! (Damals verkehrten im Sommer nur zwei Schiffe zwischen dem westkanadischen Vancouver und Alaska.)

Meine Indien-Expedition war erst ein Plan, auch den genauen Zeitpunkt hatten wir noch nicht festgelegt. Einige Maharadscha-Bekannte waren so freundlich gewesen, mich einzuladen; sie wollten mich sogar einen Tiger schießen lassen! Zwar konnte ich erst 1937–1938 nach Indien aufbrechen. Aber den Briefwechsel, die immer nützliche „Bodenvorbereitung", begann ich bereits dort, in der Einsamkeit meines Wüstenzeltes. Ja, ich hoffte sogar, Afrika nächstes Jahr wiederzusehen! Im Laufe des Sommers bereitete ich mich auf Alaska vor, ich hatte bereits mein Ticket für den Dampfer namens „Washington" gelöst. Er sollte am 15. Juli von Hamburg auslaufen und am 25. in New York fällig sein...

Heute aber schreiben wir den 9. März! Jetzt kehre ich aus Afrika heim – zum siebten Mal! Es scheint, als wäre ich endlich in das gewünschte Fahrwasser geraten, als könnte ich mich endgültig auf meine gewählte Fährte begeben, auf das Ross meines lang geplanten Lebensziels aufsteigen. Auf das Wunderross des Weltenbummelns, des Wildtiersammelns, der Reisebeschreibungen. Diese mehr oder weniger verwandten Neigungen beginnen meinen Lebensweg zu pflastern, bilden das Fundament meines Schicksals. Ich nahm mir auch vor, sobald ich morgen auf dem Nil das Schiff besteige, sogleich mit dem Feilen am Manuskript meiner abgeschlossenen Wüstenreise zu beginnen. Die Veröffentlichung von Reisebeschreibungen verspricht immer lohnender zu werden. Nur der finanzielle Nachschub schwankt ein wenig... Aber warum sollte ich nicht noch erfolgreiche Bücher haben? Weltweit erscheinende ausländische Ausgaben in großer Auflage?

Und jetzt, beim Rückblick auf die verflossenen Jahre, meine ich so etwa, dass ich damals, am 8. März 1935, im letzten Lager meiner Wüstenreise, in jenem verlassenen, im Sand versinkenden Zeltchen, als ich mich mit meinem Reisegefährten László Almásy aus der Libyschen Wüste herausgequält hatte, auf dem Gipfel meines Gurkenbaums verweilte!

Und nachdem meine Alaska-und Indienpläne glücklich verwirklicht worden waren, folgte 1944. Der Himmel über uns verdüsterte sich endgültig, er ließ verschiedenste Bomben auf uns herabregnen. Und als der Sturm sich endlich legte, als ich hungrig, schmutzig, mit blinzelnden Augen aus dem Bunker des Hauses meiner Eltern in der Úri-Straße ans Tageslicht kletterte, hatte sich die Außenwelt um mich herum bis zur Unkenntlichkeit verändert.

Meine erste Sorge galt natürlich meinem Heim, das am Hang des Schwabenbergs erbaut worden war! Dort wohnten meine geliebten Trophäen! Im unteren Teil der Istenhegyi-Straße macht die Straße eine weite Kurve. Von dort aus konnte man bereits die Ecke des Daches meines Hauses auf dem Schwabenberg sehen! In meiner Erregung wartete ich fast zitternd auf ihr Erscheinen, aber wahrlich – sie erschien nicht. Ich kletterte immer weiter hinauf, von dort aus konnte man bereits auch die Seite sehen... Aber auch die zeigte sich nicht. Ich wollte umkehren, Übelkeit wand sich in meinem Inneren, ich wagte es nicht, dem Wiedersehen ins Auge zu blicken... Aber man muss eben da durch – zwang ich mich!

Ich setzte also den Aufstieg fort. Ich stieg immer höher, aber mein Haus wollte und wollte nicht zum Vorschein kommen. Es hätte auch schwerlich kommen können, denn es war nichts davon übrig geblieben außer einem kaum schienbeinhohen, hier und da noch leicht rauchenden Trümmerhaufen. Unbeschreiblich war das Bild, das sich mir bot. Noch jetzt bricht mir der Schweiß aus, ein Vierteljahrhundert später.

Meine Trophäen gibt es nicht mehr! Sie haben mich verlassen, hinweggefegt vom Sturm des Krieges, sie fielen der Belagerung von Budapest zum Opfer. Mein Haus brannte zu Asche nieder, und in ihm verbrannte meine gesamte Jagdbeute zu Asche, etwa eintausenddreihundert Stück, bis auf das letzte. Vom größten Elefantenstoßzahn bis zum kleinsten Rehbockgehörn.

Meine Trophäen gibt es nicht mehr, aber es gibt sie – meine Erinnerungen! Und zwar in bunten Farben leuchtende, feuerfeste, granat-ja sogar mottenfreie Erinnerungen, deren Wert durch die Vernichtung der greifbaren Dinge ins Tausendfache gestiegen ist, veredelt zu einer Währung, die goldener als Gold ist. Zu einem Schatz, dem die vielen hässlichen Gefahren der Welt nichts mehr anhaben können. Meine Trophäen brauchen nun keine weitläufigen, teuren Brennstoff fressenden Säle mehr, ich muss sie nicht mehr renovieren lassen, ja sogar vor Mottenfraß konnte ich sie endgültig retten! Jetzt haben sie an einem sehr kleinen Platz Platz, in der innersten Zelle meines Herzens, wo ihnen nie wieder Leid geschehen kann. Von nun an werden sie ständig bei mir sein, ich kann mich jederzeit an ihnen erfreuen, ja ich werde sie zu gegebener Zeit sogar dorthin ans jenseitige Ufer, in die ewigen Jagdgründe mitnehmen können – alle eintausenddreihundert!

Sehen Sie, jene Brandgranate hat gar nicht so großen Schaden angerichtet! Sie hat jene vielen schweren Elefantenstoßzähne nur etwas leichter transportierbar gemacht.

Auf den Spuren von Hirschen

Das erste Wild des ungarischen Waldes, die begehrteste Beute des ungarischen Jägers – der Hirschstier mit dem stattlichen Geweih. Wir Hirschjäger bekennen uns zumindest dazu. Für uns ist der September der außergewöhnlichste Monat des Jahres, die Zeit der Hirschbrunft, der Altweibersommer mit dem Mariengarn und der Grillenmusik, wenn der Wald sein goldgewirktes herbstliches Kleid anlegt und die Wiese abends kühlen Nebelduft wie Weihrauch verströmt. Uns steht dann das Kugelgewehr am besten auf der linken Schulter, wenn die Eicheln klopfend von Ast zu Ast fallen, wenn der Strahl der

aufgehenden Sonne einen lila Teppich aus Herbstzeitlosen auf der taufeuchten Ebene erblühen lässt, wenn das V der aus der Ferne ziehenden Wildgänse ein Gackern aus der Höhe zu uns herabschickt und die Beere der Eberesche rötet wie brennende Korallen...

Und wenn wir abends, beim langsamen Heimweg vom Wald, immer wieder innehalten, um zu lauschen... Aber nur die unermüdlichen Grillen fiedeln; ein, zwei Waldkäuze rufen, das mondlichtartige Lämpchen eines Glühwürmchens blinzelt entlang des Pirschpfades, und in den funkelnden Sternenhimmel zeichnet eine Sternschnuppe auf ihrem Lauf zu einem unbekannten Ziel eine lange Feuerschlange...

Doch kaum gehen wir wieder los, kaum sind wir einen Steinwurf weit gekommen – da schlagen unsere Füße Wurzeln – der Atem stockt uns im Halse – unser Herzschlag beschleunigt sich. Der erste Hirschstier hat sich vernehmen lassen!

An dieses Erlebnis, das sich Jahr für Jahr wiederholt, kann man sich nicht gewöhnen; der Zauber dieses festlichen Augenblicks lässt sich nicht abnutzen. Ich nutze ihn nun schon seit vierzig Jahren ab, und doch wird er immer größer, immer glanzvoller. Und wenn es so weit ist, dass ich die Waffe auf einen röhrenden Hirsch anlege, wahrlich, dann durchschauert mich auch heute noch das Jagdfieber so sehr, dass ich die Zähne zusammenbeißen muss...gebissen, damit sie nicht klappern. Bei der letzten Brunft hat mich das Jagdfieber sogar einen Hirsch mit gutem Geweih, einen „Unfehlbaren", verfehlen lassen...

Doch der Hirschjäger zeichnet sich nicht etwa dadurch aus, mit welcher Sicherheit er die Kugel seines Gewehrs in das Blatt des gewählten Hirsches jagt, und auch nicht durch die Dichte des Geweihwaldes, der die Wände seiner Wohnung schmückt. Sondern vielmehr durch das Maß an Wissen, das er über das Leben des Hirsches gesammelt hat, sowie durch den Grad der Ehrenhaftigkeit, die er dem Hirsch gegenüber an den Tag legt.

Über unseren heimischen Hirsch, seine Naturgeschichte, Lebensweise, Hege und Jagd hat sich die Fachliteratur bereits so erschöpfend ausgelassen, dass es mir kaum gelingen würde, etwas Neues darüber zu sagen. Dagegen habe ich festgestellt, dass der größere Teil unserer Jäger – obwohl er über den ungarischen Hirsch vieles weiß – dessen ausländische Verwandtschaft kaum kennt. Das sage ich nicht als Vorwurf; schließlich ist es für unseren heimischen Wildbestand völlig gleichgültig, ob unsere Nimrode schon einmal von dem Hirsch gehört haben, der auf der Insel Borneo heimisch ist. Nur weil jemand nicht weiß, was ein Kaschmir-Barasingha – oder Hangul – ist, kann er dennoch ein ganz ausgezeichneter Hirschjäger sein.

Da wir jedoch auch die engere Verwandtschaft unserer besten Bekannten und geschätzten Freunde nicht gleichgültig zu behandeln pflegen, verdient es vielleicht auch unser hochgeachtetes Hochwild, der ungarische Hirsch, dass wir seiner weitverbreiteten Sippschaft ein gewisses Interesse entgegenbringen und seine weitverzweigten verwandtschaftlichen Beziehungen auskundschaften.

Ich erkläre vorab, dass eine wissenschaftliche Klassifizierung nicht mein Ziel ist; ich bin ohnehin kein ausgewiesener Zoologe, sondern nur ein alter Jägersmann und infolgedessen ein begeisterter Tierfreund. Da mich die Hirschartigen (Cerviden) ganz besonders interessieren und ich sogar Gelegenheit hatte, die eine oder andere Art in ihrer Übersee-Heimat persönlich kennenzulernen, versuche ich – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – die weltweit lebenden Hirsche einzeln vorzustellen.

Zwar bin ich einem Teil von ihnen nur in verschiedenen Zoos begegnet, und einige kenne ich gar nur vom Hörensagen. Wenn ich aber nun ankündige, dass von unserem

heimischen Hirsch weltweit fünfzig und einige mehr oder weniger nahe, aber dennoch unterschiedliche Verwandte leben, schließt sich mir vielleicht der eine oder andere Jagdbruder an und begleitet mich auf meinem mehrstündigen Streifzug um die Erde, um der Hirschverwandtschaft einen flüchtigen Besuch abzustatten.

Ich warne jedoch eventuelle Interessenten vorab: Sie haben sich auf eine ziemlich trockene, ungemütliche Rundreise eingelassen. Wer also auf spannende Jagdabenteuer hofft, der bleibe lieber zu Hause, beziehungsweise fange gar nicht erst an, dieses Buch zu lesen. Schließlich nehmen wir kein Gewehr mit, nicht einmal ein eingebildetes, sondern höchstens ein scharfes Fernglas, um die Verwandten gründlicher in Augenschein nehmen zu können.

Obwohl wir in erster Linie Jäger und keine Wissenschaftler sind, wäre es vor dem Aufbruch dennoch ratsam festzustellen, welches die gemeinsamen Merkmale der Hirschartigen sind, oder zumindest zu klären: Welches Tier hat überhaupt das Recht, sich als „Hirsch" (ungarisch: *szarvas* – „Gehörnter") ansprechen zu lassen?

Die logische Antwort wäre: jenes, das Hörner (*szarv*) hat. Also alle Arten von Rindern, Ziegen, Schafen, Antilopen, Gazellen – ja vielleicht sogar der Hirschkäfer?

In Wirklichkeit verhält es sich jedoch so, dass von unseren horngebenden Tieren kein einziges ein Hirsch ist. Im Gegenteil! Zur Familie der Hirschartigen gehört kein einziges Tier, dessen Stirn ein Horn schmücken würde! Offensichtlich ist es deshalb kein Hirsch, weil es eben – ein Horn hat!

Die Hirschartigen dagegen (*Cervidae*), die sich bekanntlich nicht mit Hörnern, sondern mit einem Geweih (*agancs*) brüsten, werden im Ungarischen nicht „Geweih tragende", sondern „Gehörnte" (*szarvas*) genannt. Ja, die hohe Wissenschaft zählt zu den Hirschartigen sogar die „Moschushirsche" (*Moschus*) sowie die kleinen „Wasserrehe" (*Hydropotes*), obwohl diese – im Gegensatz zu den übrigen Hirschartigen – völlig kahlköpfig sind, also weder „Hörner" noch ein „Geweih" schieben, und obendrein sogar eine Gallenblase haben, womit sich kein einziger ordentlicher Hirsch rühmen kann!

(Das Fehlen der Gallenblase – dieses wichtige zoologische Merkmal der Hirschartigen – erwähne ich rein zum Zwecke der Zurschaustellung meiner wissenschaftlichen Bewandertheit. Denn für uns Jäger ist das wahrlich nicht wichtig. Ein Geweih soll dieser Hirschstier haben! Und zwar ein großes! Was schert uns dann seine Gallenblase!)

Den Unterschied zwischen Horn und Geweih erwähne ich – obwohl wir uns dessen alle bewusst sind – dennoch zur Belehrung des eventuell in diesen Zeilen herumschnüffelnden Laien:

Horn: Ein hohles Horngebilde, das den vom Stirnbein ausgehenden Zapfen scheidenartig umschließt; es ist ein bleibendes Anhängsel des Tieres.

Geweih: Ein zeitweiliges, massives Knochengebilde; es wird jährlich abgeworfen und entwickelt sich auf der Oberfläche der vom Stirnbein ausgehenden Knochenzapfen (Rosenstöcke) neu.

Uns interessieren im Verlaufe unseres geplanten Streifzugs um die Welt nur jene Tiere, deren Haupt von einem sich periodisch neu entwickelnden Geweih gekrönt wird, also die Geweih tragenden Mitglieder der großen Familie der Hirschartigen (*Cervidae*).

Da also in unseren Jägeraugen ihr einziges gemeinsames Merkmal das Geweih ist, werde ich bestrebt sein, die verschiedenen Verwandten in erster Linie an den Besonderheiten

ihres Geweihs erkennbar zu machen. Nur in zweiter Linie werde ich ihre Größe, ihr Körpergewicht, eventuell ihre Farbe, den Klang ihres während der Paarungszeit ausgestoßenen „Röhrens“ oder andere wichtige Merkmale erwähnen.

Wir werden auch Hirschen begegnen, die rein an ihrem Geweih gar nicht zu erkennen sind, so sehr ähnelt es dem Geweih einer verwandten Art. In einem solchen Fall müssen wir andere Erkennungsmerkmale heranziehen.

Bevor wir uns den verschiedenen Hirschen primär unter dem Aspekt ihres Geweihs widmen, gönnen wir uns einige eingeschobene Zeilen zum Studium der physiologischen Rolle des Geweihs.

Wozu dient das Hirschgeweih eigentlich?

Unzählige Male konnten wir uns von der bewundernswerten Weisheit der Natur sowie von der Wahrheit des oft wiederholten Gemeinplatzes überzeugen, wonach „in der Natur nichts ohne Grund geschieht“. Welchen geheimen Zweck mag es also haben – so fragen wir zu Recht –, das Geweih Jahr für Jahr neu zu entwickeln?

Schließlich stellt der Aufbau des stetig wachsenden Geweihs den Organismus des Tieres vor eine außerordentliche, fast unbillig erscheinende Prüfung. Während der Geweihbildung tritt ein forcierter Stoffwechsel ein, es wird eine verstärkte Blutversorgung benötigt. Das im Bast eingeschlossene, dennoch äußerst empfindliche, reichlich durchblutete, unreife Geweih ist so heiß, als würde es von einer ständigen, schweren Entzündung erhitzt...

Die Erklärung für diese jährlich wiederkehrende, fast unvernünftig erscheinende Kraftanstrengung der Regeneration, diese scheinbare Verschwendung von Lebensenergien, hat die Natur in ein Geheimfach verschlossen, für dessen Vorhängeschloss wir den Schlüssel bis heute nicht finden konnten.

Dass das neue Geweih, der rekonstruierte Kopfschmuck des Hirschstiers, immer zur Zeit der Paarung fertig wird, zur Hochzeit ausreift, dann am schönsten und vollkommensten ist, das sieht auch unser unzulängliches Auge. Wie sollte es auch anders sein, braucht er es doch dann am meisten: zur Zeit der Ritterturniere, bei den Liebeskämpfen, bei den nächtlichen Duellen mit den Nebenbuhlern! Scharf knallen dann die aufeinanderprallenden Geweihwaffen, es kracht und splittert, ja oft bricht gar die Lanze, Blut quillt hervor, schwere Wunden werden geschlagen, und nicht selten kommt es sogar zum tödlichen Stoß...

Das Geweih ist also die für die natürliche Selektion und in diesem Zusammenhang für die Arterhaltung notwendige Waffe des um das Weibchen kämpfenden Männchens.

Doch neben diesem vorrangigen Zweck wissen wir auch von anderen Aufgaben. Es ist für den Hirsch nicht nur eine Waffe, sondern zugleich auch ein Schmuck, ein Gradmesser seiner Kraft, seiner Gesundheit, seiner Überlegenheit gegenüber den Konkurrenten und seiner biologischen Leistungsfähigkeit. Ein Stier mit einem ausladenden, vielendigen Geweih erregt allein durch seine Erscheinung Respekt bei seinen schwächeren Artgenossen und wird sicherlich zugleich auch in den Augen der Kühe begehrenswert. In diesem Fall wird das Geweih also zu einem Respekt gebietenden Schmuck, der zur Demonstration, zum Prunken und zur Eroberung dient – ein erstklassiges Erkennungsmerkmal im wichtigen Wettbewerb der natürlichen Auslese.

Seitens des Weibchens (Hirschkuh) kann wohl kaum von „Auswahl“ die Rede sein. Ich glaube nicht, dass die arme Hirschkuh in der Lage wäre, unter den Stieren zu wählen oder

auch nur das Bedrängen des einen oder anderen Stiers zurückzuweisen. Die Kuh ist in diesem Moment – zumindest belegen dies meine Beobachtungen – ein völlig untergeordneter, „leidender Teil", den sich der jeweilige Platzhirsch nach seinem Gutdünken zu eigen macht. Da jedoch mehrere um den Besitz einer brünstigen Kuh buhlen, kann der tüchtigste Bursche den Streit schon durch bloßes Prunken mit seinem Geweih entscheiden; seine überlegene Erscheinung kann die „natürliche Selektion" bereits im Vorfeld sicherstellen.

Damit möchte ich lediglich beweisen, dass das Geweih – obwohl es primär eine Waffe ist – nicht unbedingt zum Kämpfen da ist. Oft genug erreicht es seinen Zweck bereits durch das bloße Vorzeigen, bevor es zum aktiven Kampf kommen muss. Wo dann die Grenze liegt, jenseits derer das Geweih nicht mehr „Kopfschmuck", sondern „Waffe" ist, das könnte ich kaum scharf definieren.

Obwohl die Rolle des Geweihs nach dem oben Gesagten recht klar und logisch erscheint, scheint sie dennoch etwas zu hinken. Es ist nämlich allgemein bekannt, dass ein allzu prächtiges, allzu gewaltiges, also ein wirklich kapitales Geweih im Einzelfall kein Vorteil mehr ist, sondern eine schwerere als nötige, allzu plumpe Waffe! Je mehr Enden die Geweihkrone jenes hervorragenden Hirschstiers hat, desto ungeeigneter erweist sie sich als Waffe gegenüber dem endenarmen, lanzenspitzigen Geweih der „Mörderhirsche". Infolgedessen vertreibt jener Hirsch mit dem verkrüppelten Geweih, der steinalte, leichtgewichtige – aber umso gefährlichere –, der ein Bajonett trägt und zur Veredelung der Art völlig ungeeignet ist, regelmäßig die prachtvollen Musterbeispiele an Schönheit, Gesundheit und Vollkommenheit und vererbt stattdessen seine eigenen minderwertigen Eigenschaften!

Wo ist darin wohl die Ratio? Wie lässt sich die völlig widersprüchliche Rolle des „Mörderhirsches" in unsere Überlegungen über den Zweck des Geweihs einfügen?

Doch verirren wir uns jetzt nicht in den geheimnisvollen Labyrinthen der Naturgeheimnisse, sondern kehren wir auf unseren ursprünglichen Pfad zurück und schließen wir das Allgemeine über die Hirschartigen ab.

Die noble Gesellschaft der Familie *Cervidae* bewohnt – mit Ausnahme von Afrika und Australien – so gut wie alle Gegenden unserer Erde: von den Tundren Nordsibiriens bis zu den tropischen Dschungeln Südindiens, von den eisigen Küsten Grönlands und des arktischen Amerikas bis zu den heißen Ebenen der argentinischen „Pampas" ist sie heimisch, ja sogar auf den ostindischen Inseln können wir der einen oder anderen Art begegnen.

Obwohl die meisten Hirschartigen heutzutage Waldbewohner sind, gibt es unter ihnen solche, die grasbewachsene Landschaften, die kahle Felswelt hoher Gebirge oder gar die wilden Sümpfe mooriger Niederungen zu ihrer Heimat gewählt haben.

Ich sagte vorhin, dass wir den Hirschartigen weltweit begegnen, „mit Ausnahme von Afrika und Australien". Diese Aussage bedarf einer gewissen Erklärung.

Am nördlichsten Rand des afrikanischen Kontinents, am Küstensaum von Tunesien und Algerien, lebt nämlich der Berber-oder Atlashirsch (*Cervus elaphus barbarus*), der nächste Verwandte des europäischen Rothirsches. Dieser afrikanische Verwandte ist jedoch so selten, dass es wohl kaum noch einen Jäger gibt, der verlässliche Daten über den aussterbenden, nur noch hier und da herumstreifenden Rest des Berberhirsches liefern könnte; und da sich im riesigen und besonders wildreichen Afrika ansonsten nirgendwo Hirschartige aufhalten, können wir vom algerischen Hirsch getrost absehen. Umso mehr,

als es kaum zweifelhaft ist, dass dieser Hirsch nichts anderes ist als der nach Afrika ausgewanderte Bruder des spanischen Rothirsches (*Cervus elaphus hispanicus*). Einst nämlich, vor der Entstehung der Straße von Gibraltar, konnten die Hirsche der Iberischen Halbinsel sicherlich trockenen Fußes nach Afrika hinüberwechseln.

Ja, wir wissen sogar, dass der „trockene Fuß" keine unbedingte Voraussetzung für die Hirschwanderung ist. So ist etwa das Wechseln der schottischen Hirsche von Insel zu Insel allgemein bekannt. Aus verlässlichen Quellen weiß ich, dass den einen oder anderen der Hirsche, die auf der südlichsten der nördlich von Schottland gelegenen Orkney-Inseln namens Hoy angesiedelt wurden, zeitweise das Heimweh packt; in solchen Fällen schwimmen sie einfach nach Schottland „nach Hause", obwohl der dazwischenliegende Meeresstreifen selbst an der schmalsten Stelle zwölf Kilometer breit ist! Da die Straße von Gibraltar, die Europa von Afrika trennt, nur ein bis zwei Kilometer breiter ist, ist anzunehmen, dass die Ahnen des afrikanischen Hirsches einst schwimmend aus Spanien ankamen. Übrigens sind der relativ schwache Körperbau des spanischen Hirsches sowie seine schlechte Eigenschaft, in seinem Geweih oft die Eissprosse zu vergessen, auch für den afrikanischen Verwandten charakteristisch.

Und was die oben erwähnte Hirschlosigkeit Australiens betrifft: Wenn auch nicht auf dem Kontinent selbst, so haben sich auf der dazugehörigen Insel Neuseeland heutzutage bereits verschiedene Hirscharten eingebürgert. Da ihre Vorfahren jedoch im Laufe der letzten zwei bis drei Menschenalter per Schiff aus Europa und Amerika dorthin gebracht wurden, sind sie lediglich neuzeitliche „Siedler" und können daher keineswegs als australische Hirschartige angesehen werden.

Nach dem Gesagten können wir nun getrost behaupten, dass es – mit Ausnahme von Afrika und Australien – in fast jeder wildbewohnten Gegend der Welt irgendeine Hirschart gibt.

Ihr aller gemeinsames Merkmal ist – wiederholen wir es mit dem nötigen Nachdruck –, dass die Stirn ihrer ausgewachsenen Männchen von einem Geweih geschmückt wird. Ihrer Leber fehlt dagegen, im Gegensatz zu den übrigen Wiederkäuern, die Gallenblase. Davon kann sich der Jäger freilich erst nach dem Erlegen beim Aufbrechen überzeugen – sofern es ihn interessiert. Was mich betrifft: Diese ganze Gallenblasenfrage lässt mich völlig kalt.

Über den Rothirsch im Allgemeinen

Ich erwähne ihn nicht nur deshalb als Ersten, weil er „unser" Hirsch ist und wir ihn als unseren Landsmann alle kennen, sondern vor allem deshalb, weil er der edelste Vertreter seiner weitverzweigten Verwandtschaft ist, das vorbildliche Muster seiner Art. Die Stangen seines schwungvoll gewölbten Kopfschmucks, der auf kurzen Rosenstöcken ruht, sind nahezu zylindrisch, von rauer Oberfläche – „geperlt" und „gerillt". Das Geweih des Stiers im besten Alter ist vielendig, „verästelt", trägt mindestens 5, in der Regel jedoch 6–7, ja in Einzelfällen sogar 10–12 Enden an jeder Stange. Von diesen Enden fehlen unter Durchschnittsverhältnissen das erste und das dritte von unten gezählte – also die Augsprosse und die Mittelsprosse – nie, während die dazwischen liegende Eissprosse – also das zweite Ende von unten – gelegentlich ausbleibt.*

Entsprechend der Stellung und Ausbildung der an der Spitze der Geweihstangen erscheinenden Kronenenden können wir von verschiedenen „Kronentypen" sprechen. Aber für uns ist diesmal nur die Erwähnung der „Becherkrone" wichtig, da sie ein charakteristisches Privileg der Rothirsche ist. Ein becherbildendes Endenbukett krönt

ausschließlich das stolze Geweih des Rothirschstiers. (Eine bei anderen Verwandten – z. B. bei den Wapiti-Arten – ausnahmsweise vorkommende „Becherkrone“ ist eine abnorme Bildung.)

Die Eissprosse muss also – obwohl sie ein wichtiger Bestandteil des Geweihs ist – als eine Art zusätzliches Ende betrachtet werden, da sie sehr oft verkümmert oder gar ganz fehlt. Etwa die Hälfte der siebenbürgischen Hirsche ist ohne Eissprosse. Wie wir im Folgenden sehen werden, haben zahlreiche Hirscharten überhaupt keine Eissprosse.*

Die weithin hörbare, tiefkehlige Fanfare des brunftenden Rothirschstiers, das unser Jägerherz höher schlagen lassende Hirschröhren (Melden, Orgeln, Knören), ist erhabener, imponierender und großartiger als das Kampflied aller anderen Hirschartigen. Es ist, als würde der Rothirschstier sogar mit dem „lebendigen Wort“ beweisen wollen, dass er vornehmer ist als die anderen, dass er der Hirsch der Hirsche ist!

Die Decke des ausgewachsenen Rothirsches beiderlei Geschlechts ist einfarbig, während die der neugeborenen Kälber gefleckt ist. (Was beweist, dass einst auch die Alten gefleckt waren.)

Heimat: Fast alle Staaten Europas, der nördliche Rand Afrikas, Kleinasien und der Nordiran.

Aus der Größe seines Verbreitungsgebiets folgt, dass seine Lebensbedingungen nicht überall gleich sind; dementsprechend variieren auch die Maße seines Körperbaus und seines Geweihs von Region zu Region. Nichts ist natürlicher, als dass die Wissenschaftler diese Unterschiede begierig aufgreifen und die Zahl der „Unterarten“ des Rothirsches stetig vermehren. Unseren bescheidenen jagdlichen Ansprüchen entspricht es jedoch vollauf, wenn wir diese Einteilung in fünfzehn bis zwanzig Richtungen diesmal auf die vier infrage kommenden Weltteile reduzieren: Europa, Afrika, Asien und Nordamerika.

Der europäische Rothirsch (*Cervus elaphus elaphus*)

Heimat: Die Britischen Inseln, Schweden, Dänemark, die Niederlande, Belgien, Frankreich, Spanien, Deutschland, Polen, die Sowjetunion, die Tschechoslowakei, Österreich, Ungarn, Jugoslawien, Rumänien, Bulgarien, Griechenland – also fast ganz Europa. Zwar kommt er in dem einen oder anderen der aufgezählten Länder nur vereinzelt, man könnte sagen selten, vor. In größter Zahl tritt er in Schottland, Deutschland, Österreich, Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien und Jugoslawien auf.

Seine Qualität ist – wie ich bereits erwähnte – regional sehr verschieden. Die kleinsten Gestalten mit den geringsten Geweihen leben in England, vor allem auf den westlich von Schottland gelegenen kleinen Inseln mit rauem Klima. Die kapitalsten Körper und die exzellentesten Geweihe hingegen besitzen jene, die in unserer Heimat und in den Ostkarpaten gedeihen. Diese beiden Extreme verkörpern sozusagen den Begriff des „Zwerges“ und des „Riesen“ unter den Rothirschen. Denn während die Schulterhöhe eines Hirschstiers auf der westschottischen Halbinsel Harris etwa 100 cm beträgt, sein Körpergewicht selten 100 kg erreicht und sein geringes Geweih, dessen maximale Stangenlänge 75 cm und dessen Umfang 10–11 cm beträgt, nur in Ausnahmefällen zum Zwölfer heranwächst, erreicht die Schulterhöhe des aschgrauen, „ramsnasigen“ Stiers der Ostkarpaten bis zu 150 cm, sein Körpergewicht manchmal sogar 300 kg, seine Stangenlänge 125–130 cm, sein Umfang 20–22 cm und die Zahl seiner Enden sogar 22–24!

Zwischen den beiden oben genannten Extremformen existieren unzählige Übergänge. Von Schottland nach Osten gehend, wächst und verbessert sich die Qualität des Hirschgeweihs allmählich, bis sie schließlich in Ungarn und in den Ostkarpaten den Gipfel ihres Könnens erreicht.

Was beweist – und ich werde nicht müde, dies oft genug zu wiederholen –, dass der Rothirsch in erster Linie ein Bewohner des Karpatenbeckens ist; der gehegte Stolz unserer heimischen Wälder, denn hier bringt er seine erlesensten, prächtigsten Geweihe hervor! Wahrlich, die Geweihe aus Südtransdanubien, den Donauauen sowie aus der Maramuresch und Siebenbürgen suchen in der ganzen Welt ihresgleichen! Das beweist glanzvoller als jede Rede die 1937 in Berlin veranstaltete internationale Ausstellung, bei der die Champion-Trophäen aller Staaten Europas miteinander wetteiferten. Aus der ungeheuren Menge der ausgestellten Rothirschgeweihe wurden etwa 550 mit Preisen ausgezeichnet; der Erlegungsort der 29 besten folgte in dieser Reihenfolge aufeinander:

1. Maramuresch 11. Siebenbürgen 21. Komitat Baranya
2. Siebenbürgen 12. Siebenbürgen 22. Jugoslawien
3. Siebenbürgen 13. Jugoslawien 23. Deutschland
4. Komitat Zala 14. Komitat Zala 24. Jugoslawien
5. Siebenbürgen 15. Polen 25. Komitat Somogy
6. Polen 16. Siebenbürgen 26. Siebenbürgen
7. Komitat Tolna 17. Siebenbürgen 27. Siebenbürgen
8. Jugoslawien 18. Jugoslawien 28. Siebenbürgen
9. Komitat Somogy 19. Komitat Zemplén 29. Komitat Baranya
10. Deutschland 20. Siebenbürgen

Das heißt, unter die neunundzwanzig Champion-Geweihe gelangten insgesamt nur 10 „Fremde", der Rest stammte allesamt aus Transdanubien oder Siebenbürgen! Der beste „Fremde" konnte nur den sechsten Platz erringen.

Der ungarische Rothirsch hat also – seinem alten Ruf entsprechend – auch diesmal einen überlegenen Sieg über seine ausländischen Konkurrenten errungen. Was uns wiederum dazu verpflichtet, uns das Schicksal der geschrumpften Überreste unseres einstigen Hirschbestandes zu Herzen zu nehmen. Wir müssen ihn schützen, pflegen und fördern, damit der ungarische Hirsch auch in Zukunft ganz vorne mit dabei sein kann!

Der afrikanische Rothirsch (*Cervus elaphus barbarus*)

Diesen seltenen, offensichtlich im Aussterben begriffenen Rothirsch habe ich bereits zu Beginn meiner Arbeit im allgemeinen Teil erwähnt. Er wird auch Berber-oder Atlashirsch genannt.

Mit dem Atlas-oder Berberhirsch, dem „Alvassi" der arabischen Eingeborenen, hatten nur sehr wenige Jäger zu tun; infolgedessen sind auch die uns zur Verfügung stehenden Daten und Berichte recht lückenhaft.

Er ist ein Tier, das wesentlich stattlicher als der schottische Hirsch, aber viel schwächer im Körper und geringer im Geweih als der unsrige ist; das Gewicht des ausgewachsenen Stiers liegt bei etwa 130 kg.

Die maximale Länge seiner Geweihstangen beträgt etwa 90 cm, eine Krone bildet er nur ausnahmsweise aus, die Eissprosse fehlt in der Regel.

Decke: Im Gegensatz zu seinem europäischen Bruder weist sie eine recht blasse und bleibende (also nicht nur jugendliche), unregelmäßig verstreute Fleckung auf.

Heimat: Nordwestafrika, der algerische und tunesische Abschnitt des Atlasgebirges, vor allem die Waldgebiete von Constantine, die sich zwischen Ahnaba und Calle im Norden Tunesiens erstrecken.

Der asiatische Rothirsch oder „Maral" (*Cervus elaphus maral*)

Ich muss damit beginnen, dass „Maral" eine falsche oder zumindest verwirrende Bezeichnung für den asiatischen Rothirsch ist. „Maral" bedeutet nämlich auf Persisch schlicht „Hirsch" und wird in ganz Asien für größere Hirscharten verwendet. In der Jagdliteratur werden üblicherweise die in Asien heimischen Wapiti-Arten als Maral bezeichnet; wenn wir diesen Namen hören, verstehen wir darunter – zumindest geht es mir so – den asiatischen Wapiti und nicht den asiatischen Rothirsch. Und obwohl so manches Fachbuch – und in Latein sogar die Wissenschaft – ihn als Maral, gelegentlich als Kaukasischen Maral erwähnt, sei es mir gestattet, von dieser Bezeichnung abzusehen, um Missverständnisse zu vermeiden. (Im Kaukasus, der charakteristischen Heimat des asiatischen Rothirsches, heißt er übrigens ohnehin nicht Maral, sondern *Oleny*. Nur im Iran nennt man ihn Maral.)

Setzen wir also unsere Suche fort. Wir überschreiten die Kette der Karpaten, halten uns südostwärts durch Bulgarien und das europäische Stückchen der Türkei, springen über den Wassergraben des Bosporus und befinden uns bereits in Kleinasien, am westlichen Ende der Heimat des asiatischen Rothirsches.

In den Wäldern des Taurusgebirges stoßen wir bald auf diesen gewaltigen Hirsch, dessen Schulterhöhe von 140 bis 160 cm selbst die größten Karpatenstiere übertrifft. Da er zudem etwas breiter, gedrungener und dickhalsiger als unser Hirsch ist, liegt auch sein Durchschnittsgewicht höher und übersteigt oft 300 kg. Auch sein Schädel ist auffallend lang.

Sein Geweih ist ebenfalls gewaltig und schwer, es passt in die Reihe der besten siebenbürgischen Trophäen, ist aber einfacher aufgebaut und endenärmer! Meist bringt er es nur auf 12 Enden, hier und da findet sich ein 14-Ender, ein 16-Ender ist sozusagen schon eine Seltenheit, und alles darüber gehört ins Reich der Jägerlatein-Märchen! Den bei uns vorkommenden Kopfschmuck mit 20 bis 22 Enden können die asiatischen Hirschkühe so gut wie nie bewundern.

Das Geweih des kaukasischen Rothirsches (*Cervus elaphus maral*) hat eine lange, gerade Augsprosse, die dann plötzlich nach oben kurvt. Die Eissprosse ist meist verkümmert, kaum ein Viertel so lang wie die Augsprosse, oder fehlt ganz. Das über der Mittelsprosse folgende, also (im Falle einer Eissprosse) von unten gezählte vierte Ende, das bei europäischen Geweihen in der Regel zur Krone gehört, steht oft tiefer als die eigentliche Krone, etwa auf halbem Weg zwischen Mittelsprosse und Krone. Dieses „abgerutschte"

Kronenende, diese etwas an den Wapiti erinnernde Besonderheit des asiatischen Rothirsches, nennen wir „Wolfssprosse“.

Dies sind die wichtigsten Erkennungsmerkmale des *Oleny*-Geweihs, die jedoch – obwohl zweifellos charakteristisch – beileibe nicht immer zutreffen. Ich habe nämlich einen prächtigen 16-Ender aus dem Kaukasus gesehen, dessen tadellose, zu einem Bukett gebundene 5er-Krone, die schöne lange Eissprosse und die beispielhaft geschwungene Augsprosse mit einem Schlag alle oben erwähnten, sorgsam zusammengestellten Merkmale seiner Sippe über den Haufen warfen. Von diesem Geweih – dessen Träger offenbar nicht mit den hiesigen Moderegeln vertraut war – hätte niemand gesagt, dass es nicht in den Karpaten, sondern im Kaukasus gewachsen ist!

Kurzum: So etwas gibt es auch. Und obwohl es nur ein Spiel des Zufalls der Natur sein mag, zeugt es doch davon, dass der Hirsch des Kaukasus sehr wohl ein Rothirsch ist, also keine eigenständige Art und erst recht kein Maral.

Die Decke voll ausgewachsener Exemplare ist einfarbig; die schiefergraue Farbe des Winterhaars der Stiere erinnert lebhaft an die der Karpatenhirsche. Die Decke der Kälber ist gelb gefleckt. Diese Fleckung verschwindet jedoch nicht so schnell wie bei unseren Hirschkälbern, sondern hält wesentlich länger an und ist selbst bei zwei-bis dreijährigen Tieren noch erkennbar.

Das Röhren des asiatischen Rothirsches hat – obwohl es laut Augenzeugen „fast“ mit dem unseres Hirsches übereinstimmt – offenbar doch eine kleine Eigenheit: „eine Folge von häufiger als gewöhnlich wiederholten, weniger langgezogenen Tönen“.

Im Jahr 1874 wurde ein persischer Hirsch nach Österreich importiert, von dem ich annehme, dass es sich um einen asiatischen Rothirsch gehandelt haben muss. Dieser Stier kam später zur „Blutauffrischung“ nach Javorina. Dortige Aufzeichnungen besagen über ihn: „Seine Stimme steht – verglichen mit der unseres Edelhirschs – in keinem Verhältnis zur Größe seines Körpers und ist an ihrer fremdartigen Aussprache sofort erkennbar...“

Heimat: Kleinasien, der zum Kaspischen Meer geneigte Teil Nordirans, Transkaukasien, der Kaukasus und die Halbinsel Krim.

Ich habe bereits die schrittweise Verbesserung und Kräftigung der Rothirschfamilie von Westen nach Osten erwähnt. Es lohnt sich, auf diese Frage noch in einigen Zeilen zurückzukommen. Besonders deshalb, weil der Karpatenhirsch, der uns sicherlich am meisten interessiert, an der Grenzlinie des Verbreitungsgebiets des europäischen und des asiatischen Rothirsches lebt – obwohl die Karpaten bekanntlich nicht die Grenze zwischen Europa und Asien bilden. So ist der Karpatenhirsch der Vertreter der Verbindung zwischen der europäischen und asiatischen Verwandtschaft, eine „Übergangsform“, die anscheinend glücklich die Geweihbildungs-Vorzüge beider Seiten vereint.

Er besitzt einen an den asiatischen Bruder erinnernden gewaltigen Körperbau und ein schweres Geweih, hat aber zusätzlich die in Mitteleuropa übliche Fähigkeit zur vielendigen Kronenbildung behalten – wovon der asiatische Verwandte nicht mehr viel versteht! Meiner Meinung nach verdankt er dieser glücklichen „Übergangslage“ seinen stolzen Titel: der „König der Rothirsche“.

Wie oft der Karpatenhirsch an seinen asiatischen Verwandten erinnert, konnten wir alle erleben, die wir jemals viel auf seiner Fährte waren. Die „mausgraue“ Decke der Karpatenstiere, die gewaltigen Maße ihres Körpers, die relative Endenarmut ihres

langstangigen Geweihs, das häufige Verkümmern oder Fehlen ihrer Eissprosse, der einfachere Aufbau ihrer Krone, die Absonderung oder das Tieferrutschen ihres ersten Kronenendes – ja, sogar das eigentümliche, manchmal vielleicht wirklich etwas fremdartige Röhren des einen oder anderen – all das spricht von der in der Ferne liegenden Verwandtschaft der kaukasischen und persischen Ahnen. Es ist also kein Wunder, wenn kühnere Zoologen die Ostkarpaten als westliche Grenze der Verbreitung des asiatischen Rothirsches angeben!

In Woburn Abbey in England, dem Wildpark des Herzogs von Bedford, wurde der Großteil der Hirscharten der Welt zusammengetragen. In diesem wunderbaren „Hirschpark" lebt die Vielfalt der Hirsche in paradiesischem Frieden und sorgenfreiem Wohlstand – nur der eine oder andere zornigere Stier, kleinere oder größere Gruppen, die die Einsamkeit bevorzugen, oder vielleicht gehütete Seltenheiten werden in separate Gatter eingezäunt. Dort bietet sich eine großartige, einzigartige Gelegenheit zum Studium der Hirschartigen für Wissenschaftler, Tierfreunde und Jäger gleichermaßen, da man auf den weitläufigen Wiesen des riesigen Parks manchmal sogar sieben oder acht verschiedene Hirscharten gleichzeitig bewundern kann.

Über ihre aus dem Iran beschafften asiatischen Rothirsche äußert sich der Verwalter des Wildparks von Woburn so:

„Während der Brunftzeit hält sich der ‚persische Stier' bei seinen eigenen ‚persischen' Kühen auf und interessiert sich nicht für die einheimischen Rothirschkühen. Es ist auffällig, wie sehr dieser großkörperige ‚Asiate' – dessen eigentümliches Röhren leicht von dem der heimischen Hirsche zu unterscheiden ist – sich vor den viel schwächer gebauten ‚Europäern' fürchtet. Dabei hat er dazu nicht den geringsten Grund, denn unsere einheimischen Stiere würdigen die schönen Kühe des persischen Verwandten keines einzigen Blickes, sie schauen fast auf sie herab."

Der Kaschmirhirsch oder „Hangul" (*Cervus elaphus cashmiriacus*)

1. A kasmíri szarvas vagy hangul *(R. Lydekker nyomán)*

Nachdem wir den östlichsten Aufenthaltsort der Rothirsche im Nordiran festgestellt haben, verabschieden wir uns endgültig von dieser Art. Wir eilen weiter gen Osten, unsere Fahrtrichtung ist gerade wie eine gezogene Kerze: Teheran–Kabul–Srinagar – mit anderen Worten: Iran–Afghanistan–Kaschmir –, insgesamt knappe 2200 km.

Und schon sind wir da, im nordindischen Staat Kaschmir, im Schatten des zum Himmel ragenden Himalaya. Unser Besuch gilt diesmal dem Hangul, dem etwas kleineren

Kaschmirhirsch – mit etwa 125 cm Schulterhöhe und 120 kg Gewicht –, der ziemlich zu Unrecht auch unter dem Namen Kaschmir-Barasingha erwähnt wird.

Klären wir also erneut die Namensfrage. Unter dem Namen „Barasingha" – was in der Hindu-Sprache „12-ender" bedeutet – ist nämlich der im indischen Tiefland heimische Barasingha oder Hochland-Barasingha (*Cervus [Rucervus] duvauceli*) bekannt. Dieser Name ist – wie auch immer – nach Kaschmir durchgesickert, wo die örtlichen Shikaris (Jäger) ihn in Form von „Kaschmir-Barasingha" auf ihren eigenen Hirsch anwandten. Da Barasingha jedoch der ehrliche Name des Sumpfhirsches ist, sollten wir ihn ihm nicht streitig machen und beim Hangul oder einfach Kaschmirhirsch bleiben.

Die Besonderheit seines schönen, schwungvoll gebogenen Geweihs ist, dass die hoch angesetzte Augsprosse nicht unmittelbar über der Rose, sondern 5–6 cm höher entspringt und in der Regel kürzer ist als die dicht darüber entspringende Eissprosse. Gewohnheitsmäßig entwickelt es sich nur zum 10-Ender, und die nach vorne ragende Sprosse der oberen Gabeln ist wesentlich kürzer als die nach hinten ragende. Die starke Krümmung der Stangen bildet fast eine Kreisform, ihre Spitzen nähern sich einander auffallend an; der Hangul ist also ein ausgesprochen „reifgeweihiger" Hirsch.

Gelegentlich kommt es vor, dass er eine einfache Dreierkrone, in außergewöhnlichen, seltenen Fällen eine Viererkrone (14-ender-Geweih) entwickelt. Mehr hat jedoch noch kein Hangul erreicht. Die Stange des besten Exemplars seiner Art ist 126 cm lang und hat einen Umfang von 17 cm.

Die Decke der ausgewachsenen Exemplare ist einfarbig, während die der Jungen lange, bis zum Alter von 3–4 Jahren, gefleckt bleibt. Das Brunftröhren des Kaschmirhirsches wird von einem Jagdreisenden als „ein an das des Wapitihirsches erinnerndes, langgezogenes Pfeifen" beschrieben, während ein anderer es als „ein in einen halb grunzenden, halb bellenden Ton mündendes Kreischen" bezeichnet. Es steht außer Frage, dass wir ihn danach beim ersten Hören erkennen würden – falls uns jemals ein „Hangul-Röhren" zu Ohren kommen sollte.

Heimat: Die Waldgebiete nördlich des Kaschmir-Tals, das den nordindischen Staat Kaschmir in West-Ost-Richtung durchzieht, namentlich südöstlich des Wular-Sees, der sich nördlich der Stadt Srinagar erstreckt, bis hinunter zum unteren Ende des Kishtwar-Gebirges.

Der Jarkand-Hirsch (*Cervus elaphus yarkandensis*)

Nach Erledigung unserer Angelegenheiten in Kaschmir setzen wir unsere Hirschforschungsreise vorerst nicht hier in Indien fort, sondern wenden uns nach Norden, den geheimnisvollen Geweihträgern Zentralasiens zu.

Vor der Vorstellung des nächsten Hirsches bitte ich jedoch um einige Minuten Geduld. Ich möchte die Jäger, die mich begleiten, vorwarnen, dass dies der anstrengendste Teil unserer Reise zu werden verspricht, zugleich mit dem zweifelhaftesten Ergebnis, aber aus unseren Augen vielleicht der interessanteste. Nicht nur die Unwegsamkeit des vor uns liegenden Riesengebiets wird ihn mühsam machen, sondern vor allem die außerordentliche Seltenheit und relative Unbekanntheit des aufzuspürenden Wildes. Ihre teilweise noch unerforschte Welt ist in den zauberhaften Schleier der Ungewissheit und infolgedessen des Geheimnisvollen gehüllt.

Dort warten noch so manche Fragen auf den naturforschenden Jäger; dort kann es ihm durchaus noch passieren, dass er auf eine neue – zumindest uns unbekannte – Hirschart stößt. Schließlich ist es kaum zwölf Jahre her, unmittelbar vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, dass die im Buch verzeichnete Gesellschaft der Hirschartigen um ein brandneues – westchinesisches – Mitglied bereichert wurde.

Vergessen wir nicht, dass Tibet vor Kurzem noch ein hermetisch abgeschlossenes Gebiet war, das keinen fremden Menschensohn einließ und für uns so gut wie unbekannt war, und auch in andere Teile Zentralasiens verirrten sich nur sehr wenige Jagdexpeditionen. Wenn man zudem noch berücksichtigt, dass die dort immer seltener werdenden Hirschartigen durch keinerlei Jagdgesetz vor der ständigen Nachstellung der Eingeborenen geschützt sind, wird die Lückenhaftigkeit des Wissens über die zentralasiatischen Hirschartigen verständlich.

Mein alter Wunsch, diesen Teil der Welt selbst zu bereisen, ist nun – obwohl es einst sicher schien – völlig in Rauch aufgegangen. Dabei hielt das geheimnisvolle Tibet in irgendeinem abgelegenen Tal vielleicht gerade für mich sein besonderes Geweih bereit – den „Cervus széchenyii"! Sicherlich hat er das Warten längst satt und lässt sich in seinem Kummer von jemand anderem entdecken, nach jemand anderem benennen...

Vorerst sind wir also noch in China. Jetzt aber krempeln wir die Ärmel hoch und setzen mit einem einzigen gewaltigen Sprung über den 8620 m hohen Godwin-Austen (den zweitplatzierten Champion-Berg unserer Erde) in der Karakorum-Kette, die die Nordgrenze Kaschmirs säumt, und nach einem Schritt von kaum 250 km durchstreifen wir bereits das Tal des ostturkestanischen Jarkand-Flusses, die Heimat des nach ihm benannten Hirsches.

Der seltene Jarkand-Hirsch ist ein sehr naher Verwandter des an den hohen Hängen des Himalaya lebenden Kaschmirhirsches; ein Großteil des über diesen Gesagten trifft auch hier zu. Sein Geweih, das sich in der Regel nur zum 10-Ender, ausnahmsweise zum 12-Ender entwickelt, unterscheidet sich vom Geweih seines Kaschmir-Bruders vor allem dadurch, dass die Enden seiner oberen Gabel – von vorne betrachtet – nebeneinander angeordnet sind. (Die obere Endengabel des Kaschmirhirsches ist – von vorne betrachtet – kaum zu sehen, da die beiden Enden hintereinander stehen, also in einer Ebene parallel zur Längsmittellinie des Hirschkopfes.) Zudem ist der Jarkand-Hirsch nicht „reifgeweihig", das heißt, die Spitze seines Geweihs ist nicht auffallend zusammengebogen, seine Stangen sind nicht so stark bogenförmig gekrümmt wie die des Kaschmirhirsches.

Die Stangenlänge des bisher besten bekannten Jarkand-Hirsch-Geweihs beträgt 103,5 cm, der Umfang 15 cm, die Zahl der Enden 12.

Sein Körpergewicht entspricht angeblich dem des Kaschmirhirsches – etwa 120 kg –, seine Schulterhöhe beträgt etwa 125 cm. Die Färbung ist jedoch unterschiedlich, da sein „Spiegel" (der helle Haarfleck um den Wedel) wesentlich größer und auffälliger ist als der blasse Spiegel des Kaschmirhirsches.

Heimat: Die Wälder von Maralbashi, kaum 150 km östlich von Kaschgar in Ostturkestan gelegen, sowie entlang der Flüsse Jarkand und Tarim, das sogenannte „Lob"-Gebiet.

Der Engländer R. Pigot, der 1923 wegen des dort sehr seltenen Tigers das Gebiet des Jarkand-Flusses bereiste, schreibt in seinem äußerst interessanten Buch, dass es ihm zwar gelang, die Fährte des gesuchten Tigers zu finden, aber vom Jarkand-Hirsch nicht einmal eine Spur! Zwar brach er seine Reise bald vorzeitig ab. Auch er bestätigt die besondere

Seltenheit des Jarkand-Hirsches, führt sein damaliges völliges Fehlen jedoch auf die außerordentliche Trockenheit zurück, die das Wild laut Angaben der Eingeborenen aus dem Lob-Gebiet entlang des Flusses in die höher gelegenen Waldgebiete zwang. R. Pigot suchte den seltenen Lob-Tiger, weil er feststellen wollte, ob er tatsächlich eine Übergangsform zwischen den beiden verschiedenen Arten des indischen und des mandschurischen Tigers ist.

Der „Su“ (*Cervus elaphus affinis*)

Er wird auch als Tibet-Hirsch erwähnt. Das ist jedoch eine verwirrende Bezeichnung, da in Tibet verschiedene Hirscharten leben – lauter „Tibet-Hirsche“. Verwenden wir also lieber seinen heimischen Namen, das auf jeden Fall viel kürzere „Su“.

Ein ziemlich langwieriger und sicherlich mühsamer Aufstieg liegt vor uns, denn die Heimat des Su liegt selbst in Luftlinie etwa 1500 km vom Ufer des turkestanischen Jarkand-Flusses entfernt! Dabei warten auch viel näher beim Su hausende Hirschartige auf unseren Besuch – die Bewohner des benachbarten Tienschan und des etwas höher gelegenen Altai-Gebirges –, nur gehören diese bereits zur Familie der Wapitis! Meiner Meinung nach wird dieser Ausflug für uns alle verständlicher und lehrreicher sein, wenn unsere Route der Reihenfolge der einander am ähnlichsten, nächsten verwandten Hirsche folgt, anstatt den zwar „im Nachbarhaus wohnenden“, aber vom vorherigen auffallend abweichenden, entfernten Verwandten aufzusuchen.

Das heißt, springen wir lieber hier-und dorthin einige tausend Kilometer – im Sessel sitzend ist das gar nicht so anstrengend –, aber folgen wir der naturgeschichtlichen Reihenfolge der Hirschverwandtschaft, sonst verwechseln wir den Hangul mit dem Su, den sibirischen Rehbock mit dem Altai-Wapiti, den Schaufel-Elch mit dem Maultierhirsch und verheddern uns schließlich so sehr in der Vielfalt der Geweihe, dass wir unsere Reise wütend abbrechen und das Buch auf den Boden werfen.

Und siehe da, während ich die zu befolgende Art unserer Reise erläuterte, sind wir schon in Tibet angekommen, und zwar in der südöstlichen Ecke Tibets. Und hier können wir, wenn das Glück uns hold ist, auf die Fährte des Su stoßen; denn dass wir dem gesuchten Tier, besonders einem Stier mit ordentlichem Geweih, auch begegnen können, halte ich für zweifelhaft, da wohl kaum ein europäischer Jäger jemals einen lebendigen „Su“-Stier gesehen hat. Erlegt hat er ihn jedenfalls nicht. Nicht, dass der Su ein so überaus seltenes Tier wäre – obwohl er sicherlich auch nicht alltäglich ist. Aber seine geheimnisvolle tibetische Heimat war verbotenes Gebiet für weißhäutige Jäger; in den berühmteren ausländischen Museen sind hier und da ein paar Su-Geweihe zu sehen, durch die wir Kenntnis von diesem Hirsch erhielten – wandernde Hausierer könnten sie aus Tibet herausgeschmuggelt haben.

Die auffallende Besonderheit des Su-Geweihs ist, dass seine Stangen im Bereich der Mittelsprosse plötzlich nach vorne biegen, wodurch die Spitze des Geweihs über der hochgehaltenen Nase des Hirsches hängt.

Ansonsten ist es ein sehr respektabler, weit ausladender Kopfschmuck, obwohl die Zahl seiner Enden kaum über 10 hinausgeht. Die Eissprosse ist meist länger als die Augsprosse. Es ist ein Geweih, das ein wenig an das des Hangul und des Jarkand-Hirsches erinnert, aber eine noch größere Auslage hat, endenarm und auffallend lang ist. Es scheint, dass Stangen von 125–130 cm unter ihnen keine Seltenheit sind; die beste Stangenlänge beträgt 138,5 cm bei einem Umfang von 18 cm.

Sein Körpergewicht wird auf etwa 400 kg geschätzt, seine Schulterhöhe auf über anderthalb Meter.

Heimat: Südtibet, und zwar das Tsangpo-Tal südlich von Lhasa. Von dort ist er offenbar sogar durch den zum Himmel ragenden Felswall des Himalaya gesickert, da er angeblich auch im Staat Bhutan am südlichen Fuß der großen Gebirgskette gesichtet wurde.

Der Thorold-Hirsch oder Weißlippenhirsch (*Cervus elaphus albirostris*)

2. A Thorold-féle vagy fehérajkú szarvas *(R. Lydekker nyomán)*

Diesmal haben wir es leicht: Von der Stadt Lhasa – dem Sitz des Dalai Lama – machen wir nur einen Schritt nach Norden, kaum zweihundert Kilometer, und schon sind wir vor Ort. Hier erlegte W. G. Thorold vor etwa 50 Jahren einen seltsamen Hirschstier, der in der Naturgeschichte seither unter dem Namen seines Erlegers geführt wird.

Danach hörte man lange Zeit nichts von der Art des Thorold-Hirsches. Bis im Jahr 1934 der Deutsche E. Schäfer von einem Stier berichtete, den er für unbekannt hielt und in seinem Buch als „Weißlippenhirsch“ bezeichnete, den er nach monatelanger, mühsamer

Suche zur Strecke brachte, und zwar etwa 800 km östlich von Lhasa in der Nähe des Ortes Batang in der westchinesischen Provinz Szechuan.

Schäfer fand noch vor Ort heraus, dass seine seltene Beute doch nicht unbekannt, sondern mit dem Thorold-Hirsch identisch war. Und obwohl er seinen weißlippigen Stier als viel größer als die bekannten Maße des Thorold-Hirsches beschreibt – er spricht von einem „Wapiti-großen Riesenhirschan mit 13–15 kg schwerem Geweih" –, ist dies nicht unbedingt für bare Münze zu nehmen, da seine Schriften auch anderweitig gelegentlich über das Ziel hinausschießen. Ansonsten erfahren wir jedoch aus seinen äußerst interessanten und in der Jagdliteratur wahrlich eine Lücke füllenden Büchern vieles über den „Wunderhirsch", der in 4000–5000 m Höhe in den Rhododendron-Dickichten der Felswelt oberhalb der Waldzone haust und den ich nach Schäfer – mangels eines anderen Namens – als Weißlippenhirsch bezeichne.

Geweih: Stangen etwas abgeflacht, von ungewöhnlich heller Farbe, fast weiß, glatt, ungeperlt. Die Augsprosse entspringt – ähnlich wie beim Kaschmirhirsch – in auffälligem Abstand von der Rose; die Eissprosse fehlt. Die Zahl der Enden beträgt höchstens 10, und von diesen ist das über der Mittelsprosse folgende immer das längste. Sein 10-endiges Geweih ist – infolge des Fehlens der Eissprosse – ein „Kronenzehner", aber die Kronenenden liegen in einer Ebene miteinander und mit der Mittelsprosse. Dieser Umstand sowie die nach hinten gerichtete Biegung der Stangen erinnern ein wenig an das Geweih der Wapiti-Arten, obwohl dieser Hirsch ansonsten eher dem Hangul ähnelt.

Seine Gestalt entspricht ebenfalls der des Hangul, er ist also deutlich kleiner als unser Hirsch, etwa 120–130 kg schwer. Weithin auffälliges Erkennungsmerkmal:

Aus seinem kohlrabenschwarzen Kopf stechen seine schneeweiße Nase, der Rand seines Maules und sein Kinn hervor. Sein „Spiegel" hingegen ist – im Gegensatz zum Hangul, dem Jarkand-Hirsch und dem Su – ockergelb. Eine weitere Besonderheit: Sein Rückenfell wächst bis zum Widerrist in entgegengesetzter Richtung, also nach vorne. Wer also den Rücken eines Thorold-Weißlippenhirsches streicheln möchte, sollte seine Hand nicht wie bei anderen Tieren üblich, sondern von hinten nach vorne gleiten lassen, sonst gerät er „gegen den Strich".

Heimat: Der nördlich und östlich von Lhasa gelegene Teil des tibetischen Hochplateaus sowie die angrenzenden Felsgebirge der westchinesischen Provinz Sichuan. Doch auch dort sind nur noch ganz vereinzelt die letzten Vorboten dieses eigentümlichen, schwarzköpfigen Ur-Hirsches mit dem weißen Geweih zu finden.

Der „Bei-lu" oder Macneill-Hirsch (*Cervus canadensis macneilli*)

Ebenfalls hier, in diesem gottverlassenen Nirgendwo, müssen wir auch ihn suchen, den nicht minder seltenen und geheimnisvollen Macneill-Hirsch, den „Bei-lu" der einheimischen Chinesen.

Die erste Nachricht von ihm erhielten wir 1910, als der englische Major Malcolm Macneill die auffallend blassgraue Decke einer zwischen Dartsendo (Tachien-lu) und Litang in Westchina erbeuteten Hirschkuh mit nach Hause brachte. Danach mussten wir jedoch ein Vierteljahrhundert warten, bis es dem Deutschen E. Schäfer 1935 gelang, seinen „weißen Sagenhirsch" (*Den weissen Sagenhirsch*) zur Strecke zu bringen, von dem sich bald herausstellte, dass es das erste von einem weißen Jäger erlegte männliche Exemplar des Macneill-Hirsches war! Etwa 500 km vom Erlegungsort der Kuh von vor 25 Jahren entfernt, nahe Jyekundo, kam er Schäfer vor den Gewehrlauf.

Sein weit ausladendes, dickstangiges Geweih ist ebenfalls von auffallend heller Farbe, glatt und ohne Perlung. Doch im Gegensatz zum vorherigen Thorold-Hirsch ist es 12-endig, mit einer normal entwickelten Eissprosse. Die Kronenenden stehen nicht in einer Ebene. Insgesamt erweckt es daher den Eindruck eines gut entwickelten Karpatengeweihs.

Nach der Beschreibung seines Erlegers ist er ein großes Tier von etwa 230–250 kg. Sein wichtigstes Erkennungsmerkmal: seine auffallend hellgraue, fast silbrig glänzende Decke. Schäfer erwähnt ihn deshalb – im Gegensatz zum vorherigen Weißlippen-oder Rothirsch – als weißen Hirsch.

Heimat: Das tibetisch-chinesische Grenzgebiet.

Über unsere relative Unkenntnis der zentralasiatischen Hirsche und die schwer zugängliche, wenig bekannte Natur ihrer Heimat mit ihrem rauen Klima habe ich bereits gesprochen. Ich erwähnte auch, dass diese Hirsche auffallend selten vorkommen, da sie von den Einheimischen unaufhörlich verfolgt wurden.

Das Geweih – und zwar vor allem im Bast – stellt nämlich für den asiatischen Ureinwohner einen beträchtlichen Wert dar. Aus dem weichen, unreifen Geweih wird ein magisches Verjüngungsmittel hergestellt, für das alternde chinesische Herren, deren Manneskraft schwindet, viel Geld bezahlen. Das reife Geweih wiederum ist – zu Pulver zerstoßen – eine teure, aber „sichere“ Medizin für alle fernöstlichen Magenleiden. Ein halbwegs ordentliches Hirschgeweih ist – mit den schrägen Augen eines tibetisch-chinesischen Nimrods gesehen – mehr wert als zwei gute Reitpferde!

Doch nicht nur dem Geweih, sondern auch den übrigen Teilen des Hirsches: seiner Haut, seinem Fleisch und allerlei Innereien kommt jeweils eine andere magische Rolle zu. In jener abgelegenen Gegend der Welt ist der Hirsch eine vermögenwerte „Wanderapotheke“. Wer ihn also erwischt – rottet ihn aus. Die Moral von der Geschicht' ist, dass es sich nicht lohnt, in Tibet ein Hirsch zu sein.

Der Kansu-Hirsch (*Cervus kansuensis*)

Dem 1911 vom Engländer H. Frank Wallace in der mittelchinesischen Provinz Gansu erbeuteten und 1937 auf der großen Berliner Ausstellung gezeigten Hirsch widme ich kein langes Kapitel. Nach der Beschreibung seines Erlegers handelt es sich um einen ganz nahen, ihm sehr ähnlichen Verwandten des Macneill-Hirsches, dessen Erkennungsmerkmale noch nicht ganz klar sind.

Der „Milu“ oder Pater-David-Hirsch (*Elaphurus davidianus*)

3. A milu vagy Dávid-páter szarvasa *(R. Lydekker nyomán)*

Ein äußerst sonderbarer, von all seinen Verwandten völlig abweichender Hirsch mit eigenartigem Geweih und langem Schwanz – ein wahrhaft exotisches Tier. In seiner chinesischen Heimat ist er leider vollkommen ausgestorben; er wurde bis zum letzten Stück von vildernden Jägern, die gierig auf die Geweihmedizin waren, ausgerottet. Seine letzten heute lebenden Exemplare spazieren im bereits erwähnten englischen Wildpark von Woburn Abbey umher und können sicherlich kein einziges Wort Chinesisch mehr.

Den Milu „entdeckten“ wir 1865, und zwar – in der Stadt Peking! Pater David, ein jesuitischer Missionar, der sich besondere Verdienste um die Erschließung der chinesischen Tierwelt erworben hatte, kam zu Ohren, dass im Park des kaiserlichen Palastes seltsame Hirsche lebten. Doch der Garten des chinesischen Kaisers war von einer hohen Steinmauer umgeben, ein gewöhnlicher Sterblicher konnte ihm nicht einmal nahe kommen, und auf den ungebeten Neugierigen wartete gar die Todesstrafe.

Doch den begeisterten Pater beunruhigte all dies offensichtlich nicht, denn er kletterte einfach auf die Gartenmauer und betrachtete die Hirsche, die noch nie ein weißer Mensch gesehen hatte, gründlich – er „entdeckte“ sie gewissenhaft. Er verstand es sogar so lange zu taktieren, bis es ihm schließlich gelang, ein Exemplar zu ergattern und dessen Geweih und Decke nach Europa zu schicken. So wurde aus dem Milu – „Pater Davids Hirsch“.

Die Grenzen seiner ursprünglichen Heimat sowie der Zeitpunkt seines Aussterbens sind aufgrund der recht widersprüchlichen Daten schwer festzustellen. Einigen Reisenden zufolge waren die wilden Milus bereits zu Beginn des Jahrhunderts aufgebraucht, und seither sind selbst in China nur noch halbzahme Gehege-Exemplare zu finden. Demgegenüber berichtet G. Lanning, der Direktor der englischen Schule in Shanghai, in seinem ansonsten glaubwürdig erscheinenden Buch, dass er 1910 in den Wildnissen der nordchinesischen Provinz Gansu wiederholt auf Milu-Rudel gestoßen sei. Seine detaillierte Beschreibung passt genau auf diesen Hirsch, ein Irrtum in der Art ist also kaum möglich. Lanning jedoch war – als Lehrer – kein Jäger und konnte seine Aussage daher nicht durch erlegte Exemplare beweisen.

In den Büchern anderer Forscher wiederum lese ich, dass die ursprüngliche Heimat des seit Jahrzehnten endgültig ausgestorbenen Davidshirsches – nach Meinung chinesischer Experten – in der Nähe von Kaschgar (Ostturkestan) zu suchen sei, also in der Heimat des Jarkand-Hirsches, den wir erst neulich besucht haben.

Hier ist ein weiteres Beispiel für die Ungewissheit, die in der wissenschaftlichen Welt der belső-ázsiai Hirsche bis heute umhergeistert.

Geweih: Es ist mit keinem anderen Hirschgeweihaufbau vergleichbar, ein nach ganz individuellem Modegeschmack gefertigter, besonderer Kopfschmuck. Die in der Ebene des Stirnbeins entspringende Geweihstange – an der Augsprosse, Eissprosse und Mittelsprosse fehlen – gabelt sich etwa 10–12 cm über der Rose in zwei Teile. Der vordere Teil biegt sich etwas nach vorne und teilt sich erneut – manchmal sogar mehrfach hintereinander – in zwei Teile. Der hintere Teil jedoch teilt sich in der Regel nicht weiter, sondern strebt in Form eines geraden, langen Speeres nach hinten.

Der vordere Teil wiederholt die Zweiteilung manchmal so oft, dass auch 16-oder gar 20-endige Milu-Geweihe vorkommen. Von der Seite betrachtet erweckt dieses eigenartig geformte Geweih bei mir den Eindruck einer „nach hinten gekämmten, vom Wind verwehten Frisur“, deren Enden scheinbar alle nach hinten strömen. Die Stangenlänge des besten Exemplars (von der Rose entlang des vorderen Teils gemessen) beträgt 83 cm, der Umfang 17 cm. Der ungeteilte, nach hinten strebende Endteil übertrifft den vorderen jedoch oft und wird gelegentlich über einen Meter lang.

Einstige Heimat: Nordchina – eventuell auch Ostturkestan. Die Heimat seiner heute lebenden Nachkommen ist Woburn Abbey in England sowie einige weitere Wildparks.

Über die zahmen Davidshirsche von Woburn lese ich Folgendes:

„Der etwa 115 cm hohe und 125 kg schwere Milu unterscheidet sich nicht nur durch sein eigenartiges Geweih von den übrigen Hirschartigen. Seine schwerfällige, manchmal fast als plump zu bezeichnende Bewegung passt eher zu einem trägen Maultier als zu einem grazilen Hirsch. Zu diesem unvorteilhaften Eindruck trägt sicherlich auch sein langer Eselsschwanz mit dem büschelförmigen Ende bei."

„Seine verhältnismäßig dicken Läufe haben auffallend lange, gespreizte Schalen, die offensichtlich für das Gehen im Sumpf geeignet sind. Dass unsere Milus das Moor bevorzugen, wird zudem durch ihre Gewohnheit bestätigt, im Sommer stundenlang in den verschiedenen Teichen des Wildparks zu verweilen und sogar gerne in tiefem Wasser zu schwimmen."

„Ihre Paarungszeit ist – im Gegensatz zu den übrigen Hirschartigen – Juni–Juli. Ihre Brunftstimme ist eher als Eselsschreien denn als Hirschröhren zu bezeichnen."

Ich finde es interessant, dass sich der Milu-Stier des Berliner Zoos trotz seines völlig unterschiedlichen Aussehens gerne mit Rothirschkühen paart. (Was höchstens den schlechten Geschmack der Berliner Hirschkühe beweist.)

Nun bin ich – wie soll ich sagen – etwas verlegen; ich bekomme wieder Ärger mit dieser unglückseligen Reiseroute. Wir müssen jetzt nämlich in eine ganz andere Richtung gehen, als ich ursprünglich geplant hatte. Auf unserem Programm steht nämlich der Besuch der Wapiti-Arten. Die hier ansässigen asiatischen Vertreter dieser berühmten Hirschfamilie liegen nun gerade günstig, wir könnten sie von China aus leicht der Reihe nach besuchen.

Bis hierher wäre alles in Ordnung, nur wohnt das erstklassige Vorbild der Wapitis – der eigentliche „Haupt"-Wapiti – drüben in Amerika! So gebietet es nicht nur der Anstand, sondern auch die Vernunft, dass wir die Reihe seiner Familie mit ihm, dem amerikanischen Wapiti, beginnen, obwohl wir hier in Asien noch jede Menge unerledigte Dinge haben und neben den hiesigen Wapitis noch Unmengen an Altwelt-Hirschen auf uns warten, wir also unbedingt hierher zurückkehren müssen.

Ich sehe ein, dass dieses Hin-und-Her-Springen zwischen den Erdteilen niemandem behagt; ich habe bisher alles getan, um meine Reisebegleiter vor unnötiger Mühe zu bewahren. Diesmal müssen jedoch auch sie einsehen, dass ich die verschiedenen Wapitis nicht voneinander trennen kann – das würde nur Verwirrung stiften. Einigen wir uns also auf einen kurzen amerikanischen Abstecher.

Der amerikanische Wapitihirsch (*Cervus elaphus canadensis*)

Wir durchstreifen die Kiefernwälder der nordamerikanischen Rocky Mountains, die Heimat des schwarz-nackigen Wapitihirsches. „Wapiti" ist ein indianisches Wort – und zwar aus der Sprache der Rotschaufel-Söhne des „Shawnee"-Stammes. Sowohl die Naturgeschichte als auch die Jagdliteratur haben diesen schönen indianischen Namen beibehalten und erwähnen diesen gewaltigen Hirsch Nordamerikas von Anfang an als Wapiti.

Obwohl ihn die einstigen Einwanderer, die das Neue Land überfluteten – unter denen wohl kaum ein gelehrter Zoologe gewesen sein mag –, einfach „Elk" nannten, was bekanntlich „Elch" bedeutet. Diese falsche Bezeichnung des Wapitihirsches konnte seither nicht aus Amerika ausgerottet werden; er ist hier bis heute nur als Elk bekannt, und viele einheimische Jäger haben noch nie etwas von einem Wapiti gehört, obwohl sie schon oft Elks erlegt haben. (Den Elch hingegen, dem der Titel Elk rechtmäßig zustünde,

nennt hier jeder „Moose“, was ebenfalls ein indianisches Wort ist, und zwar aus der Sprache der Algonquin-Indianer.)

Der vor nur 70–80 Jahren noch fast unermessliche Wapiti-Bestand Nordamerikas wurde durch das unmenschliche Gemetzel der „zivilisierten“ Weißen, das jedes Maß der Einheimischen überstieg, schändlich dezimiert und beinahe mit der völligen Ausrottung bedroht. Nach den zu Hauf getöteten Hunderttausenden von Büffeln der Prärie folgt der Wapiti sogleich auf der Liste der Leidtragenden der Zivilisation.

Dieser schöne Hirsch bewohnte einst das gesamte Gebiet der heutigen Vereinigten Staaten, vom westlichen bis zum östlichen Rand, von Küste zu Küste. Heutzutage erscheint es fast unglaublich, dass in jüngster Vergangenheit noch die Allegheny-Gebirgskette des Staates Virginia, Kentucky, Ohio, Pennsylvania und sogar die Adirondack-Wälder von New York voll von Wapitis waren – und im Süden reichten die Gebiete der stolzen Elks bis hinunter zu den Carolinas! In Pennsylvania wurde 1869 der letzte Wapiti ausgerottet, und um die Jahrhundertwende findet sich östlich des Mississippi kein einziger Vorbote mehr.

Kurz darauf – nach nur ein bis zwei Jahrzehnten – verschwanden die Tausenden von Wapitis auch aus den endlosen Prärien westlich des großen Flusses – genau wie die einst berühmten Büffelherden! (Damals bevorzugte der Wapiti nämlich die lichten Wälder der Ebenen und die Endlosigkeit der offenen Felder; er war ein Präriebewohner und wurde erst von seinen Verfolgern ins Gebirge gezwungen.)

Dass das Gemetzel damals nicht nur mit dem Gewehr vor sich gegangen sein kann, können wir aus W. A. Baillie-Grohmanns bemerkenswertem Jagdbuch lesen: „In diesem Jahr – schreibt er (es ist von 1893 die Rede) – hat sich offensichtlich auch noch der harte Winter mit den gewissenlosen Wildausrottern verbündet. In der Nähe von Steamboat Springs in Colorado wurde eine etwa tausendköpfige Wapiti-Herde vom Schneesturm so sehr begraben, dass die unglücklichen Tiere hilflos bis zum Bauch in den Verwehungen feststeckten. Mehr brauchten die herzlosen Heckenschützen der Gegend nicht; sie kamen mit dem Schlitten zum Ort der Tragödie und erschlugen die schutzlos ausgelieferte Hirschgruppe bis auf das letzte Stück mit Knüppeln.“

Heutzutage haust er nur noch in den Kiefernwäldern der Rocky Mountains; hierher wurde der klägliche Rest der einstigen Wapiti-Massen abgedrängt und hat sich hier verborgen. Neun Zehntel seines alten Reiches sind verloren gegangen – seit der Segen der weißen Zivilisation über ihn hereinbrach.

Vor dem endgültigen Aussterben, sozusagen in der vierundzwanzigsten Stunde, warf man ihm den Rettungsring zu. Strenge Jagdgesetze wurden erlassen, riesige Wildschutzgebiete geschaffen, in denen die Flüchtlinge der zu Tode gehetzten Wapitis endlich Ruhe fanden und sich in Sicherheit an die Wiederbelebung und allmähliche Vermehrung machen konnten. Heute können auch wir getrost hierherkommen, unser Ausflug wird nicht ergebnislos sein. Die Wälder von Montana, Wyoming und Colorado werden wieder von beträchtlichen Wapiti-Rudeln durchstreift, aus denen – innerhalb der gesetzlichen Grenzen – jeder ordentliche Jäger seinen jährlichen Anteil nehmen kann.

Die sicherste Sammelstelle und die wichtigste Zufluchtsstätte für allerlei Wild in den Rocky Mountains ist der im Staate Wyoming gelegene, 8500 km² große Yellowstone-Nationalpark. Dieses Wildparadies, das nicht nur reich an Naturschönheiten – Urwäldern, Wasserfällen, Seen, Geysiren –, sondern auch an hervorragenden Autostraßen und sogar komfortablen Touristenhotels ist, wurde bereits im letzten Jahrhundert gegründet. In seinen Grenzen ist seither kaum einem Wild ein Leid geschehen. Seine Büffel,

Grizzlybären, Wildschafe, Gabelantilopen sowie Elch-, Maultier-und Wapitihirsche sind bereits so zahm geworden, dass sie den im Auto sitzenden Touristen ohne Zögern die Salzstangen aus der Hand fressen.

Als ich vor fünfzehn Jahren dort war, schätzte einer der „Oberwildhüter", der sein Gemüsegarten-Grundstück mit abgeworfenen Wapiti-Geweihen umzäunt hatte, die Zahl der im Park lebenden Wapitis auf etwa 15.000! Ich sprach aber auch mit jemandem, der die Zahl der „Garten-Wapitis" mit etwa 25.000 wesentlich höher ansetzte. Dies ist natürlich schwankend, da das Wild überall austreten und ungehindert in die den Park umgebenden Wälder wechseln kann, wo es – unter Beachtung der gesetzlichen Beschränkungen – bereits rechtmäßig bejagt werden darf.

Wapitis gäbe es hier also, wie aus dem Gesagten hervorgeht, zwar schon ein wenig, aber kapitale Hirsche, wie sie im letzten Jahrhundert wuchsen, werden wir wohl kaum finden! Seit Jahrzehnten ist kein Wapitihirsch von einer Qualität wie die einstigen mehr gefallen! Die Ursache dafür wird vor allem darin gesehen, dass zur Winterzeit ein Großteil des Wapiti-Bestandes aus dem relativ hochgelegenen Yellowstone-Nationalpark mit seinem strengen Klima auswandert. Er zieht in tiefer gelegene Gebiete mit milder Luft, obwohl auch ein Großteil jener Winterquartiere Wildschutzgebiet ist; offensichtlich sind sie jedoch nicht weitläufig genug, damit die große Anzahl an Wapiti-Rudeln darin genügend Nahrung findet.

Das Geweih des amerikanischen Wapitis ist – abgesehen von der Schaufel des Elches – das größte Hirschgeweih der Welt. Neben seinen gewaltigen Maßen erkennen wir es an folgenden Merkmalen: Das obere Drittel der Stangen biegt sich nach hinten und ist nicht zylindrisch, sondern abgeflacht. Die Eissprosse – die nie fehlt – entspringt sehr nahe über der Augsprosse und ist meist von gleicher Länge wie diese. Das längste Ende des Geweihs ist immer das vierte von unten gezählte – also das auf die Mittelsprosse folgende! Dieses auffallend lange, sogenannte „Wolfsende" (*farkaság*) ist das sicherste Erkennungsmerkmal jeder Art von Wapiti-Geweih. Die Kronenenden entspringen nie an einer Stelle, sondern folgen aufeinander und liegen in einer Ebene, weshalb sie sich – von vorne betrachtet – förmlich decken. Die bei unseren Hirschen bekannte „mehrstufige Krone" (deren Enden nicht in einer Ebene liegen) ist beim Wapiti-Geweih unbekannt.

Die übliche Endenzahl beträgt 12 bis 14, nur in seltenen Fällen finden sich 16-Ender unter ihnen. Das Wapiti-Geweih mit der höchsten Endenzahl – von solchen habe ich insgesamt nur von zweien gehört – war ein ungerader 18-Ender. Die Entwicklung einer vielendigen Krone ist also keine Wapiti-Mode.

Die Stangenlänge seines besten Geweihs beträgt 168 cm, der Umfang über der Eissprosse 21 cm. Das ungefähre Gewicht dieses Geweihs – über das in den amerikanischen Aufzeichnungen leider nie berichtet wird – dürfte bei etwa 23 kg liegen. Darüber hinaus erwähnt die offizielle Statistik noch 11 Geweihe, deren Stangenlänge über anderthalb Meter liegt und deren Umfang 20 cm beträgt. Diese Geweihe überschreiten wahrscheinlich alle ein Gewicht von 20 kg. Das oben erwähnte Rekordgeweih stammt vom ganz frühen Anfang des letzten Jahrhunderts, und auch die darauf folgenden wurden – meines Wissens – alle vor der Jahrhundertwende oder zumindest ganz zu Beginn dieses Jahrhunderts erbeutet. Die oben genannten Geweihgewichte sind mangels Daten meine eigenen Schätzungen. Ihre ungefähre Richtigkeit beweist ein in Ungarn aufbewahrtes kapitale Wapiti-Geweih, dessen Maße wie folgt sind: Die Durchschnittslänge der Stangen beträgt 140 cm, der durchschnittliche Umfang zwischen Eis-und Mittelsprosse (an der dünnsten Stelle gemessen) 21 cm. Das ebenfalls aus dem letzten Jahrhundert stammende Geweih hat derzeit ein Gewicht (mit kurzem Schädel) von 21 kg.

Zu Vergleichszwecken nenne ich die Maße des auf der New Yorker Geweihausstellung 1935 mit dem ersten Preis ausgezeichneten Wapiti-Geweihs: Durchschnittslänge der Stangen 132 cm, durchschnittlicher Umfang über der Eissprosse 16 cm. Sein Gewicht dürfte nach meiner Schätzung höchstens 10–11 kg betragen, also fast die Hälfte des Gewichts der alten großen Geweihe.

Wer sich nach den heutigen Verhältnissen nach einem hervorragenden Wapiti sehnt, tut am besten daran, sein Glück im kanadischen Teil der Rocky Mountains, im südöstlichen Zipfel von Britisch-Kolumbien, dem sogenannten East Kootenay, zu versuchen. Von dort stammen in den letzten Jahren die ansehnlichsten Geweihe.

Die Schulterhöhe dieses gewaltigen Hirsches beträgt 160 cm, sein Körpergewicht bewegt sich um die 450–550 kg.

Sein Röhren – das die einheimischen Jäger treffend auch als „Pfeifen" bezeichnen – reicht bei weitem nicht an das weithin schallende, volltönende Orgeln unseres Hirsches heran. Der mit eigentümlich aufgeworfener Lippe röhrende Wapiti-Stier besteht aus zwei Hauptteilen: einem schrillen Pfeifen und einem darauf folgenden tiefen Röcheln. Der erste, manchmal fast an Flötenspiel erinnernde Teil, besteht meist aus vier bis fünf stetig ansteigenden Tönen. Junge Beihirsche begnügen sich oft mit diesem einleitenden Pfeifteil und lassen das abschließende Röcheln völlig weg. Je älter der Stier ist, desto länger wird jede seiner Strophen, desto mehr tiefe Nachröchel-Laute lässt er hören. Sehr zornige alte Stiere beenden eine Strophe mit einem besonders groben, nachdrücklichen Röchelton. Dieses knarrende Ende ist recht weit zu hören, und Experten schließen daraus auf das Alter des Stiers.

Auch die Schreckstimme der Wapiti-Kuh ist erwähnenswert, die – im Gegensatz zum bekannten Boffen unserer Hirschkuh – ein eigentümlich scharfes Kläffen ist, das man als das zornige Bellen eines dünnstimmigen Schoßhundes bezeichnen könnte.

Heimat: Die nordamerikanischen Rocky Mountains. Und zwar die Bundesstaaten Montana, Idaho, Wyoming, Colorado und Utah sowie die kanadischen Provinzen Britisch-Kolumbien und Alberta.

Auf der Insel Vancouver, die dem westlichen Rand von Britisch-Kolumbien gegenüberliegt, sowie in der Olympic-Gebirgskette des nahen Staates Washington hält sich eine wesentlich kleinere, kurzgeweihigere Lokalform auf, die jedoch – abweichend von der üblichen Wapiti-Gewohnheit – zeitweise zur Bildung einer becherartigen Krone neigt und von der Wissenschaft unter dem Namen *Cervus elaphus occidentalis* (Westamerikanischer Wapiti) geführt wird.

Im San Joaquin Valley in Kalifornien haust zudem ein noch kleinerer Wapiti, der sogenannte „Tule-Elk" (Rohrhirsch) (*Cervus elaphus nannodes*).

die aufgrund ihrer geringen Anzahl unter ständigem gesetzlichem Schutz steht.

Damit hätten wir unsere amerikanischen Angelegenheiten fürs Erste abgeschlossen. Kehren wir also zurück auf den uralten Boden Asiens, greifen wir zum Bergstock und spüren wir den immer seltener werdenden, immer schwerer erreichbaren altweltlichen Brüdern des Wapitihirsches nach.

Der Mandschu-Wapiti oder Isubrahirsch (*Cervus elaphus xanthopygus*)

4. A Mandzsu vapiti vagy iszubra-szarvas nyári csuhában
(R. Lydekker nyomán)

Hier sind wir also wieder in Asien, und zwar in der nordöstlichen Ecke des alten chinesischen Reiches, in der Mandschurei. Hier, in den Urkiefernwäldern südlich des

Amur-Flusses, suchen wir den Isubrahirsch oder Mandschu-Wapiti, den nur sehr wenige weiße Jäger je zu Gesicht bekommen haben.

Und wenn es uns mit großer Mühe gelingt, ihn aufzuspüren, sehen wir, dass er mit einer Höhe von etwa 145 cm deutlich kleiner ist als sein amerikanischer Bruder. Auch seine auffallend rötliche Sommerdecke unterscheidet sich stark vom fahlen, schmutziggelben Körper und dem dunkelbraunen Hals des amerikanischen Verwandten.

Im bereits mehrfach erwähnten englischen Wildpark von Woburn Abbey sind ebenfalls einige Isubras zu Gast. Im Sommer – so schreiben die Woburner Wildhüter – „leuchten sie selbst aus den roten Rothirschkühen heraus"!

Geweih: Viel kürzer und gedrungener als die anderthalb Meter langen amerikanischen Geweihe, ansonsten aber von regulärem Wapiti-Typus. Die Stangenlänge des bisher besten bekannten Exemplars beträgt lediglich 113 cm bei einer Stangenstärke von 16 cm. Eine Besonderheit dieses Hirsches ist, dass sich bei jungen 10-endigen Stieren die oberen Gabelzinken oft zueinander biegen, ähnlich wie die Scheren eines Krebses. Mehr als 12 Enden entwickelt er kaum.

Heimat: Die östlich der mongolischen Wüste gelegenen Wälder, vor allem die dunklen Urkiefernwälder vom Amur-Fluss in der Mandschurei bis hinunter zur Provinz Ober-Ussuri. Vor einigen Jahren war der Isubra noch in der südwestlich an die Mandschurei grenzenden Inneren Mongolei heimisch; 1935 suchte ihn dort jedoch der deutsche Graf W. Schwerin vergeblich, in dessen äußerst wertvollem Buch ich Folgendes lese: „Die Aussicht, diesen Hirsch hier habhaft zu werden, ist bereits so gering, dass man sie getrost vernachlässigen kann. Das im Bast befindliche Gewehr der Stiere ist nach chinesischen Begriffen ein vermögender Schatz. Das Ergebnis der daraus folgenden unaufhörlichen Verfolgung ist, dass der Wapiti aus dem nördlich des Huangho gelegenen Kwei-hua-ting-Gebirge scheinbar endgültig verschwunden ist. Dabei hauste er dort unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg noch in recht stattlicher Zahl. Sogar der Engländer Andrews schoss 1920 in Kwei-hua-ting noch drei stattliche Stiere, prophezeite aber gleichzeitig das nahe Ende der dortigen Hirsche. 1930 erwähnt der Schwede Söderbom in seinem Buch bereits als wahre Sensation, dass aus dem Kwei-hua-ting-Gebirge das Erscheinen seltener Gäste gemeldet wird – zwei Wapitihirsche!"

Sonderbar ist, dass die Wissenschaft sogar die asiatischen Wapiti-Formen mit dem Namen *canadensis* bedachte, obwohl diese wahrlich wenig mit Kanada zu tun haben dürften. Es wäre noch angegangen, wenn die asiatischen Wapitis ursprünglich aus Kanada hierher gewandert und hier ansässige Nachfahren des amerikanischen Hirsches wären. Doch das Gegenteil ist der Fall! Die Gelehrten lehren zumindest, dass die Urheimat der Hirschartigen Asien ist und sie sich von hier aus über die ganze Welt ausbreiteten. Der amerikanische Wapiti kam also einst aus Richtung Asien, und zwar sicherlich über die heutige Beringstraße, wo es damals noch einen Landübergang zwischen den beiden Erdteilen gegeben haben muss.

Der Zentralasiatische Wapiti (*Cervus elaphus songaricus*)

Dies war wahrlich ein grausam langer Weg; so sehr hat uns noch kein Hirsch ermüdet. Von der Mandschurei aus kamen wir direkt nach Westen und quälten uns mal zu Fuß, mal zu Pferd, mal auf dem Wagen oder Kamel durch die endlos scheinende Wüste Gobi, durchquerten die Mongolei und damit etwa drei Viertel Asiens, bis wir schließlich nach einer rund 4000 km langen Wanderung am Fuße des Tienschan ankamen, dem „Himmelsgebirge" der Chinesen.

(Von meinen Bekannten weiß ich von zweien, die diesen etwa drei Monate beanspruchenden Weg tatsächlich zurückgelegt haben. Für einen von ihnen dauerte er sogar noch länger, er bekam vier Wochen Zugabe – in der Gefangenschaft einer mongolischen Räuberbande! Im Vergleich zu ihnen sind wir recht leicht und verhältnismäßig schnell hierhergekommen. Unser Weg wurde von niemandem gestört.)

Ich habe noch keinen Wapiti geschossen. Aber wenn ich unter ihnen wählen könnte, würde ich mich vor allem nach diesem sehnen – dem Tienschan-Wapiti! Und ich habe das Gefühl, dass der innerste Antrieb dieser Sehnsucht gar nicht der Wapiti ist, sondern vielmehr der Tienschan – das „Himmelsgebirge"!

Ich habe so viel Schönes über ihn gelesen, über seine außerordentliche Wildromantik, seinen 7000 m hohen „Khan-Tengri", den „König der Geister", über das herrliche Wild seiner Wälder und Firne; ich habe so oft den begeisterten Erzählungen eines oder zweier Freunde gelauscht, die dort waren, dass der Tienschan für mich ein regelrechtes Zauberwort ist. Denn er ist nicht nur für seine Wapitihirsche berühmt. Sondern vor allem dafür, dass in seiner „himmlischen" Felswelt der anderthalb Meter lang gehörnte *Capra ibex sibirica* lebt, der prächtigste Steinbock unserer Erde, die immer hoffnungsloser werdende Liebe meiner Jägerträume!

Das Gebirgssystem des Tienschan geht vom nördlichen Rand der Pamir-Hochebene aus, folgt eine Zeit lang der sowjetisch-chinesischen Grenze und umschließt dann, nach Osten abbiegend, die nördliche Grenze des Beckens des Jarkand-Flusses – der Heimat des bereits bekannten Jarkand-Hirsches. Die Gesamtlänge des Tienschan beträgt etwa 2000 km, also mehr als das Doppelte des Alpen-Gebirgssystems.

Hier müssen wir den nächsten Hirsch anpirschen: den Wapiti des Tienschan. Vielleicht erinnern wir uns noch an unseren Besuch beim asiatischen Rothirsch; ich erwähnte dort, dass er fälschlicherweise Maral genannt wird, obwohl dieser persische Name eigentlich dem asiatischen Wapiti gebührt. Nun, jetzt wären wir hier, in der Heimat des echten Marals.

Die hiesigen Kalmücken nennen übrigens nur die Hirschkuh Maral; den Stier bezeichnen sie als „Bogi" oder „Bugu" – das scheint eine uralte Verwandtschaft mit dem ungarischen Wort für Stier (*bika*) zu erahnen.

Sein Geweih steht dem gewaltigen Geweih des amerikanischen Wapitis nur unwesentlich nach. Die Länge der Stangen ist einige Zentimeter geringer, ihre Dicke ist jedoch von gleicher Qualität wie die der Geweihstangen der neuweltlichen Brüder. Charakteristisch ist, dass sein Wolfsende (also das auf die Mittelsprosse folgende) kürzer, aber dicker ist als bei den amerikanischen Geweihen.

In Anbetracht dessen, dass der Tienschan-Wapitistier nur etwa 400 kg wiegt, also gut 80–100 kg leichter ist als der amerikanische, sein Geweih aber fast an das des amerikanischen heranreicht, kann man getrost sagen, dass der schönste und im Verhältnis prächtigste Wapiti im Tienschan wächst. Die hiesigen Geweihe sollen geperlter sein als die amerikanischen, auch das Ende ihrer Stangen biegt sich nicht so auffallend nach hinten; dies wird als zuverlässiges Erkennungsmerkmal genannt. Wenn ich jedoch einige Exemplare dieser beiden Familien mischen würde, fände sich kaum ein Experte, der den amerikanischen fehlerfrei vom asiatischen aussortieren könnte.

Den Rekord des Tienschan-Wapitis erlegte 1907 der englische Oberst J. N. Price Wood. Die Maße dieses prachtvollen Geweihs – das übrigens zu den herausragendsten „Sternen" der Berliner Trophäenschau von 1937 gehörte – sind folgende: Durchschnittliche

Stangenlänge 150 cm, durchschnittlicher Umfang (zwischen Eis-und Mittelsprosse) 21,2 cm. Das Gewicht dieses äußerst imposanten, ungeraden 20-Enders wurde leider nicht veröffentlicht. Nach meiner Schätzung dürfte es ebenfalls bei etwa 23 kg liegen.

Der Wapiti des Tienschan ist ebenfalls ein schwindender Hirsch, der immer seltener und schwieriger habhaft zu werden ist. Mein Onkel, Graf Ernst Hoyos, einer der herausragendsten Großwildjäger der Jahre um die Jahrhundertwende, der fast alle Teile der Welt bereiste, jagte 1911 auf der letzten Expedition seines Lebens im Tienschan. Und obwohl er von jedem der dortigen Wildtiere hervorragende Trophäen heimbrachte – selbst vom extrem seltenen Schneeleoparden (*Uncia uncia*) gelang es ihm, ein schönes Exemplar zu schießen –, erreichen seine Wapiti-Geweihe kaum die mittlere Qualität. Dabei hat er wahrlich keine Mühen für sie gescheut. Dagegen erbeuteten zwei Jahre zuvor der deutsche Freiherr von Dungern und 1907 Prinz Arnulf von Bayern jeweils einen hervorragenden Stier, Geweihe, wie man sie in Amerika damals schon nur noch schwer gefunden hätte. Übrigens klagen beide Jäger bereits über die Seltenheit und das rapide Schwinden der Wapitis.

Sein Röhren, das sicherlich dem „Pfeifen" des amerikanischen Wapitis ähnelt, wurde von den Jägern, die dort waren, unterschiedlich wahrgenommen.

Dungern sagt: „Seine überraschende, dennoch äußerst melodische Stimme könnte ich wohl am ehesten mit dem Trompeten eines Postkutschers vergleichen. Ein Ruf besteht aus fünf Gliedern: die ersten vier sind tonleiterartig ansteigend, das letzte ist wieder deutlich tiefer. Neben dem Röhren unseres Hirsches verblasst es jedoch."

Prinz Arnulf hingegen hält es für „verhältnismäßig leise" und im Vergleich zu dem unseres Hirsches für „wahrlich keine melodische Musik". – „Es erinnerte mich an das asthmatische Pfeifen einer heiseren Lokomotive."

Über den zahmen Stier des Wildparks von Woburn heißt es im Bericht: „Schon sein Röhren verrät, dass der ‚Tienschan-Maral' ein Vertreter des Übergangs zwischen den Rothirschen und den Wapitis ist, obwohl er viel eher Wapiti als Rothirsch ist. Sein Röhren kann dennoch als eine Mischung dieser beiden Wildarten bezeichnet werden. Er beginnt tief, genau wie unser Hirsch, endet aber mit einem wapitiartigen Flötenspiel."

Heimat: Die Gebirgskette des Tienschan; vor allem in der Gegend von Jinzing und Narinkol sowie am Ende des Transili-Alatau, nahe Ücsmerke.

Der Altai-oder Baikal-Wapitihirsch (*Cervus elaphus sibiricus*)

5. Az altáji vagy bajkál vapiti *(R. Lydekker nyomán)*

Etwa 900 km über dem Tienschan und fast parallel zu ihm zieht sich eine weitere gewaltige Gebirgskette, der Altai.

Hier hält sich ein etwas schwächer geweihtes Tier auf, der sogenannte Baikal-Wapiti, der sich von hier aus nach Norden durch die Mongolei bis auf die Höhe des sibirischen Baikalsees ausbreitet.

Nicht viele europäische Jäger haben einen Baikal-Wapiti geschossen, da die Gebirgsbewohner ihn so sehr dezimiert haben, dass nur noch hier und da ein Überrest seiner Art zu finden ist. Unter den im Altai-Gebiet lebenden Kalmücken ist seit langem die Zucht von lebend gefangenen Hirschen im Gehege üblich. Den Stieren wird das im Bast befindliche Gewehr an der Wurzel abgesägt und – wie bereits erwähnt – nach China geliefert, wo Verjüngungsmittel daraus hergestellt werden. Wiederholt las ich, dass vor Kurzem noch zur Aussteuer jedes wohlhabenderen chinesischen Mädchens auch eine Dose wertvollen „Maralhornpulvers" gehörte, da es ein sicheres Heilmittel für allerlei Frauenleiden sei.

Der russische Fürst Demidoff, ein Experte für asiatisches Gebirgswild – mit dem ich übrigens selbst noch das Glück hatte, ein-, zweimal zu jagen –, klagte bereits vor einem halben Jahrhundert, im Jahr 1897:

„In Ongudaj, südlich des sibirischen Bijsk, nahe der russisch-mongolischen Grenze, besitzt ein russischer Händler ein stattliches ‚Maralnik'. Etwa zweihundert Marale drängen sich in diesem ziemlich engen Hirschgarten: Stiere und Kühe gemischt. Die Kühe sind sehr zahm, sie scharen sich auf den Ruf ihres Herrn um ihn und fressen ihm Hafer aus der Hand. Die Stiere jedoch sind zunehmend misstrauisch; offensichtlich wissen sie, dass im kommenden Juli eine schmerzhafte Operation auf sie wartet – das Absägen ihres unreifen, also noch sehr empfindlichen Geweihs."

„Manches dieser eingepferchten Wildtiere wurde bereits hier in der Gefangenschaft geboren, ein Großteil wird jedoch von den kalmückischen Männern zur Winterzeit zusammengefangen; mit Hilfe ihrer Hundemeuten treiben sie das Hirschrudel in einen engen Talkessel, die Hirsche brechen in den tiefen Schneeverwehungen ein und warten hilflos auf ihre Verfolger. Zahlreiche solche ‚Maralniks' finden sich hier in der Gegend. Auf etwa 6000 Stück lässt sich die Zahl der entlang des sibirischen Altai gefangen gehaltenen Hirsche schätzen, die ihr stolzes Geweih an impotente Chinesen verschleudern."

„An einem Ende des ‚Maralnik' graben sie innerhalb spezieller Umzäunungen eine wolfsgrubenartige Grube; mit geschickter List treiben sie einen Stier zwischen die Zäune, wo er in das schmale, aber anderthalb Meter tiefe Loch bricht, aus dem er nicht herausspringen kann. Hinter seinen Nacken legen sie im Nu eine Querstange und lähmen den unglücklichen Hirsch damit völlig, sodass nur noch sein Bastgeweih über den Rand der Grube ragt."

„Die an der Wurzel abgesägten, rohen Geweihe werden eine Zeit lang getrocknet und dann auf Karawanen verpackt nach China transportiert. Ein durchschnittliches Geweihpaar wird für 100–120 Rubel verkauft, ja, die herausragenden bringen sogar 180 Rubel ein. Das ist ein wahres Vermögen für den kalmückischen Ureinwohner."

„Danach ist verständlich, dass ich mich zuletzt völlig vergebens nach den Altai-Hirschen bemühte; in vier Wochen begegneten mir lediglich zwei kümmerliche Stiere. Auch mein Begleiter sah nur einen einzigen schussreifen Stier, und auch den außerhalb der Schussweite. – Der erst kürzlich noch prächtige Hirschbestand des Altai bedarf des Schutzes, sonst wird er früher oder später zu einer Erinnerung der Vergangenheit."

In dem Buch unseres berühmten Asienforschers György Almásy lese ich:

„1898 wurden 18.500 kg ‚Maralhörner' aus der Altai-Region nach China eingeführt – etwa viertausend Paar Geweihe!"

Auch wir hielten uns lange auf, bis es uns gelang, einige Altai-Wapitis in Augenschein zu nehmen und dabei festzustellen, dass ihr Geweih leichter und von hellerer Farbe ist als das der Tienschan-Wapitis. Ihr Wolfsende strebt – im Gegensatz zu jenen – nach außen.

Die Stangenlänge des im British Museum zu sehenden herausragendsten Altai-Wapiti-Geweihs beträgt 121 cm bei einem Umfang von 19 cm.

Der zahme Altai-Stier des Wildparks von Woburn trägt zwar ein um 6 cm längeres Geweih und gegenüber den 14 Enden des oben erwähnten Rekordstiers 16 Enden – dies hat er jedoch sicherlich dem hervorragenden Gefangenschaftsfutter zu verdanken.

Heimat: Der Altai, die Wälder der Westmongolei sowie das westlich des sibirischen Baikalsees gelegene Sajan-Gebirge.

Damit habe ich die Vorstellung der asiatischen Wapitis abgeschlossen, dieser zum Tode verurteilten Ur-Hirsche der Alten Welt, auf die der bodenständige Name Maral viel besser passt als das aus der Sprache der Indianer stammende Wort Wapiti.

Der Moorschirsch, Barasingha oder Gond (*Cervus [Rucervus] duvauceli*)

Dies war ebenfalls kein alltäglicher Sprung vom sibirischen Baikalsee hierher nach unten in den nordindischen Terai, vor allem deshalb, weil ja auch der Himalaya dazwischenlag, und zwar Seine Hoheit, der alte Mount Everest persönlich, uns den Weg versperrte! So mussten wir nicht nur dreieinhalbtausend Kilometer weit, sondern auch etwa neun Kilometer hoch springen.

Aber wenigstens frieren wir nicht mehr, statt der Pelzmütze tragen wir einen Tropenhelm, und hier in den ausgedehnten Sümpfen Mittelindiens – in der Hindisprache „Jheels“ genannt – finden wir mit Leichtigkeit zahlreiche Rudel des Moorschirsches.

Einigen wir uns vor allem darauf, unter welchem seiner drei völlig verschiedenen Namen – „Moorschirsch“, „Barasingha“, „Gond“ – wir ihn rufen sollen?

Moorschirsch – die Eindeutschung des englischen „Swamp Deer“ – ist hier in den morastigen Einsinkungen der Jheels sehr treffend, wo dieser Hirsch mit trockenem Fuß kaum einen Schritt tun kann, ja, im Allgemeinen bis zum Bauch im Wasser steht. – Nur fühlt er sich in Mittelindien sowie in den Grassavannen von Assam jenseits des Brahmaputra, wo er wohl zeit seines Lebens nie einen Sumpf sieht, genauso wohl – dort ist er also am wenigsten ein Moorschirsch!

Dem Namen Barasingha sind wir seinerzeit bereits in Kaschmir begegnet, als wir feststellten, dass der dortige Hirsch, der Hangul, fälschlicherweise Barasingha genannt wird, da dieser Name dem Moorschirsch gebührt. – Es war auch davon die Rede, dass „Barasingha“ in der Sprache der Einheimischen „Zwölfender“ bedeutet. Nur begnügt sich dieser Hirsch nicht immer mit zwölf Enden, manchmal bringt er es auf 18–20. – Kurz gesagt, auch Barasingha ist keine völlig treffende, zu Irrtümern neigende Bezeichnung.

Als letztes bleibt der Hindiname „Gond“. So dürften ihn die meisten kennen, denn hier unter dem Himalaya nennt die Bevölkerung des sich über etwa tausend Kilometer Länge hinziehenden Terai den Hirsch der Sümpfe durchweg Gond. Jawohl, nur leben im nahen Distrikt Oudh – also mitten in der Heimat dieses Hirsches – auch gleichnamige

Ureinwohner, der Stamm der „Gonds“. Wenn wir also dieses Wort hören, müssen wir erst herausfinden, ob von einem Menschen die Rede ist oder von einem Hirsch?

Da ich ihn in seiner Heimat jedoch meistens Gond nennen hörte, bleiben auch wir dabei.

Sein Geweih ist völlig individuell und mit dem keines anderen Hirsches zu verwechseln. Die Stangen sind etwas abgeflacht, glatt und ungeperlt. Die lange, wenig gebogene Augsprosse bildet fast einen rechten Winkel mit der Stange. Eis-und Mittelsprosse fehlen, die Geweihstange steigt also bis zu etwa der Hälfte ihrer Länge ungeteilt empor, teilt sich dort jedoch in zwei Teile. Diese beiden Teile teilen sich wiederum weiter, und zwar der innere meist nur in zwei, während der äußere eventuell in mehrere Enden ausläuft. – Obwohl der Großteil nur 10-oder 12-ender ist, ist auch ein Gond-Geweih mit mehr Enden keine Seltenheit.

Die Stangenlänge des besten Geweihs der offiziellen Rekordliste beträgt 102,5 cm bei einem Umfang von 16 cm. Dessen Träger fiel in den trockenen Savannen Mittelindiens. Unter den eigentlichen Sumpfbewohnern ist mir bisher kein Stier mit meterlangem Geweih bekannt geworden.

Das Körpergewicht des ausgewachsenen Gondstiers beträgt 180–190 kg, die Schulterhöhe etwa 115 cm. – Eine Besonderheit seiner Decke ist der über den Rücken verlaufende dunkle Streifen, dessen beide Seiten von jeweils einer Reihe weißer Flecken geziert werden. Die Decke der Jungen ist vollständig gefleckt.

F. W. Champion – Indiens erfolgreichster Wildfotograf – fand in einem abgelegenen, nur wenige Quadratmeilen großen Sumpf in der Provinz Oudh einen mehrere tausend Stück starken Gondbestand und machte wunderschöne Aufnahmen von diesem wassergängigen Hirsch. In seinem auch sonst mit einzigartigen Bildern geschmückten, genussvollen Buch schreibt er:

„Ich fotografierte teils von meinem im Sumpf errichteten Versteck aus, teils vom Elefantenrücken. Gelegentlich ließ ich die Hirsche mit einer ganzen Reihe von Treibelefanten auf mein Versteck zudrücken. Ein mehrere hundert Stück starkes Gondrudel, das in dichter Masse durch das knietiefe Sumpfwasser plätschert, ist ein Schauspiel, das in Indien wohl kaum seinesgleichen findet. Das Aneinanderklatschen der Unmengen von Geweihen, das donnernde Platschen von Hunderten von Läufen – es erinnerte an ein angreifendes Kavallerieregiment.“

„Der Gond ist ohnehin ein recht lärmender Hirsch; seine Kühe sind besonders misstrauisch und lassen manchmal stundenlang ihr scharf kläffendes Schrecken hören, namentlich nachts, wenn sie die Annäherung eines Tigers oder Leoparden spüren.“

Das Röhren des Gondstiers ist schöner und ergreifender als das Kampflied aller indischen Hirscharten! Es ist wahrlich schwer, diesen Laut schriftlich wiederzugeben. Ein wenig ähnelt er vielleicht dem ebenfalls nicht melodischen Eselsschreien, nur hört sich das Röhren des Gond nicht wie „I-Ah-I-Ah“, sondern eher wie „Ring-Hon Ring-Hon“ an. Sein Abschlusston ist genau wie das warme Brummen eines Dudelsacks. Wer von dieser sonderbaren Musik nicht begeistert ist, der kann die Natur gar nicht lieben.“

Diesen Hirsch – besonders seine sumpfbewohnende Art – pflegt man meist vom Elefantenrücken aus zu jagen, diesem bequemen „beweglichen Hochsitz“.

Erwähnenswert finde ich auch seine besondere Gewohnheit, dass im Gegensatz zu allen Hirschartigen meist ein älterer Stier an der Spitze des Gondrudels zu gehen pflegt.

Anstelle der in anderen Hirschrudeln üblichen „Leittier-Kuh“ gibt es bei den Gonds offensichtlich einen „Leitstier“.

Die regungslos stehende Gondkuh kann aus der Ferne leicht mit der Kuh des „AxisHirsches“ (*Cervus [Axis] axis*) verwechselt werden; sobald sie sich jedoch in Bewegung setzt, ist sie sofort erkennbar: Sie streckt den Kopf vor, legt die schlaffen, hängenden Lauscher nach hinten, hebt das Hinterteil an und streckt den kurzen Schwanzstummel gar in die Luft – so wie es manche Hausziege zu tun pflegt.

Heimat: Indien. Namentlich die Sümpfe des Terai, der sich unter dem Himalaya hinzieht, vom Oberlauf des Jumna-Flusses bis zur Ostgrenze von Assam; ferner einige Teile der Ganges-Ebene sowie die östliche Hälfte der zentralindischen Zentralprovinz.

Der Thamin oder Leierhirsch (*Cervus [Rucervus] eldi*)

6. A „thamin" vagy lantagancsú szarvas *(R. Lydekker nyomán)*

Wir haben unser Lager in das benachbarte Hinterindien verlegt, und zwar in den fiebrigen, feuchten Dschungel seines nächstgelegenen Staates, Burma. Hier, in den verkrauteten und verbuschten Niederungen entlang der Flüsse, haust der eigenartig geweihte Thamin, dessen deutschen Namen ich vom Wort „Leierhirsch" ableite, obwohl ich meinerseits keine Ähnlichkeit seines Geweihs mit einer Leier sehe.

Anfang des Jahrhunderts muss er hierzulande noch ein sehr weit verbreitetes, gewöhnliches Wild gewesen sein; Jäger, die Burma zu jener Zeit bereisten, schreiben von zahlreich auftretenden Thamin-Rudeln.

Gleichzeitig sind sie sich einig, dass „der Thamin ein auffallend dumm und unbeholfen gearteter Hirsch ist, der es gar nicht wagt, in die Verstecke des dichten Dschungels einzudringen, sondern Tag und Nacht draußen in den offenen lichten Wäldern herumsteht und einen auf ihn zurollenden Ochsenkarren so nahe herankommen lässt, dass seine Jagd wahrlich leicht ist und kaum noch als Sport bezeichnet werden kann...“

Für diese vertrauensselige Natur hat der arme Thamin offensichtlich bezahlt, seine Zahl dürfte erheblich geschrumpft sein, denn neuere Jäger erbeuten ihren einzigen „leiergeweihten“ Stier bereits mit beträchtlicher Mühe – das Erlegen von mehr Tieren erlaubt die personengebundene, strenge Jagdlizenz nämlich nicht mehr!

Sein Geweih ist ein sonderbares Gebilde: Die auf den ersten Blick fast endenlos erscheinende, walzenförmige Stange mit ihrer rauhen Oberfläche biegt sich von der Rose an nach hinten, dann nach außen und schließlich wieder nach vorn. Die nach oben gebogene, dicke Augsprosse erscheint auf die Schnelle gar nicht als Sprosse, sondern als Fortsetzung der schief kurvenden Stange; dies verstärkt noch den Eindruck des nackten, endenlosen Geweihs, das nur an seiner obersten Spitze einige winzige Zweiglein aufweist. – Wenn man es jedoch aus der Nähe betrachtet, findet man in der Regel auch an der Basis der Augsprosse einige höckerartige, kaum 2–3 cm große Knorren! Von hier aus kurvt die Stange ungeteilt nach oben und bricht erst ganz oben in eine kurze Gabel aus. Die innere Gabelzinke pflegt sich nicht weiter zu teilen; die äußere hingegen kann in mehrere, in Ausnahmefällen sogar in 8–10 kleine Enden auslaufen.

Die Stange des hervorragendsten Thamin-Geweihs ist 115 cm lang bei einem Umfang von 15 cm.

Es ist ein mittelgroßes, etwa 115 cm hohes Tier; das Durchschnittsgewicht eines ausgewachsenen Stiers beträgt 110 kg.

Eine charakteristische – wenn auch nicht ausschließliche – Eigenschaft ist, dass er seine Flucht – ähnlich wie manch anderer Verwandte – mit einigen gewaltigen, überraschend hohen Sprüngen beginnt und danach in einen langen Trab verfällt.

Sein lateinischer Name ehrt seinen einstigen Entdecker, den englischen Kapitän Eld, der 1840 als Erster ein Geweih mitbrachte.

Sein Röhren wird von Ohrenzeugen als „langgezogenes, bellendes Grunzen“ beschrieben.

Heimat: Hinterindien. Und zwar: angefangen vom assamesischen Manipur bis hin zum südlichen Ende Burmas, ferner Teile des benachbarten Siam und Indochinas, ja sogar die zum Golf von Vietnam gehörende, zu China gehörende Insel Hainan.

Den siamesischen, indochinesischen und auf der Insel Hainan lebenden Thamin – dessen Decke im Gegensatz zum einfarbigen burmesischen Thamin selbst im Erwachsenenalter blassgelb gefleckt ist und der an der Spitze seines Geweihs Anzeichen einer leichten Schaufelbildung zu tragen pflegt – kennt die Naturgeschichte unter dem Namen „Cervus eldi siamensis“.

So unangenehm die Hitze auch sein mag, wir müssen noch einige Minuten hierbleiben, wir sind mit Siam noch längst nicht fertig. Vielmehr steht noch eine sehr harte Aufgabe bevor, eine äußerst mühsame Jagd! – Schließlich müssen wir in diesem unwegsamen

Dschungel nach einem Hirsch suchen, von dem wir nicht einmal sicher wissen, ob es überhaupt noch Exemplare seiner Art gibt?

Der Schomburgk-Hirsch (*Cervus [Rucervus] schomburgki*)

Den Büchern zufolge lebt hier, im „Reich des Weißen Elefanten", im im Vergleich zum Karpatenbecken dreimal so großen Siam, der La-ong – der „kandelabergeweihte" Schomburgk-Hirsch!

Sein Name verkündet das Andenken des vor hundert Jahren in Bangkok amtieren britischen Konsuls, des in Deutschland geborenen Sir Robert H. Schomburgk, woraus ich schließe, dass dieser Herr – sofern er ein Waidmann war – Stücke der nach ihm benannten Hirschart geschossen haben mag. Sicherlich gab es seither auch den einen oder anderen weißen Jäger, der dieses seltene Wild zur Strecke brachte – obwohl es mir nicht gelungen ist, auch nur die Spur eines sicheren Beleges dafür zu finden!

Dabei bereiste sogar mein Lieblings-Jagdschriftsteller, der Engländer R. Pigot, im Jahr 1911 Siam (das heutige Thailand) mit dem Ziel, die Aufenthaltsorte dieses geheimnisvollen Hirsches auszukundschaften und Vorabinformationen über den näheren Einstand des aussterbenden La-ong zu sammeln. Die eigentliche Jagd plante er erst für das folgende Jahr, dann wollte er bereits „auf Nummer sicher" gehen. Sein Interesse, das laut seiner Beschreibung sehr gründlich gewesen sein muss, war von wahrlich geringem Erfolg gekrönt. Aufgrund einiger unsicherer, vager Gerüchte musste er die angeblichen geografischen Grenzen des Vorkommens dieses seltenen Hirsches festlegen – einen handfesten Beweis konnte er jedoch nicht erbringen. Der Plan für seine Jagd im darauffolgenden Jahr scheiterte.

Das Geweih des Schomburgk-Hirsches – ich habe mir Museumsexemplare aus dem vorigen Jahrhundert angesehen – erinnert ein wenig an das Geweih des Gond, da ihm Eis-und Mittelsprosse ebenso fehlen. Über der auffallend langen, schön geschwungenen und sich manchmal sogar gabelnden Augsprosse steigt die Geweihstange ein kurzes Stück – etwa eine Spanne weit – ungeteilt empor; dort teilt sie sich dann zweifach, und zwar so, dass sie zusammen mit dem ungeteilten Stangenteil ein regelmäßiges Y bildet. Die oberen Schenkel des Y öffnen sich zu weiteren Gabeln, ja sogar tiefer, nahe der Verzweigungen, lassen sie je eine Seitensprosse wachsen, und diese gabeln sich wiederum weiter. – Diese „gegabelte Verzweigung" (Dichotomie) ergibt ein Geweih, das an einen bewundernswert symmetrischen, vielarmigen Leuchter – einen „Kandelaber" – erinnert, dessen glatt geschliffene walzenförmige Enden trotz des Fehlens von Eis-und Mittelsprosse manchmal sogar die Zahl Zweiundzwanzig erreichen!

Bei dem im British Museum gezeigten besten Exemplar beträgt die Stangenlänge 83 cm, der Umfang 15 cm und die Zahl der Enden 20.

Es ist ein ziemlich kleiner Hirsch mit einer Schulterhöhe von etwa 1 m.

Der Statistik des Londoner Zoos zufolge trafen im vorigen Jahrhundert zweimal Schomburgk-Hirschstiere aus Siam ein, der erste 1873, der zweite 1880. Seither ist meines Wissens keiner mehr gekommen.

Heimat: Das Gebiet Siams, das zwischen dem 15. und 17. Grad nördlicher Breite sowie dem 101. und 103. Grad östlicher Länge liegt. In diesem etwa 52.000 Quadratkilometer großen Dschungelstück könnte man den prunkgeweihten La-ong finden.

Außer uns haben ihn in diesem Jahrhundert jedoch nur wenige Menschen gesehen.

Der nächste Punkt unserer Reiseroute:

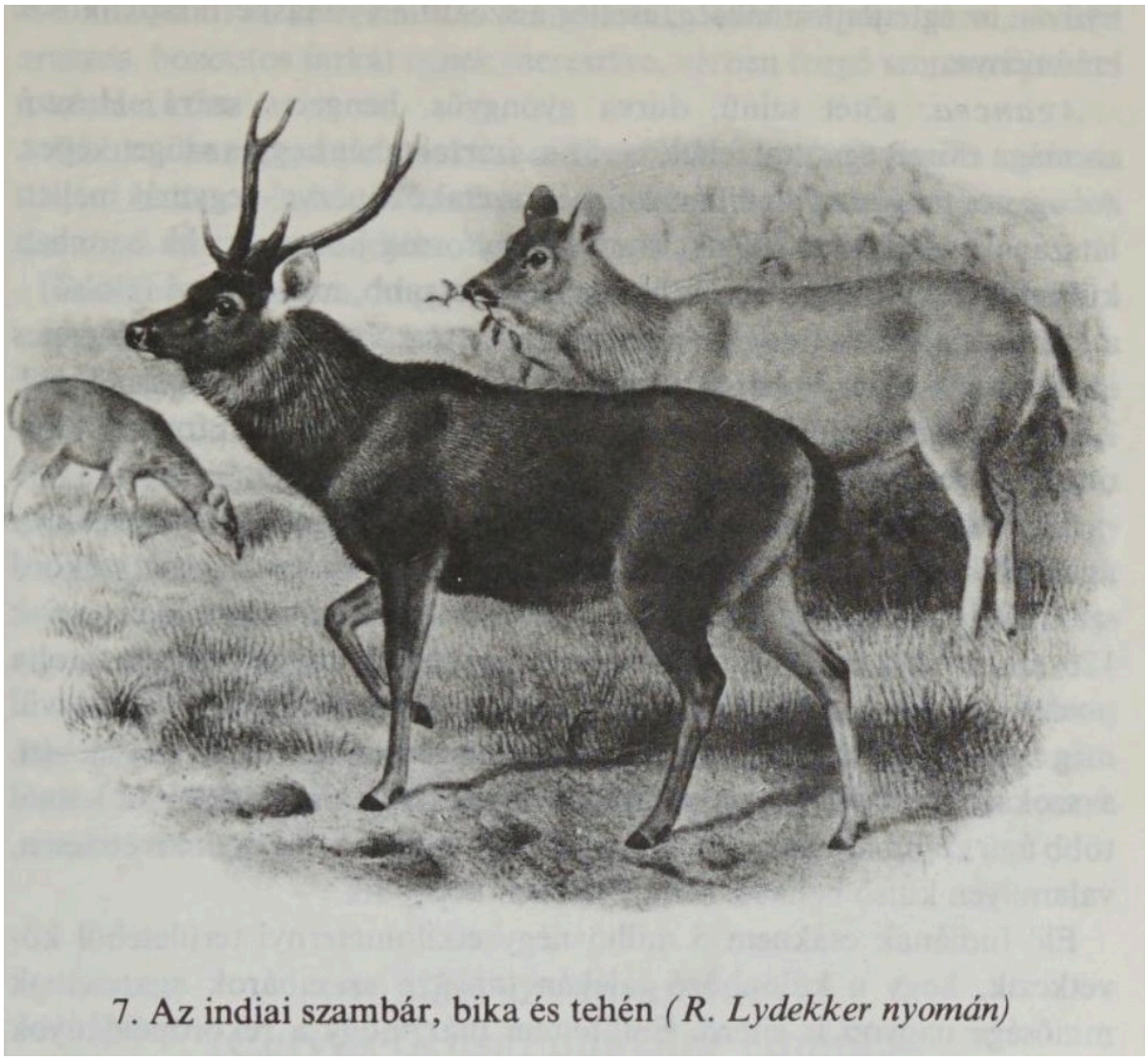
Der Besuch der weit verzweigten, aus etwa sieben verschiedenen Mitgliedern bestehenden Gesellschaft der Sambarhirsche.

Diese sehr charakteristische, tropische asiatische Hirschfamilie bevölkert Südchina, Indien, Ceylon, Burma, Thailand, die Malaiische Halbinsel und sogar einen Teil der Malaiischen Inseln und tritt regional in immer anderen, sehr unterschiedlichen Formen auf.

Allen gemeinsam ist: Ihren walzenförmigen, an der Oberfläche rauhen Geweihstangen, die oben in einer einfachen Gabel enden, fehlen die Eis-und die Mittelsprosse. An einer Stange kommt also – außer der Augsprosse – nur die abschließende Endengabel vor, infolgedessen ist ihr Geweih lediglich ein Sechser!

Sie stimmen auch darin überein, dass ihre einfarbige Decke selbst im Jugendalter nicht die bei Hirschkälbern allgemein übliche Fleckung zeigt; ja, bei den Sambarhirschen fehlt sogar der „Spiegel" – der helle Haarfleck um das Weidloch. Ihr Schwanz ist zudem etwas länger als der kurze Schwanz der meisten Hirscharten und in der Regel buschig.

Der Indische Sambarhirsch (*Cervus [Rusa] unicolor*)



7. Az indiai szambár, bika és tehén *(R. Lydekker nyomán)*

Obwohl sein Geweih nur zur Ausbildung von sechs Enden fähig ist, ist der Sambar dennoch Indiens stattlichster und stolzester Hirsch!

Nicht nur ich halte ihn dafür, sondern auch die einheimischen oder seit langen Jahren hierher kommenden Jäger schätzen ihn am höchsten und bezeichnen ihn als allen indischen Hirschen überlegen.

Er bewohnt den dichten, schattigen „Walddschungel" in ganz Indien – vom Himalaya bis hinunter nach Travancore –, die Qualität seines Geweihs ist jedoch regional verschieden. Am hervorragendsten ist sie in Zentralindien, namentlich in Bhopal, am geringsten in Südwest-Kanara und auf der Insel Ceylon.

„Sambhar" ist ein Hindi-Wort; als solches kennen ihn die meisten weißen Jäger, obwohl ihn die verschiedenen lokalen Stämme unterschiedlich rufen.

Unter allen indischen Hirschen ist dies der vorsichtigste und am schwersten erreichbare. Er tritt erst sehr spät, in der Dämmerung, aus dem Dickicht heraus und zieht im frühen Morgengrauen wieder ein; er achtet auf jedes Geräusch, seine großen, glockenförmigen Ohrmuscheln fangen den kleinsten Laut auf. Im während der Trockenzeit ausgedörrten Dschungel mit seinem knackenden Laub ist es fast unmöglich, ihn anzupirschen; in solchen Zeiten ist der die Geduld verlierende Jäger gezwungen, zu Treibjagden zu greifen. Mir selbst gelang es auch nur so, einen nennenswerten Sambarstier zu schießen.

Einer der ausgezeichnetsten Indien-Jäger des vorigen Jahrhunderts, Sir Samuel Baker – den seine ungarische Frau für uns besonders interessant macht –, behauptet, dass der Sambarstier erst im Alter von zehn Jahren den Höhepunkt seines Geweihs und Körpergewichts erreicht – obwohl sein Geweih zeit seines Lebens nur ein Sechser bleibt.

Eine beispiellose Besonderheit dieses Hirsches ist, dass er – im Gegensatz zu all seinen Artverwandten – sein Geweih nicht jährlich abwirft.

Über diese eigenartige Gewohnheit schreibt Sir Samuel Baker:

„Er wechselt sein Geweih nicht jährlich, sondern jedes zweite, dritte oder vierte Jahr – völlig unregelmäßig. Dies kann jeder fachkundige Indien-Jäger bezeugen, dasselbe beweisen auch die in Gefangenschaft gehaltenen Sambarstiere. Während meines achtjährigen Aufenthalts auf Ceylon ließ ich etwa 480 Sambars (Stiere und Kühe gemischt) von meiner Meute hetzen, ohne dass ich eine bestimmte, festgelegte Zeit für das Abwerfen des Geweihs hätte feststellen können. Stiere mit reifem Geweih zeigten sich in jedem beliebigen Monat des Jahres ebenso wie solche mit unreifen Bastgeweihen."

Demgegenüber werfen die Sambarstiere des Wildparks von Woburn – nach meiner Information – ihr Geweih jährlich ab, obwohl auch sie die Zeit des Geweihwechsels nicht regelmäßig einhalten. Ihr von den wildlebenden Sambars abweichendes Verhalten ist offensichtlich das Ergebnis des Klimaunterschieds oder möglicherweise der ungewohnten Wildpark-Ernährung.

Geweih: Von dunkler Farbe, grob geperlt, mit walzenförmiger Stange. Die lange Augsprosse strebt nach vorn und gleichzeitig auch nach oben, bildet mit der Stange also einen spitzen Winkel. Die Sprossen der an der Geweihspitze öffnenden Gabel erscheinen – von vorn betrachtet – nebeneinander. Diese Gabelzinken können gleich lang sein; sind sie jedoch verschieden, ist immer die innere (hintere) die längere, während die äußere (vordere) – die eigentliche Fortsetzung der Stangenachse – die kürzere ist. Dies ist ein charakteristisches Erkennungsmerkmal des indischen Sambargeweihs; darin unterscheidet es sich unter anderem von dem des malaiischen Sambars, dessen Gabelzinken – wie wir sehen werden – die umgekehrte Reihenfolge aufweisen.

Der indische Sambarstier prangt trotz seiner wenigen Enden manchmal mit einem sehr stattlich gewichtigen Geweih. Das Weltrekord-Sambargeweih aus dem zentralindischen Fürstentum Bhopal schätze ich auf mindestens neun Kilogramm. Die 126 cm Länge und 19 cm Umfang dieses Geweihs habe ich ebenfalls bewundert, obwohl es mir leider nicht möglich war, das genaue Gewicht festzustellen. Darüber hinaus habe ich dort noch zahlreiche hervorragende Sambargeweihe gesehen; bei manchen verdichtete sich an der Spitze anstelle der üblichen Gabel ein kronenartiger Sprossenstrauß! Ein Sambargeweih mit mehr als sechs Enden ist jedoch immer unregelmäßig und bildet sich nur ausnahmsweise infolge irgendeiner äußeren Einwirkung.

Aus der fast 5 Millionen Quadratkilometer großen Fläche Vorderindiens folgt, dass die Qualität des Geweihs der in verschiedenen Gegenden hausenden Sambars sehr unterschiedlich ist. Ich erwähnte bereits, dass die Rekordexemplare meist aus Zentralindien stammen; hier beginnt ein der Kugel würdiger Sambarstier erst bei einem meterlangen Geweih. Demgegenüber erreicht die Geweihänge in den südlich des Staates Mysore gelegenen Nilgiri-Bergen – was ebenfalls ein beliebtes Sambargebiet ist – nur sehr selten einen Meter. Die Sambarstiere jener Gegend tragen dünne, aber extrem langsprossige und auffallend schwungvolle, edel geschwungene Geweihe und erinnern dadurch ein wenig an die Rothirsche der österreichischen Alpen. Die im südindischen Kanara sowie im nahen Cochin und Travancore lebenden Sambars sind viel geringer, dort hält man einen Stier mit 75 cm Geweih bereits für schussreif. Die auf der Insel Ceylon lebenden sind noch schwächer als diese.

Seine Körpergröße ist dementsprechend variabel. Die Schulterhöhe schwankt zwischen 120 und 150 cm, das Gewicht zwischen 150 und 350 kg.

Sein Röhren könnte ich am ehesten mit einem kurzen, erzreich klingenden Glockenschlag vergleichen. Der liebestolle Sambarstier wandelt mit vorgestreckter Nase, den anderthalb Spannen langen, buschigen Schwanz gen Himmel gereckt und mit blutunterlaufenen Augen zwischen seinen Kühen umher.

Sein Schrecklaut, der viel tiefer ist, aber seinem während der Paarungszeit vernehmbaren „Röhren“ sehr ähnelt, fährt immer wieder erschreckend in die nächtliche Stille des indischen Dschungels, besonders in tigerreichen Gegenden.

Ich finde es interessant, dass der Tiger, der Sambarabraten zu seinen Lieblingsspeisen zählt, manchmal einen dem Sambar sehr ähnlichen Laut von sich gibt. Ich selbst habe es zwar nie gehört, aber erfahrene Indien-Jäger erwähnen es oft. Diesen eigentümlichen Laut des Tigers haben schon viele missverstanden und für das Schrecken eines Sambars gehalten; man sagt, dass er sogar das geübte Ohr der Einheimischen täuscht. Ein namhafter Jagdschriftsteller behauptet gar, dass der hungrige Tiger den Sambar so in die Falle lockt; er „ruft ihn herbei“, genau wie unsere Lockpfeife den Rehbock Ende Juli. – Ich meinerseits hege jedoch Zweifel an einer so gemeinen Hinterlist des „Königstigers“.

Heimat: Die bewaldeten Dschungel Vorderindiens und der Insel Ceylon. In den Vorgebirgen des Himalayas ist er bis in etwa 3000 m Höhe zu finden. Die baumlosen Ebenen des westindischen Pandschab, Sind und West-Rajputana meidet er natürlich.

Der Malaiische Sambarhirsch (*Cervus [Rusa] unicolor equinus*)

8. A maláji szambár *(R. Lydekker nyomán)*

Im benachbarten Hinterindien – wo wir neulich auf den Spuren des Thamin-und des Schomburgk-Hirsches wandelten – sowie auf den nahen Inseln Borneo und Sumatra ist der malaiische Sambar zu Hause, der etwas kleiner gewachsene, kürzer geweihte, aber buschiger geschwänzte Bruder des vorigen.

Die Decke der ausgewachsenen, vollreifen Exemplare ist dunkler als die der vorderindischen Sambars, besonders die der alten Stiere, welche manchmal wahrlich wie pechschwarze Teufel erscheinen. Eigenartig ist, dass die malaiischen Sambarkälber – im Gegensatz zu den völlig einfarbigen vorderindischen – blass gefleckt sind; aber nur für wenige Monate, danach färbt sich auch ihre Decke einheitlich.

Geweih: Obwohl viel kürzer, ist es verhältnismäßig dicker und stärker geperlt als das der vorderindischen Sambars. Der Hauptunterschied zeigt sich jedoch in der oberen Endengabel, wie ich es bereits im vorigen Kapitel erwähnte: Die äußere (vordere) Zinke der Gabel des malaiischen Geweihs ist die längere und bildet die Fortsetzung der Stangenachse; die innere (hintere) Gabelzinke ist kürzer und erinnert manchmal ein wenig an die nach hinten stehende Zinke des Rehbock-Geweihkreuzes. Malaiische Geweihe pflegen zudem steil und eng gestellt zu sein; sehr selten findet man unter ihnen die in Vorderindien so häufige breite, schwungvolle Auslage.

Die Länge des Rekordgeweihs aus dem burmesischen Dschungel beträgt 105 cm, obwohl dies eine sehr außergewöhnliche Länge sein dürfte, denn der nächste auf der Liste kommt nur noch auf 82 cm! Der beste Umfang beträgt jedoch 20 cm, was bei einem so kurzen Sechser-Geweih in der Tat ein beachtliches Maß ist.

Die Geweihqualität ist auch hier regional verschieden, genau wie wir es im Falle des vorderindischen Sambars gesehen haben. Die hervorragendsten, dickstangigsten Exemplare der malaiischen Verwandtschaft stammen aus Ober-Burma.

Heimat: Östlich des Brahmaputra-Flusses, Assam, Burma, Thailand, Indochina, die Insel Hainan, die Malaiische Halbinsel sowie die Inseln Borneo und Sumatra.

Der Philippinen-Sambarhirsch (*Cervus [Rusa] mariannus*)

Kaum einen Steinwurf von Borneo entfernt liegt die nördlichste Gruppe der Malaiischen Inseln, die Philippinen.

Insgesamt sind es etwa über tausendundeinige! Auf wie vielen von diesen wohl Sambars vorkommen, darauf kann ich nicht einmal eine ungefähre Antwort geben. Jedenfalls müssen wir hier nach Philippinus suchen, dem kleinwüchsigen, extrem seltenen Philippinen-Sambar, dessen Geweih man selbst in den bekanntesten Museen nur vereinzelt begegnet.

Die „Champions" seiner Art stammen von der größten Insel der Gruppe, der Insel Luzon, welche sogar die Fläche Ungarns übertrifft – höher als 90 cm wachsen jedoch auch sie nicht. Am kleinsten ist der Bewohner der kaum hunderttausend Joch großen Insel Basilan: ein 70 cm hoher Zwergsambar von der Größe eines schwachen Rehes!

Geweih: Es erinnert an das der malaiischen Verwandten, ist jedoch viel kleiner, fast geradstangig, ein verhältnismäßig dickes, gedrungenes kleines Geweih; die innere (hintere) Zinke der Abschlussgabel ist auffallend kurz.

Das beste Exemplar stammt von der Insel Luzon: Stangenlänge 52,5 cm.

Heimat: Die im Südchinesischen Meer verstreuten Philippinen sowie die von dort 2000 km östlich gelegenen Marianen oder Ladronen im Pazifischen Ozean.

Der Taiwan-Sambarhirsch (*Cervus [Rusa] swinhoei*)

Kaum 200 km über den Philippinen erhebt sich ein Festland mit üppiger Vegetation und feuchtwarmem Klima aus dem Chinesischen Meer – die Insel Taiwan. – Der Komitat Pest würde nicht einmal dreimal in diese von Urwald bedeckte, mit einem 4000 m hohen Riesenberg prunkende kleine Insel passen, welche auf der Karte schon deshalb leicht zu finden ist, weil der Wendekreis des Krebses sie geradezu durchschneidet.

In diese enge Heimat wurde der kleinwüchsigste, von der Größe einer schwachen Rehgeiß 55–60 cm hohe Zwergsambar gedrängt, der außer seiner geringen Statur noch andere Erkennungsmerkmale besitzt: fahlgelbe Läufe, einen pechschwarzen Schwanz und insbesondere eine von der Nase bis zu den beiden Augen hochgezogene, V-förmige schwarze Zeichnung.

Angeblich durchstreift er die Wälder seiner Heimat noch in recht stattlicher Zahl, ungeachtet dessen, dass die Chinesen ihn eifrig verfolgen und sogar mit Hundemeuten hetzen.

Ich kenne niemanden, der einen Taiwan-Sambar geschossen hätte, ja, ich bin nicht einmal in Büchern einem Jäger begegnet, der mit einer solchen Trophäe geprahlt hätte, obwohl es sicherlich auch solche gibt.

Geweih: Von ähnlichem Aufbau wie das der Philippinen-Sambars, aber noch kürzer als deren, steil und eng gestellt. Bei dem im Londoner Museum gezeigten längsten Exemplar ist die Stange 48 cm lang.

Heimat: Die Insel Taiwan.

Der chinesische oder Szetschuan-Sambar (*Cervus [Rusa] dejeani*)

Von Taiwan aus machen wir einen Schritt von 1700 km in nordwestliche Richtung, mitten in die Provinz Szetschuan des alten chinesischen Reiches. Die Gegend ist uns vertraut; hier haben wir uns seinerzeit mit jenem seltenen „Weißlippenhirsch“ abgemüht.

Nur dass wir damals dort oben in 4–5000 m Höhe im Rhododendron-Dickicht oberhalb der Waldzone umherwanderten, während wir uns jetzt hier unten in der Dichte der die Täler ausfüllenden Urwälder verstecken – hier stoßen wir auf den am weitesten nach Norden verschlagenen Vertreter der tropischen Sambar-Familie.

Die Grenze seiner Verbreitung ist der 30. Grad nördlicher Breite, was der Höhe des ägyptischen Kairo entspricht; weiter nördlich leben nirgends Sambars.

Es ist ein großgewachsener Hirsch, der fast mit dem Gewicht der zentralindischen Art wetteifert, doch ist auch seine Farbe dunkler.

Sein Geweih erinnert an den Kopfschmuck des taiwanischen Zwergverwandten mit seinen geraden Stangen und der steilen Augsprosse – in proportional vergrößerter Ausführung; infolgedessen wird er als die hochwüchsige Festlandvarietät des kleinen Insel-Sambars betrachtet. Angeblich neigt er dazu, über seine regulären 6 Enden hinaus ein oder zwei weitere kurze Knorren zu treiben.

Vom chinesischen Sambargeweih gelang es mir, nur ein einziges Museumsexemplar aufzuspüren. Dessen Stangenlänge beträgt 78 cm bei einem Umfang von 15 cm.

Heimat: West-und Südchina. Namentlich die Provinzen Szetschuan, Jünnan, Kuanghsi und Kuangtung, ja sogar die Insel Hainan, wo man ihn „twahé“ – „Ber घोड़ा“ (Bergpferd)

– nennt.

Wegen seines wertvollen Geweihs wird auch er in ganz China verfolgt, und es ist zu befürchten, dass er früher oder später völlig ausgerottet wird.

Der Mähnenhirsch oder „Ruza“ (*Cervus [Rusa] hippelaphus*)

9. A Maluku szigeteken élő ruza szarvas *(R. Lydekker nyomán)*

Eben noch waren wir am Golf von Vietnam, auf der Insel Hainan. Über diese chinesische Insel läuft – als hätte er es nur uns zuliebe getan – der 110. Meridian östlicher Länge. Wir waren nicht faul, ergriffen das sich auf Hainan günstig bietende Seil und glitten mit affenartiger Geschicklichkeit daran hinunter – etwa 2800 km weit.

Wer unseren Weg auf der Karte verfolgt, kann leicht prüfen, dass uns unser dienstfertiger Meridian bereits auf die Insel Java gebracht hat, in die subtropische Heimat des Mähnenhirsches, des Ruza.

„Ruza" ist übrigens kein geheimnisvolles Wort, es bedeutet auf Malaiisch einfach „Hirsch". Die internationale Naturgeschichte verwendet es jedoch in zweierlei Hinsicht:

Unter dem Sammelnamen der Rusa-Gruppe ordnet sie all jene asiatischen Hirschartigen ein, deren Stier es kaum auf mehr als sechs Enden im Geweih zu bringen pflegt – die Sambars, die Mähnenhirsche sowie die nachfolgenden Axishirsche und Schweinshirsche.

Unter dem Namen Ruza versteht sie hingegen allein den Mähnenhirsch – den Gegenstand unseres jetzigen Kapitels.

Mähnenhirsch – die Eindeutschung des deutschen Namens – ist keine sehr glückliche Bezeichnung, da unter verschiedenen Hirschstieren eine üppige Mähne in Mode ist, besser gesagt ein Bart, da er bekanntlich nicht die Oberseite des Halses, sondern dessen untere Hälfte ziert. So reicht unter anderem die „Mähne" des Rothirschstiers der österreichischen Alpen an den Haarschmuck heran, der am Kinn des „javanischen Mähnenhirsches" flattert.

Die javanischen Einheimischen nennen diesen Hirsch übrigens nicht Ruza, sondern „Minjangán"; manche Jagdschriftsteller erwähnen ihn als Java-Sambar. Dies ist jedoch deshalb nicht zutreffend, weil die Fauna der Insel Java so stark von der Tierwelt der übrigen malaiischen Inseln und Hinterindiens abweicht, dass der Ruza schon deshalb nicht zu den eigentlichen Sambars gezählt werden kann – obwohl er sich wahrlich nicht viel von ihnen unterscheidet.

Er ist etwas kleiner als jene, etwa 100–120 cm hoch, verhältnismäßig kurzbeinig, gedrungen und von stämmiger Statur. Seine Ohren sind viel kleiner als die großen Schaufelohren der Sambars, auch sein Schwanz ist dünner als der buschige Sambarschwanz.

Seine Decke ist zudem nicht einfarbig wie im Allgemeinen bei den Sambars, sondern an Kehle und Bauchunterseite weißlich. Seine neugeborenen Kälber hingegen sind einfarbig.

Geweih: Obwohl es ebenfalls nur 6-endig ist, lässt es sich auf den ersten Blick vom Sambargeweih unterscheiden. Nicht nur durch seine leichtere, schlankere und weniger geperlte Beschaffenheit, sondern durch seine ausgesprochen lyraähnliche Form. Die Stange des Ruza-Geweihs findet ihre Fortsetzung in der hinteren (inneren) Sprosse der Abschlussgabel. Diese Gabelsprosse ist immer viel länger, etwa doppelt so lang wie die vordere (äußere) Gabelsprosse. – Die Augsprosse des Ruza ist im Vergleich zu jener der Sambars kurz und steil nach oben strebend.

Die Stange des besten javanischen Ruza-Geweihs ist 93,5 cm lang bei einem Umfang von 13 cm.

Eine Beschreibung seines Röhrens fand ich nur im Buch eines einzigen Jagdschriftstellers: Er nennt es eine „Folge von kurzen, stumpf klingenden, ziemlich leisen Blöklauten".

Auch auf der einen oder anderen der Java benachbarten größeren oder kleineren Inseln leben Ruza-Hirsche. Sie sind von geringerer Statur, und meist fehlt an ihrem Hals sogar die für die javanischen Tiere so charakteristische „Mähne". Die Naturgeschichte erwähnt sie einzeln und gibt dem Ruza von Timor, Celebes sowie den kleinen Molukken jeweils einen eigenen Platz. Demgegenüber habe ich gehört, dass es unter den Einheimischen ein

lange bestehender Brauch ist, lebend gefangene Hirschkälber von einer Insel zur anderen umzusiedeln. Daher erscheint es aus unserer Sicht richtiger und vor allem viel einfacher, die größeren und kleineren Ruza-Hirsche der malaiischen Inseln über einen Kamm zu scheren.

Die Einheimischen jagen ihn angeblich noch heute auf uralte Weise: Sie lassen ihn von Hundemeuten niederreißen und erledigen ihn mit dem Speer; sein Fleisch wird in Scheiben geschnitten, stark gesalzen und hart getrocknet. Dieses konservierte Fleisch – dessen bekannter Name in Südafrika „Biltong" ist – nennen die Bewohner der malaiischen Inseln „Dendeng". Es ist angeblich ein unverzichtbarer Bestandteil der Reisfeste javanischer Herren.

Heimat: Sumatra, Java, Celebes, Timor, die Molukken und allgemein eine unbestimmte Anzahl der zwischen Borneo und Neuguinea liegenden größeren und kleineren Inseln.

Der Schweinshirsch oder „Para“ (*Cervus [Hyelaphus] porcinus annamiticus*)

Nachdem wir die vielfältige, selbst heutzutage nicht ganz überschaubare Gesellschaft der Sambars und Ruzas nach Möglichkeit durchlaufen haben, kehren wir ziemlich ermüdet, aber mit einem Seufzer der Erleichterung nach Indien zurück, um nun das kleinste Mitglied der Rusa-Gruppe zu betrachten, den weit verbreiteten, leicht zu findenden Schweinshirsch.

Sobald wir ihn erblicken, müssen wir als Erstes feststellen, dass die Schönheit den „armen Para“ wahrlich nicht geplagt hat! Er wiegt etwa 50 kg, ist aber nur 60–70 cm hoch, also unproportional: ein kurzbeiniges, kurzhalsiges, stämmiges Tier mit unbeholfenen Bewegungen, das in der Tat an ein behorntes, fettes Schwein erinnert.

In den grasigen Ebenen Indiens, in den buschigen und verkrauteten Wäldchen am Waldrand ist er sehr häufig. Meist wird er vom Elefantenrücken aus gejagt, was unbestreitbar amüsant, zugleich aber listig und daher ein Vergnügen nur für geübte Schützen ist, denn den aus dem hohen Gras für einen Augenblick auftauchenden, schnell fliehenden Para aus der auf dem Elefantenrücken hin und her schwankenden „Howdah“ im Überschlag zu schießen – das ist nicht jedermanns Sache. Die anglo-indischen Shikaris haben sicherlich recht, wenn sie behaupten, dass man die hohe Kunst der „Howdah-Jagd“ am besten am „Hog Deer“ (Schweinshirsch) erlernen kann.

Er ist ein Tier, das allein oder höchstens zu zweit oder dritt zieht, und obwohl es genug von seiner Art gibt, schließt er sich nie zu größeren Rudeln zusammen. Wenn er Verdacht schöpft und nicht sofort abspringt, verhält er sich sehr seltsam: Er hält seinen eine Spanne langen Schwanz steif hoch oder wippt nervös damit auf und ab, wobei er auch mit Kopf und Hals in einer eigentümlichen, stolpernden Bewegung nickt. Wenn er dann losstürmt – ganz anders als die übrigen Hirsche – rennt er fast schwerfällig mit tief gehaltenem Kopf davon.

Angeblich ist er ein sehr zorniges, kampflustiges Tier. Die zahmen Para-Stiere im Wildpark von Woburn legen sich sogar mit viel größeren und stärkeren Hirschen an.

Sein Winterkleid ist einfarbig, das Sommerkleid jedoch meist gefleckt; diese abwechslungsreiche Mode ist – wie sich bald zeigen wird – nicht nur das Privileg des Schweinshirsches. Seine Kälber sind dicht gefleckt.

Sein Geweih, das ziemlich kurze und dünne Stangen hat, ruht auf unverhältnismäßig hohen Rosenstöcken und ist lediglich 6-endig.

Die hintere (innere) Sprosse der oberen Gabel ist nur etwas kürzer als die vordere (äußere) Sprosse, wobei Letztere die Fortsetzung der Stange bildet. Die Augsprosse ist kurz und bricht plötzlich nach oben. Auf den ersten Blick erinnert das Geweih des Para an ein extrem hohes, dünnstangiges Rehbockgeweih. Seine Form ist regional verschieden; ich sah unter ihnen eng gestellte, weit ausladende, geradstangige und lyraförmig geschwungene, genau wie unter unseren Rehgeweihen.

Die Stangenlänge des offiziell anerkannten besten Exemplars beträgt 52 cm bei einem Umfang von 8 cm; dies dürfte jedoch ein extrem seltenes Maß sein, da ein Para-Geweih von 36–40 cm im Allgemeinen bereits als schusswürdige, ordentliche Trophäe gilt.

Heimat: Die Ebene zwischen den Flüssen Indus und Ganges, vom Pandschab bis hinunter nach Assam; sogar in den hinterindischen Gebieten von Burma und Thailand ist er häufig.

Der Philippinen-Schweinshirsch (*Cervus [Hyelaphus] calamianensis*)

Wie schon sein Name verrät, ist dies die auf den Philippinen im Exil lebende Abart des im vorigen Kapitel vorgestellten Para.

Wir wissen wahrlich wenig über ihn, und da ich nicht einmal in Büchern einem Jäger begegnet bin, der ihn mit eigenen Augen gesehen hätte, lohnt es sich auch für uns nicht, seinetwegen auf die Philippinen zu reisen.

Er ist etwas kleiner als der indische Para und unterscheidet sich von ihm vor allem dadurch, dass sein Kleid dauernd einfarbig ist, also auch im Sommer nicht gefleckt. In der Mitte seines Rückens verläuft jedoch von der Schulter bis zum Schwanzansatz ein etwa zwei Finger breiter schwarzer Streifen, während sein Bauch sowie die Innenseite seiner Schenkel weiß sind.

Weitere Daten über diesen seltenen kleinen Hirsch, dessen Heimat die zum westlichen Teil der Philippinen gehörenden, insgesamt nur 1600 km² großen Calamian-Inseln sind, ließen sich nicht in Erfahrung bringen.

Der Bawean-Hirsch (*Cervus [Hyelaphus] kuhlii*)

In der Javasee, zwischen Borneo und Java, verbirgt sich eine winzige, kaum 34.000 Joch große Insel: Bawean.

Diese ansonsten unbedeutende Insel müssen wir unbedingt aufsuchen, denn sie rühmt sich einer eigenen Hirschart, eines bodenständigen (endemischen) Tieres, dessengleichen nirgendwo sonst auf einer der benachbarten Inseln zu finden ist!

Dieser kleinwüchsige, etwa 68 cm hohe Inselbewohner wird als Übergang zwischen dem Mähnenhirsch und dem Schweinshirsch, also zwischen Ruza und Para, betrachtet. Im Allgemeinen ähnelt er dem zuvor beschriebenen, auf den Philippinen lebenden Para, doch fehlt auf seinem Rücken der für Letzteren charakteristische schwarze Streifen, und auch sein Bauch ist nicht so weiß wie bei jenem, sondern eher gelblich braun.

Sein Geweih ist 6-endig, kaum länger als sein Kopf und erinnert am ehesten an die Form des malaiischen Sambargeweihs: steil, eng gestellt, wobei die vordere (äußere) Sprosse der oberen Endengabel die längere ist. Die Geweihstange ist jedoch viel dünner und weniger geperlt als die des malaiischen Sambars.

Im Museum der niederländischen Stadt Leiden wird das beste Geweih eines Bawean-Hirsches aufbewahrt. Seine Stangenlänge beträgt 24 cm bei einem Umfang von 7 cm – was höchstens einem mittelmäßigen Rehgeweih entspricht!

Seine Heimat, die zwischen Borneo und Java liegende Insel Bawean, könnte er mühelos sogar täglich durchwandern.

Der indische Axishirsch oder „Csital“ (*Cervus [Axis] axis*)

10. Az indiai pettyes szarvas vagy csital *(R. Lydekker nyomán)*

Wir sind wieder in Indien angekommen, im hirschreichsten Reich der Welt, denn die Dschungel dieser gewaltigen asiatischen Halbinsel werden von etwa 9–10 verschiedenen Geweihträgern durchstreift.

Unser Besuch gilt diesmal der häufigsten und zugleich ansprechendsten Art: dem buntrockigen, graziös schreitenden, edelgesichtigen „Axishirsch“, dem „Csital“ der Hindus.

Von seiner mittelgroßen, 80–90 cm hohen Gestalt kann ich nicht behaupten, sie sei „fürstlich", vielleicht nicht einmal „stattlich"; auch sein dünnstangiges, 6-endiges Geweih ist kein „imposanter" Kopfschmuck. Aber beim Schönheitstanz der Hirsche würde ich ihm dennoch den ersten Preis verleihen!

Auf seinem glänzend schimmernden, rotbraunen Rock prangt die weiße Fleckung wie frisch gefallene, dichte Schneeflocken; sein schwungvolles, lyraförmiges Geweih trägt er stolz; jede Bewegung seines schlanken, ebenmäßigen Körpers ist so fein wie die eines Rehes; und wenn sein wählerisch naschendes Maul eine ausersehene Knospe oder ein Blatt nicht erreicht, erhebt er sich auf die Hinterbeine, streckt sich wie eine Kerze danach aus und balanciert auf seinen dünnen Läufen wie eine Ballerina auf der Spitze.

Sein gefleckter Mantel – den er übrigens Sommer wie Winter trägt – ist die vollkommenste Mimikry; er verschmilzt so sehr mit dem von kleinen Lichtblumen der Sonnenstrahlen durchsetzten Walddunkel, dass er den im Dschungel ruhenden Csital fast unsichtbar zaubert. So verbirgt die Natur ihren schönsten Hirsch vor den Augen des ebenfalls gefleckten „Dschungelräubers", dem Leoparden.

Unter indischen Shikaris ist bekannt, dass das Csitalrudel und die Scharen der grauen Languren-Affen „zusammenarbeiten". Wo das Geräusch von Languren zu hören war, fand ich auch immer ein Csitalrudel: Dort grasten die bunten Hirsche unter den in den Wipfeln turnenden Affen.

Die nahrungssuchende, Äste schüttelnde Affenschar lässt immer wieder einmal eine Wildfrucht oder einen halb verzehrten Happen fallen – und der Csital nimmt einen solchen vom Himmel gefallenen schmackhaften Bissen gerne an.

Gegen ihren gemeinsamen Schrecken, den Leoparden, verbünden sie sich erst recht: Das Csitalrudel mit seinem ausgezeichneten Geruchssinn wacht am Boden, und sobald es Witterung von einem Leoparden oder Tiger aufnimmt, beginnt es sogleich zu schrecken, mit scharfen, nicht enden wollenden Rufen – der Dschungel hallt nur so wider von den vielen entrüsteten Csital-Kehlen; aber auch die Languren da oben sind nicht faul, auch sie schimpfen nach Belieben, ihr lautes Uhu-Rufen verbreitet die Schreckensnachricht im ganzen Dschungel. Ein andermal hingegen, wenn sie aus der Höhe ihres luftigen Ausguckposts die herannahende Gefahr als Erste erblicken, sind sie an der Reihe, Alarm zu schlagen. Dann antwortet das Csitalrudel hier unten!

Wenn es dem nach Hirschfleisch hungrigen Raubtier nämlich nicht gelingt, unbemerkt in die Nähe des Csitalrudels zu gelangen, hat es das Spiel bereits verloren und muss sein Glück anderswo versuchen.

Der Csital liebt Gesellschaft sehr, manchmal schließt er sich sogar zu Rudeln von 100–150 Tieren zusammen. Es fällt auf, dass man in einem solch gewaltigen Rudel verhältnismäßig wenige, manchmal nur ein bis zwei Stiere mit stattlichem Geweih sieht; bei der Vielzahl mittelmäßiger und schwacher Stiere ist es überraschend, dass sich unter ihnen reife Geweihe und solche im Bast, rudimentäre oder gar fehlende Geweihe gemischt zeigen!

Daran sieht man, dass der Geweihwechsel des Csital – wie der des Sambar – unregelmäßig und nicht an eine Jahreszeit gebunden ist. Infolgedessen werden auch die Zeiten der Paarung und des Setzens unsicher; neugeborene Kälber sind zu verschiedenen Zeiten des Jahres zu beobachten.

Geweih: Ein von schlankem Schwung geprägter, lyraförmiger, dünn-aber langstangiger, wenig geperlter 6-endiger Kopfschmuck. Die vordere (äußere) Sprosse seiner oberen

Gabel bildet die Fortsetzung der Stange und ist immer viel länger als die hintere (innere). Die Augsprosse bildet mit der Stange fast einen rechten Winkel; bei älteren Stieren zeigen sich um die Basis der Augsprosse manchmal sogar noch ein oder zwei sprossenartige Höcker – zusätzlich zu den 6 regulären Enden.

Die besten Axishirsch-Geweihe wachsen in Nord-und Zentralindien; nach Süden hin verschlechtert sich die Qualität der Geweihe zusehends, am geringsten ist sie bei den auf der Insel Ceylon lebenden, welche die Naturgeschichte übrigens mit einem eigenen Namen – *Cervus axis ceylonensis* – beehrt hat.

Die Stange des im nordindischen Kumaon-Terai erlegten Rekord-Csitalgeweihs ist 100 cm lang bei einem Umfang von 10 cm.

Sein Röhren habe ich – obwohl ich wiederholt mit diesem schönen Hirsch zu tun hatte – leider nie beobachten können. Man beschreibt es als einen „heiser klingenden, halb bellenden" Laut. Seinen scharfen, fast als Schrei einzustufenden Alarmruf habe ich umso öfter gehört, besonders nachts, wenn die großen Raubtiere unterwegs waren.

Heimat: Mit Ausnahme des Pandschab, Sind und Rajputana – fast ganz Vorderindien und die Insel Ceylon.

Im Gegensatz zum nachtaktiven Sambar ist der Csital ein Taghirsch; und obwohl er oft auf offeneren Weiden zu sehen ist, sind dichtes Unterholz als Zuflucht sowie die Nähe einer Tränke erstklassige Lebensbedingungen für ihn.

Der Philippinen-Axishirsch (*Cervus [Rusa] mariannus alfredi*)

Von Indien aus hat es uns erneut auf die Philippinen verschlagen, und zwar nach Samar im östlichen Teil dieser großen Inselgruppe, das etwa der Fläche des Komitats Pest entspricht. Diese Insel sowie die benachbarte, aber nur etwa halb so große Insel Leyte bewohnt dieser wenig bekannte Axishirsch, der jedoch dem bunten Hirsch Indiens, dem wunderschönen Csital, kaum ähnelt.

Eher erinnert die kleine, stämmige Gestalt des nur 70 cm hohen, kurzbeinigen Hirsches an den Para (Schweinshirsch); sein kurzes, kaum 40–42 cm langes Geweih entspricht in der Stellung dem des malaiischen Sambars, obwohl es nur halb so lang ist.

An seinem Hals fehlt der für Sambars so charakteristische „Bart" völlig.

Sein gefleckter Rock ist – obwohl auch er ihn das ganze Jahr über trägt – sehr verschieden von dem des Csital. Seine Flecken sind viel weniger lebhaft, ja bei manchen Exemplaren so blass, dass sie, abgesehen von je einer Fleckenreihe beiderseits des Rückgrats, fast unsichtbar sind.

Heimat sind die zu den Philippinen gehörenden Inseln Samar und Leyte.

Meinen Reisegefährten ist es vielleicht gar nicht aufgefallen, dass wir es nun bereits mit drei Arten philippinischer Hirsche zu tun hatten: dem Sambar, dem Para und dem Axishirsch. Diese zu verschiedenen Familien gehörenden kleinen Inselhirsche ähneln einander in vielem, obwohl sie jeweils andere Inseln der Philippinen bewohnen. Wir sollten also darauf bedacht sein, sie nach Möglichkeit nicht zu verwechseln.

Der japanische Sikahirsch (*Cervus [Sika] nippon nippon*)

Dieser nur 80 cm hohe und 70–80 kg schwere ostasiatische Hirsch übertrifft die Stiere der zuvor beschriebenen Rusa-Gruppe insofern, als er deren 6-endigen Kopfschmuck um je eine Mittelsprosse vermehrt – er prangt also mit einem 8-ender-Geweih.

Nach dem Vorbild des eben vorgestellten Schweinshirsches ist auch der Sika ein Anhänger abwechslungsreicher Kleidermode: Einen gefleckten Rock trägt er nur im Sommer, sein Wintermantel ist einfarbig.

Eine interessante Besonderheit ist, dass sein im Bast befindliches, unreifes Geweih von blutroter Haut bedeckt ist, die sich nur an den Enden der Sprossen schwarz verdunkelt. Ein solcher „rotgeweihter", bunt gekleideter „Sommer-Sika" ist wahrlich ein überraschender, ja meiner Meinung nach prächtigerer Anblick als jener herbstliche oder winterliche Sika mit zwar reifem, aber gelblich-grauem Geweih und dunkelbrauner Decke. Am Heck trägt er nur einen etwa handtellergroßen weißen „Spiegel", sein Hals hingegen wird durch einen dichten, üppig gewachsenen Bart verdickt.

An seinem Geweih treibt er eine Augsprosse, eine Mittelsprosse und an der Spitze der Stange eine einfache Endengabel aus – er ist also ein 8-Ender. Die Eissprosse fehlt immer. Die vordere (äußere) Sprosse der oberen Gabel ist die längere und bildet die Fortsetzung der Geweihachse. In Ausnahmefällen kommt es vor, dass er neben der oberen Gabel noch eine dritte Sprosse herausschiebt, wodurch sich die Zahl seiner Enden auf zehn erhöht. Das stattlichste japanische Geweih ist 66 cm lang und hat einen Umfang von 12 cm. Dieser mähnennackige, stolze kleine Hirsch wurde in verschiedenen europäischen Wildparks angesiedelt.

Im Laufe des Oktobers habe ich oft dem Röhren der „Japaner" gelauscht, von dem beim ersten Hören niemand glauben würde, dass es eine Hirschstimme ist. Man könnte es eher für einen langgezogenen Vogelpfiff halten – vielleicht den bekannten Ruf des Schwarzspechts –, nur dass das Ende in ein, zwei würgende, heisere Grunzlaute übergeht, wozu ein Vogel wiederum nicht fähig ist. Während der Brunftzeit wandelt der kleine „Japan-Stier" überaus stolz, mit hochgestelltem Heck und gesträubtem Bart umher, „pfeift" beharrlich und wirkt äußerst erregt und wichtigmachend. Die bei uns aufwachsenden „ungarischen Japan-Stiere" haben nie eine Geweihqualität entwickelt, die jener der asiatischen entsprach; ein Sika-Geweih von 45–50 cm war bei uns bereits eine Seltenheit.

Heimat: Japan sowie die ostchinesischen Provinzen Kiangsi, Tschekiang und Anhuj. In Nordchina finden sich angeblich noch vielerorts lokale Zweige der Sika-Familie, die größer als der japanische Sika sind und eine etwas abweichende Färbung aufweisen, unter anderem der in der Provinz Shansi heimische *Cervus nippon grassianus* und der einst nahe Peking hausende, heute aber wahrscheinlich ausgestorbene *Cervus nippon mandarinus*. Darüber hinaus lebt im mandschurischen Teil Chinas, namentlich in der Provinz Liaoning nahe Shenyang in Südmandschurien, der fast einen Meter schulterhohe „Mandschu-Sika" (*Cervus nippon mantchuricus*), von dem einige schöne Exemplare Bewohner des bereits mehrfach erwähnten Wildparks von Woburn sind.

Der Dybowski-Hirsch oder Peking-Sika (*Cervus [Sika] nippon dybowskii*)

11. A pekingi szika vagy Dybowski-féle szarvas *(R. Lydekker nyomán)*

Den Sikas folgend gelangten wir von der Nähe von Shenyang hinauf in die nordostmandschurische Provinz Ussuri – und zwar in denselben Wald, in dem wir unlängst noch den IsubraHirsch (den Mandschu-Wapiti) suchten! In dieser Gegend müssten wir nun auch den Dybowski-Hirsch finden, das stattlichste Mitglied der Sika-Familie, dessen falscher Name, Peking-Sika, daher rührt, dass das allererste Exemplar, das 1861 vom englischen Konsul R. Swinhoe nach Europa geschickt wurde, aus dem kaiserlichen Wildpark bei Peking stammte! Die meisten Fachwerke nennen ihn seither Peking-Sika, obwohl seine nordmandschurische Heimat so weit von der Stadt Peking entfernt liegt wie Budapest von Moskau!

Dies ist der größte SikaHirsch, etwa 110–115 cm hoch. Sein Sommerkleid ist mit dichten weißen Punkten geschmückt; im Winter verblasst die Fleckung, ja vom Wintermantel älterer Exemplare verschwindet sie fast vollständig. Sein üppiger Bart neigt zum Weißlich-Grauen. Das Geweih entspricht dem im vorigen Kapitel beschriebenen Sika-Geweih, ist aber wesentlich größer und geperlter. Die Augsprosse ist etwas höher angesetzt als bei den übrigen Sikas. Die Stange seines im British Museum zu sehenden Rekordgeweihs ist 85,5 cm lang bei einem Umfang von 14 cm. Was über den dunkelroten Bast des japanischen Sika sowie über seine Stimme gesagt wurde, trifft sicherlich auch auf diesen Hirsch zu.

Heimat: Nordost-Mandschurien, namentlich in erster Linie die Provinz Ussuri, hinunter bis zum koreanischen Grenzgebiet. Angeblich kommt er sogar auf der kleinen Insel Askold in der Nähe von Wladiwostok vor.

Der Taiwan-Sika-Hirsch (*Cervus [Sika] nippon taiouanus*)

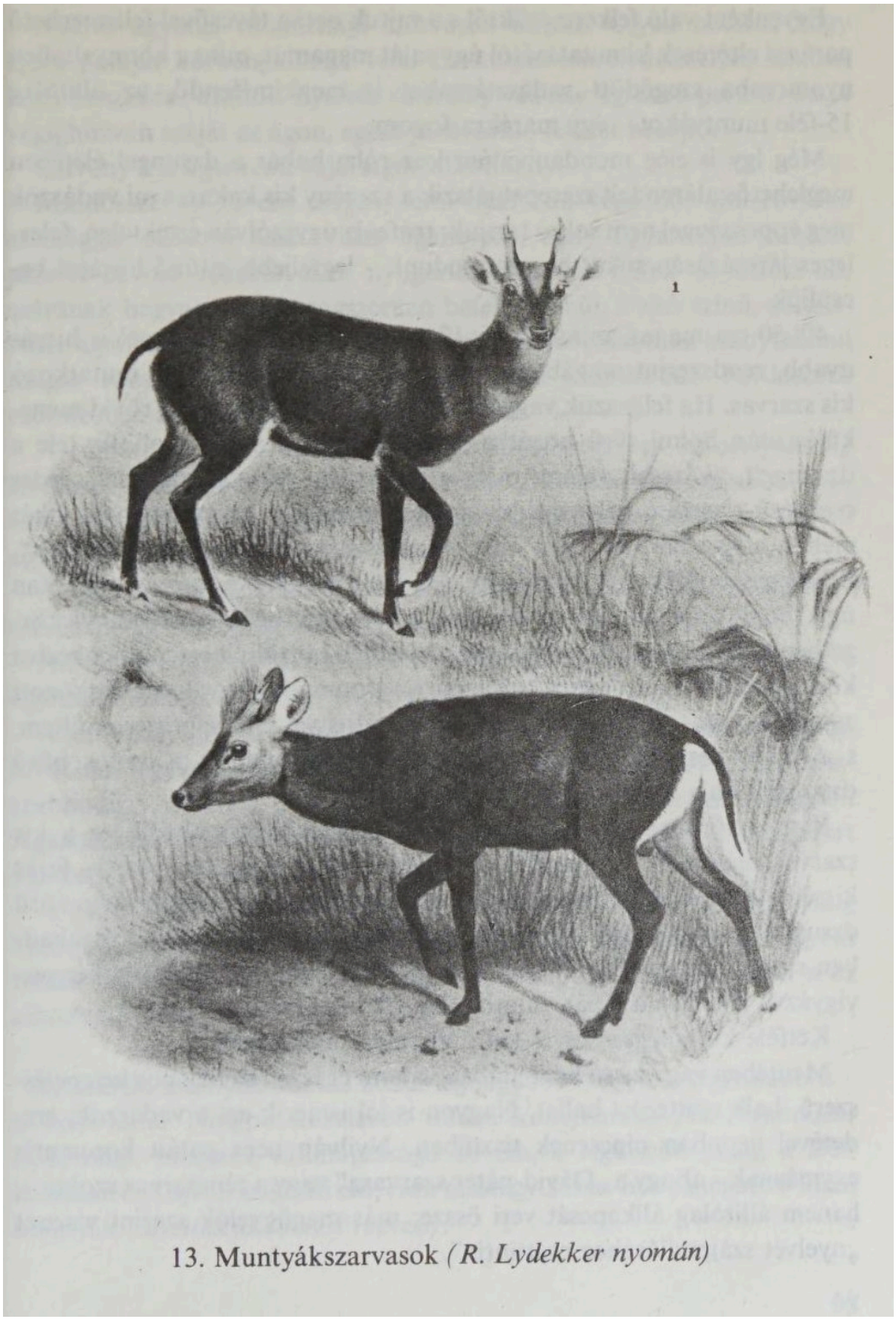
12. A tajvani szika téli csuhában *(R. Lydekker nyomán)*

Auch hier haben wir neulich schon vorbeigeschaut, auf der im Chinesischen Meer schwimmenden Insel Taiwan, als wir uns den dortigen Sambarhirsch ansahen. Damals passte ich sehr auf, dass uns keiner der einheimischen Sikas unter die Augen kam, da wir sie keinesfalls in die Familie der Sambars hätten einfügen können. Diesmal jedoch gilt ihm unser Besuch, dem Zwerg der Familie, dem kleinsten Sika, der in seiner taiwanischen Einsamkeit lebt.

Körperlich ist er zwar nur einige Zentimeter kleiner als sein japanischer Bruder, sein Geweih ist jedoch viel geringer, was übrigens eine allgemeine Erscheinung bei Hirschen ist, die auf die Beschränktheit von Inseln angewiesen sind. Die Stangenlänge des besten

Exemplars beträgt 49 cm bei einem Umfang von 8 cm. Sein Kleid ist Sommer wie Winter gefleckt. Auf seinem Rücken zieht sich ein auffälliger schwarzer Streifen entlang – sein Bart ist gelblich braun. Heimat: Die Insel Taiwan.

Der Muntjak-oder Bellhirsch (*Muntiacus muntjak*)



13. Muntyákszarvasok *(R. Lydekker nyomán)*

In Indien nennt man ihn meist „Kakar“, obwohl ich ihn in der Gegend von Madras als „Jungli-Bukri“ erwähnen hörte; daher stammt sicherlich der Name „Jungle sheep“ – „Dschungelschaf“ –, der unter anglo-indischen Jägern gebräuchlich ist. In den verschiedenen Sprachen der Einheimischen wird dieser kleine Dschungelhirsch noch vieles andere genannt, nur eben – Muntjak nicht! Der Ursprung dieses geheimnisvollen Wortes liegt im tiefen Dunkel, keine Sprache eines lokalen Stammes kennt es. Wir wissen nur so viel, dass der deutsche Naturforscher Zimmermann den Bellhirsch bereits 1780 als „Muntjac“ erwähnt, wie ihn die internationale Naturgeschichte seither nennt – ohne über den Ursprung dieses seltsamen Wortes berichten zu können.

Der Muntjak ist ein sehr gewöhnliches, auf Schritt und Tritt vorkommendes Tier; sein Verbreitungsgebiet übertrifft das aller asiatischen Hirsche und umfasst nicht nur Vorder- und Hinterindien, sondern auch einen Großteil Chinas und sogar die Malaiischen Inseln. Diesen Umstand nutzt die Naturwissenschaft gründlich aus und führt in der umfangreichen Familie der Muntjaks nicht weniger als 15 Arten mit jeweils anderen Namen!

Um sowohl mich selbst als auch meine leichtsinnig mir gefolgten Jagdgefährten vor dem Aufsuchen jeder einzelnen Art und dem Aufzeigen winziger, vielleicht nur mit dem Fernglas erkennbarer Unterschiede zu verschonen, fasse ich die angeblichen 15 Muntjak-Arten in einer Handvoll zusammen. Selbst so werde ich genug über ihn zu sagen haben, obwohl der arme kleine Kakar im Leben des Dschungels eine eher untergeordnete Rolle spielt und wir Jäger ihn erst recht nicht besonders schätzen: Seine Trophäe ist sozusagen wertlos, über sein unnötiges Lärmen ärgern wir uns oft – wir schätzen ihn höchstens für sein ausgezeichnetes Fleisch.

Er ist 40–50 cm hoch, etwa 15–17 kg schwer, also noch geringer als das Reh, ein kleiner Hirsch, der gewöhnlich allein umherstreift und sich höchstens paarweise zeigt. Wenn er aufgeschreckt wird oder den herannahenden Jäger bemerkt, flüchtet er nach kurzem Lauf in ein dichtes Gebüsch und kläfft von dort aus den Dschungel voll, genau wie ein zorniger Pulihund. Sein weithin hörbarer, rauer, glockenreiner Warnruf ähnelt manchmal täuschend einer Hundestimme, weshalb ihn der englische „Shikari“ zu Recht „Barking Deer“ – Bellhirsch – nennt. Und wenn er erst einmal mit dem Lärmen anfängt, will er sich gar nicht beruhigen. Es kommt vor, dass er stundenlang schreit; sein hässliches Kläffen schreckt den Dschungel im Umkreis von Meilen auf und posaunt die Nachricht vom heranschleichenden Jäger überallhin aus. Zu seinen Gunsten muss ich jedoch anführen, dass mir sein verfluchtes Lärmen in einem einzigen Fall auch von Nutzen war: Ich saß beim Tigeransitz, und das Warnbellen des Kakar kündigte passend das Herannahen des gestreiften Dschungelkönigs an...

Im dichten Dickicht schleicht dieser kleine Hirsch so vorsichtig und lautlos dahin, dass kein Blatt unter seinen Tritten raschelt. Er hält den Kopf tief, hebt das Heck etwas an und schlüpft mit fast marderartiger Geschmeidigkeit durch die engen Öffnungen des dichten Dschungelgeflechts unter umgestürzten Baumstämmen hindurch. Im Freien ist er selten zu sehen, höchstens vielleicht an Waldrändern, aber auch dort hebt er seine Läufe so vorsichtig, als würde er auf Eiern gehen.

Zwei Besonderheiten muss ich noch erwähnen: Im Gehen oder bei langsamem Trott lässt er ein ganz eigentümliches, klapperndes, leises Schnalzen hören. Die Jäger kennen dies sehr gut, sind sich über den Ursprung jedoch nicht im Klaren. Offenbar klappert er nicht mit den Hufen gegeneinander – wie es der „Pater-David-Hirsch“ oder das Rentier pflegt –, sondern er schlägt angeblich seine Kiefer zusammen; andere Beobachter meinen wiederum, er „schnalzt mit der Zunge gegen den Gaumen“. Seine Zunge übertrifft nämlich die aller Hirsche. Sie ist so lang, dass er sich das ganze Gesicht damit ablecken

kann! Dies mag ihm besonders bei der Nahrungssuche nützlich sein: Er schlingt seine herausgestreckte Zunge um einen dünnen Ast, zieht dann sein Maul am Ast entlang und fegt so eine ganze Maulvoll Blätter hinein.

Sein geringes Geweih ist ein sonderbares Gebilde. Es ist nur 10–12 cm hoch, endet oben in Spießen und ist unten mit einer kurzen Augsprosse versehen – also ein gegabeltes Geweihpaar, das auf ebenso langen, behaarten Rosenstöcken ruht. Die Augsprosse steht nach oben und innen, die Spitze der Stange biegt sich hakenförmig nach innen. Die fahlfarbene, gelblich-weiße Geweihstange ist selten länger, meist kürzer als der unverhältnismäßig hohe Rosenstock, der seine Fortsetzung in einer aus dem Stirnbein hervorstehenden, rippenartigen Knochenleiste findet. Diese rippenartigen Ausläufer der Rosenstöcke reichen fast bis zu den Nasenlöchern hinab und bieten eine hervorragende Gelegenheit, die vielen Namen des Kakar um einen weiteren zu vermehren: „Rippengesichtiger Hirsch" – „Rib-faced deer" – nennt ihn der eine oder andere Fachautor. Das im Londoner Museum zu sehende Rekordgeweih hat eine Stangenlänge von 20 cm bei einem Umfang (über der Augsprosse) von 7,5 cm. Angeblich werfen auch die Muntjakböcke ihr Geweih nicht regelmäßig ab; der eine oder andere trägt es 2–3 Jahre lang.

Die Natur schien den Kakar entschädigen zu wollen: Neben dem geringen Geweih stattete sie ihn mit einer weiteren Waffe aus. Der Eckzahn des Bocks verlängert sich zu einem regelrechten Hauer, der in Form von nach hinten gebogenen Haken aus dem Maul ragt. Für die um ihre Geißen kämpfenden Muntjakböcke ist dies eine viel wichtigere und wirkungsvollere Waffe als ihr Geweih. Sein während der Brunftzeit ausgestoßenes Röhren lässt sich – laut Zeugenaussagen – kaum von seinem wohlbekannten Warnbellen unterscheiden. Das Kläffen der brunftigen Böcke ist immer wieder zu hören, vor allem in den frühen Morgen-und den Abendstunden.

Der größte – und zugleich seltenste – unter den vielen Muntjakhirschen ist der nahe Ningpo in Ostchina heimische Schopfmuntjak (*Muntiacus crinifrons*) mit einer Schulterhöhe von 60 cm, der kleinste ist der in Südchina und auf Taiwan lebende Chinesische Muntjak (*Muntiacus reevesi reevesi*), der nur etwa 36 cm hoch wird. Die übrigen – die indischen, malaiischen und verschiedenen Insel-Varietäten – liegen zwischen diesen Extremen. Die Farbe ihrer Decke ist sehr verschieden: von hellem Rostrot bis zu dunklem Schokoladenbraun zeigt sie diverse Varianten. Bei erwachsenen Exemplaren ist sie jedoch immer einfarbig, während die der Kälber gefleckt ist. Die Stirn der Muntjak-Geißen wird – an der entsprechenden Stelle des Bockgeweihs – von einem dichten, steil stehenden Haarbüschel geziert. Unter den Böcken der verschiedenen Varietäten trägt allein das Männchen des Schopfmuntjaks ein solches Haarbüschel, welches – von vorn betrachtet – sein Geweih völlig verdeckt.

Heimat: Indien, Ceylon, China, Tibet, Taiwan und die Insel Hainan, Burma, Thailand, Indochina, die Malaiische Halbinsel, Sumatra, Java und Borneo.

Der Schopfhirsch (*Elaphodus cephalophus*)

14. A bóbitás szarvas (1) és a kínai víziszarvas (2)
(R. Lydekker nyomán)

Ein mit kurzen Spießen bewaffneter, etwa 50 cm hoher kleiner Bock – das Mitglied der asiatischen Hirschartigen mit dem geringsten Geweih. In Ostchina stoßen wir am ehesten auf ihn, und da er sich gerne in der Nähe von Wasser aufhält, müssen wir ihn aus dem Schilf entlang der Flüsse aufscheuchen. Einen ungarischen Namen finde ich nirgends, also taufe ich ihn Schopfhirsch, in Anlehnung an das englische „Tufted deer“ und das

deutsche „Schopfhirsch“ sowie zu Ehren seines schwarzen Haarschopfes auf der Stirn, den er nach Art seines nahen Verwandten, des im vorigen Kapitel beschriebenen Schopfmuntjaks, trägt. An seinem winzigen Spießgeweih, das aus dem dichten Haarschopf kaum hervorschaut, fehlt sogar die Augsprosse. Dafür biegt sich aus seinem Oberkiefer ein messerscharfes Hauerpaar herab, die Waffe seines verlängerten Eckzahns, die ihm im Duell zum Sieg verhilft.

Die Naturgeschichte zählt drei Arten des Schopfhirsches auf, doch über die zwischen ihnen festgestellten unbedeutenden Unterschiede können wir getrost hinwegsehen. Am bekanntesten ist der in Südostchina heimische „Michie“-Schopfhirsch (*E. cephalophus michianus*), der an seiner dunklen, stahlgrauen Decke mit grobem, hartem Haar zu erkennen ist. Auch die anderen beiden Varietäten sind einfarbig, doch auf dem Rücken der Kälber zeigen sich beiderseits des Rückgrats ein bis zwei Reihen weißer Punkte; diese Fleckung verblasst schnell und verschwindet im Erwachsenenalter vollständig.

*14. Der Schopfhirsch (1) und der Chinesische Wasserrehau (2) (nach R. Lydekker)**

Seines Geweihs, der kaum 3–4 cm langen, nutzlosen kleinen Stifte, schämt er sich offenbar selbst, denn er verbirgt sie im dichten Schwarz seines Stirnschopfes und zeigt sie niemandem. Diesem seltenen kleinen Hirsch des „Himmlischen Reiches“ bin ich noch in keinem Zoo begegnet, obwohl er im Londoner „Zoo“ bereits wiederholt zu Gast war – allerdings noch im vorigen Jahrhundert! Heimat: China.

Mit diesem Schopfhirsch schließen wir vorerst die Reihe unserer asiatischen Besuche ab. Vorerst – sage ich –, denn in der Zukunft werden wir noch zweimal zurückkehren müssen – einmal wegen der asiatischen Rehe und ein andermal wegen des sibirischen Elchs!

Nun bereiten wir uns jedoch wieder auf die Neue Welt vor. Die vielen schönen Hirsche Amerikas erwarten uns, von denen wir – außer dem gewaltigen Wapiti – noch keinen einzigen kennen.

Der Virginia-oder Weißwedelhirsch (*Odocoileus virginianus*)

15. A virginiai vagy fehérfarkú szarvas téli csuhában
(R. Lydekker nyomán)

Wenn ich mich an unsere erste Begegnung erinnere, erscheint ein kanadisches Waldstück vor meinen Augen, ein im Wald auf und ab wippendes, schneeweißes Fähnchen – das Aufblitzen des Abschied nehmenden Schwanzes eines aufgeschreckten Weißwedelhirsches...

Diese bekannteste Art der amerikanischen Hirsche ist fast über den gesamten Kontinent verbreitet und von Kanada bis hinunter nach Peru und Bolivien in fast jedem nennenswerten Wald heimisch. Aus den gewaltigen Ausmaßen seines Verbreitungsgebiets folgt, dass entsprechend der verschiedenen Klimazonen und Lebensbedingungen sehr viele lokale Unterarten bekannt sind. Selbst die anspruchslosesten Naturforscher Amerikas sprechen von etwa zehn Arten des Weißwedelhirsches – östliche, westliche, Florida-, Sonora-, Texas-, Mexiko-, Zentralamerika-, Kolumbien-, Savannen-und Peru-Varietäten – ganz zu schweigen von den anspruchsvollen!

Ich muss jedoch die Geduld meiner Reisebegleiter im Auge behalten und beeile mich daher, das Problem des Weißwedelhirsches auf zwei Varietäten zu vereinfachen: die nördliche und die südliche. Allgemein lässt sich sagen, dass er von Kanada aus nach Süden gehend schrittweise...

In südlicher Richtung nimmt die Körpergröße dieser Hirsche stetig ab; ihre ursprünglich gebogenen Geweihstangen werden immer gerader und kürzer, während sich die Farbe ihrer Decke verdunkelt. Im Norden erreicht mancher „Weißwedelstier“ eine Höhe von 100 cm und ein Gewicht von bis zu 120 kg, während die auf der südmexikanischen Halbinsel Yucatán lebenden Tiere nur etwa 60 cm groß und höchstens 25–30 kg schwer sind.

Sein Geweih unterscheidet sich völlig von dem der bisher betrachteten Hirsche der Alten Welt: Die Augsprosse fehlt; stattdessen entspringt an der Innenseite der Stange, einige Fingerbreit über den Rosen, je ein verhältnismäßig kurzer, nach innen gebogener Spross. (Diese sogenannten „über der Rose“ – subbasal – sitzenden Sprossen wurden von früheren Beobachtern fälschlicherweise als Augsprossen bezeichnet.) Unmittelbar über deren Basis biegt sich die bislang nach oben und außen strebende Stange in die Waagerechte, krümmt sich dann bogenförmig nach vorn und spaltet sich in eine Gabel. Der hintere Zinken dieser Gabel steht gerade nach oben, der vordere jedoch krümmt sich waagerecht nach vorn, und aus seinem oberen Rand entspringen weitere senkrechte Sprossen.

Das Geweih des Virginiahirsches erweckt also den Eindruck einer kreisförmig nach vorn gebogenen, fast waagerechten Stange, an deren oberem Rand eine Reihe nebeneinander gesetzter, mehr oder weniger senkrechter Sprossen steht.

Viele Enden bilden nur die nördlichen Lokalformen aus, unter ihnen kommen sogar Geweihe mit 30, ausnahmsweise sogar 38 Enden vor. Die kleinwüchsigen südlichen Varietäten (mexikanische, peruanische, bolivianische usw.) tragen hingegen viel kürzere, kaum gebogene, fast geradstangige Geweihe mit nur 6–8 Enden. Das Rekordgeweih der nördlichen Tiere hat eine Stangenlänge von 75 cm bei einem Umfang von 14 cm. Dieses längste Geweih hat jedoch nur 18 Enden. Das beste südliche (mexikanische) Exemplar ist 41 cm lang, hat einen Umfang von 9 cm und weist 10 Enden auf.

Der Virginiahirsch ist ein verhältnismäßig fruchtbares Tier und vermehrt sich unter günstigen Bedingungen extrem schnell. Die Kühe setzen meist zwei weißgefleckte Kälber, aber auch drei Kälber sind unter ihnen kein seltener Anblick. Theoretisch könnten vierundzwanzig Virginiahirschkühe im Laufe von zehn Jahren etwa 3000 Nachkommen haben – was unter Hirschartigen, selbst theoretisch, eine einzigartige Leistung ist.

Das im Amerika der Jahrhundertwende wütende zügellose Abschlachten dezimierte natürlich auch die grenzenlosen Massen der Virginiahirsche massiv oder rottete sie in manchen Gegenden sogar völlig aus. Doch nach dem Inkrafttreten der Wildschutzgesetze erholten sie sich bald; in manchen Staaten übervermehrte sich der Bestand sogar so sehr, dass zur Eindämmung von Wildschäden eine offizielle Bestandsreduzierung notwendig wurde. Im Staat Pennsylvania zum Beispiel wurden im Jahr 1937 nicht nur Stiere, sondern sogar Kühe unbegrenzt geschossen. Es stimmt zwar, dass der Weißwedelhirsch in Pennsylvania nur 15 Tage lang bejagbar ist. In dieser kurzen zweiwöchigen „Jagdsaison" – richtiger vielleicht „Blutbad" – fanden dennoch 25.000 Virginiahirschstiere und 46.000 Hirschkühe den Tod. Das heißt: Im Rahmen der amerikanischen gesetzlichen Wildreduzierung wurden während einer zweiwöchigen „Jagd" täglich etwa viereinhalbtausend Hirsche erlegt – auf einem Gebiet, das kaum größer als Ungarn ist!

Der Weißwedelhirsch geht gerne ins Wasser und ist ein ausdauernder und schneller Schwimmer. Wenn ihn im Sommer Scharen von Bremsen und Mücken zu sehr plagen, flüchtet er vor ihnen in Seen oder Flüsse; manchmal kühlt er sich längere Zeit im Wasser ab, wobei nur Nase und Augen herausragen. Vor der Verfolgung durch streunende Hunde oder bei anderer Gefahr stürzt er sich gelegentlich sogar ins Meer und erreicht erst nach einem Umweg von einigen Kilometern wieder das Ufer.

Seinen bereits eingangs erwähnten charakteristischen weißen Schwanz und den ihn umgebenden „Spiegel" muss man genau beobachten; dies ist ein wichtiges Erkennungsmerkmal, namentlich wenn man ihn von seinen zwei nahen Verwandten, dem Schwarzwedel-sowie dem Maultierhirsch, unterscheiden will. Der schneeweiße „Spiegel" des Virginiahirsches schließt über dem Schwanzansatz nicht zusammen. Seinen über eine Spanne langen, unten reinweißen Schwanz, der einem lockeren Federbusch ähnelt, lässt er im Lauf auf und ab wehen – was in solchen Momenten ein wenig an das weiß aufblitzende Hinterteil eines dahinjagenden Wildkaninchens erinnert. Seine Flucht beginnt er übrigens mit einigen damwildartigen, tollpatschig wirkenden hohen Sprüngen, wobei er die weiße Flagge seines Schwanzes demonstrativ schwenkt. Dann legt er ihn auf den Rücken, duckt den Kopf tief, und sein Körper streckt sich im Rennen so weit aus wie der eines Rennpferdes.

In europäische Wildparks wurde der Virginiahirsch mehrfach eingeführt. In Ungarn gab es ihn meines Wissens nach nur an einer Stelle, in der nahen Nachbarschaft meiner alten Heimat, im Wildpark von Nádasdladány im Komitat Fejér. Ich erinnere mich noch an sie, obwohl sie damals – in meiner Kindheit – bereits im Aussterben begriffen waren; nur noch wenige verbliebene Stücke zogen durch den Ladányer Wildpark. Zuvor müssen es viele gewesen sein, denn in den Korridoren des Schlosses der Nádasdys reihten sich zahlreiche dort gewachsene Geweihe von Virginiastieren aneinander.

Heimat: Kanada (bis zur Grenze des nördlichen Waldgürtels), die Vereinigten Staaten (sogar Florida), Mexiko, das zentralamerikanische Guatemala, Honduras,

Nicaragua, Costa Rica und Panama sowie das südamerikanische Kolumbien, Ecuador, Peru, Bolivien, Venezuela und Guyana.

Röhren: Hat er eigentlich nicht. Auch während der Brunftzeit bleibt er stumm. Beide Geschlechter sind fähig, Laute verschiedener Modulation von sich zu geben, die Erschrecken, Locken, Klage oder Zorn ausdrücken. Diese Laute sind jedoch niemals von weitem zu hören, daher kann man den Virginiahirsch nicht „durch Röhren anpirschen"!

Der Maultierhirsch oder Großohriger amerikanischer Hirsch (*Odocoileus hemionus*)

16. Az öszvérszarvas vagy füles amerikai szarvas téli csuhában
(R. Lydekker nyomán)

Seinen Namen verdankt er seinen unverhältnismäßig großen, innen und außen behaarten Eselsohren – sonst hat er wahrlich nichts, was an ein Maultier erinnern würde. Er ist

weniger schlank als der Virginiahirsch, von kräftigerer Statur, etwa 105 cm hoch und 125–145 kg schwer – der stattlichste Vertreter der amerikanischen „Deers“ mit dem schönsten Geweih.

Genau wie beim Virginiahirsch sind auch von ihm verschiedene Lokalformen bekannt. Einst kamen die besten Geweihe aus dem kanadischen British Columbia, heutzutage angeblich aus dem Grenzgebiet von Arizona und Utah; der schwächste Maultierhirsch ist der auf der südkalifornischen Halbinsel lebende *Odocoileus hemionus peninsulae*.

Charakteristische Merkmale des Stiers: Die Stirn seines hellen, fast weißgesichtigen Kopfes wird von einem breiten, fast bis zu den Augen reichenden dunkelbraunen Haarfleck, dem „Hufeisen“, bedeckt. Sein Schwanz ist ebenso lang wie der des Virginiahirsches, aber weniger „fedrig“; im Lauf wird er unbeweglich eingezogen. Nur sein oberer Teil ist weiß, das untere Viertel ist schwarz. Sein weißer „Spiegel“ erstreckt sich – im Gegensatz zum Virginia-Verwandten – bis über den Schwanzansatz. Die ausgewachsenen Exemplare sind einfarbig, ihre Kälber gefleckt.

Die schwarze Schwanzspitze des Maultierhirsches hat offensichtlich die Jäger von Montana, Idaho und Colorado verzaubert, die ihn – trotz aller Erklärungen und Beweise – bis heute „Schwarzwedel“ nennen; dabei dürfte es auch für sie keine Neuigkeit mehr sein, dass der echte „Black-tail“ (Schwarzwedelhirsch), obwohl ein naher Verwandter, dennoch völlig verschieden und von wesentlich kleinerer Statur ist.

Er ist eine ausschließlich im Westen nahe der Pazifikküste hausende Hirschart, die wir übrigens im Rahmen des nächsten Kapitels besuchen werden. Amerikanische Jäger halten den „Mule deer“ – Maultierhirsch – für scharfsichtiger und listiger als all ihre anderen Hirscharten. Da ihn zudem seine Farbe schützt – sein schiefergraues Herbstkleid verschmilzt fast mit dem schluchtig-felsigen Grau seiner Umgebung –, ist seine Jagd äußerst mühsam und ein ernsthafter „Sport“. Der alte Stier ist besonders vorsichtig: Tagsüber pflegt er an einem unzugänglichen, geeigneten Ausguck zu lagern, von wo aus er die Umgebung und eine etwaige herannahende Gefahr im Auge behalten kann – genau wie ein alter Gamsbock.

Der Aufbau seines Geweihs unterscheidet sich völlig von dem des zuvor untersuchten Virginiahirsches. Über den Rosen entspringt auch hier je ein „über der Rose sitzender Spross“, obwohl dieser viel kürzer ist als beim Weißwedel-Verwandten; danach strebt die Stange eine Zeit lang nach außen und teilt sich dann – nach oben gerichtet – in zwei Teile; die beiden Zinken der so entstehenden Gabel sind in etwa gleich lang und gabeln sich einzeln weiter. Dieser Prozess führt an jeder Stange zu je 2 Gabeln und 1 Spross über der Rose – insgesamt ergibt das also ein 10-endiges Geweih.

Die Zehner-Endenzahl – obwohl der Großteil der Stiere dabei stehen bleibt – kann sich erheblich vermehren, sodass sie manchmal 18–20, ja in ganz außergewöhnlichen Fällen sogar 30 überschreiten kann. Ein solch übermäßig verzweigtes Geweih ist jedoch bereits zu den Unregelmäßigkeiten (Abnormitäten) zu zählen und entbehrt natürlich der ansprechenden Symmetrie der üblichen 10-bis 14-Ender.

Den stattlichsten Maultierhirsch erlegte im Jahr 1886 einer der ehemals berühmten Naturforscher-Jäger: J. G. Millais. Die Stangenlänge dieses in Wyoming gewachsenen Rekordgeweihs beträgt 85 cm bei einem Umfang von 13 cm, und die Zahl der Enden liegt bei 37 – also ein unvergleichlicher 37-Ender! Um zu veranschaulichen, wie weit die Qualität heutiger Geweihe von denen des vorigen Jahrhunderts entfernt ist, gebe ich auch die Maße der Maultierhirsch-Trophäe an, die auf der New Yorker Geweihausstellung

1935 mit dem I. Preis ausgezeichnet wurde: Stangenlänge 51 cm, Umfang 11,5 cm, Endenzahl 10.

Ich erwähnte bereits, dass man heutzutage den Kaibab-Wald, der sich am Nordrand von Arizona am rechten Ufer des Colorado-Flusses erstreckt, als das Maultierhirsch-Gebiet mit den besten Erfolgsaussichten bezeichnet. Im Herbst 1932 erlegte einer meiner Freunde in diesem Wald tatsächlich einen stattlichen 18-Ender, ja er begegnete danach sogar einem Stier mit noch besserem Geweih, durfte aber – da seine Erlaubnis nur für ein Stück galt – den zweiten nicht schießen.

Der abspringende Maultierhirsch beginnt seine Flucht – ähnlich dem Virginiahirsch – mit damwildartigen Sprüngen auf steifen Läufen; beim Sprung verlassen alle vier Läufe gleichzeitig den Boden, als würden Stahlfedern unter ihm abprallen; im kanadischen Manitoba nennt man ihn daher zu Recht „Jumping deer", „Springhirsch". Er ist ein ausdauernder, schneller Läufer; seine extrem zähe Natur lässt ihn oft selbst schwere Treffer davontragen.

In der Zeit der alten Gesetzlosigkeit dezimierten die marodierenden „Lederjäger" auch die Bestände der Maultierhirsche massiv – nicht einmal ein Fünftel des einst reichen Bestands blieb übrig. Zeitzeugen schrieben damals: „Die lange Reihe der mit Maultierhirschhäuten beladenen Wagen zog sich wochenlang, fast ohne Unterbrechung, durch das Tal des Okanogan-Flusses in British Columbia in Richtung der Vereinigten Staaten..." Es ist also kein Wunder, dass im heutigen British Columbia das Erlegen eines Maultierhirsches mit nennenswertem Geweih fast eine Seltenheit ist.

Seine Brunftzeit beginnt im November. Das Röhren des brunftigen Stiers – ein dem Damwild ähnliches, aber leiseres „Grunzen" – ist nur sehr selten zu hören.

Die Grenzen seiner Heimat sind: im Norden der 54. Grad nördlicher Breite, der die Mitte des kanadischen British Columbia und Alberta durchschneidet; im Osten der 100. Meridian westlicher Länge; im Westen die Gebirgskette der Kaskaden; und im Süden der Wendekreis des Krebses, der Mexiko durchquert.

Der Schwarzwedelhirsch (*Odocoileus columbianus*)

Wir haben soeben bereits festgestellt, dass es bei diesem Namen oft zu Missverständnissen kommt, da vielerorts der Maultierhirsch als Schwarzwedel bezeichnet wird. Dabei ist der echte Schwarzwedelhirsch viel kleiner als jener, kaum so groß wie ein Virginiahirsch, sein Gewicht beträgt etwa 50–70 kg (bei den auf den Küsteninseln lebenden Tieren noch weniger) – und sein Schwanz ist – im Gegensatz zum weißen, schwarzspitzigen Schwanz des Maultierhirsches – völlig schwarz. Sein Geweih hat ebenfalls weniger Enden, seine Ohren sind nicht auffallend groß, und da seine Heimat auf den schmalen Streifen der Küstenwälder begrenzt ist, unterscheidet sich auch seine Lebensweise völlig von der des Maultierhirsches.

W. A. Baillie-Grohman, ein hervorragender Experte für nordamerikanisches Hochwild, forderte bereits Anfang des Jahrhunderts eine Klärung der Namen dieser beiden Hirsche; um weitere Missverständnisse zu vermeiden, schlug er vor, dass der Maultierhirsch fortan offiziell Schwarzwedelhirsch heißen solle, während der eigentliche Schwarzwedel als Columbia-oder eventuell Küstenhirsch bezeichnet werden möge. Aus dieser wünschenswerten Namensordnung wurde jedoch nichts, und die Verwirrung hält seither unvermindert an.

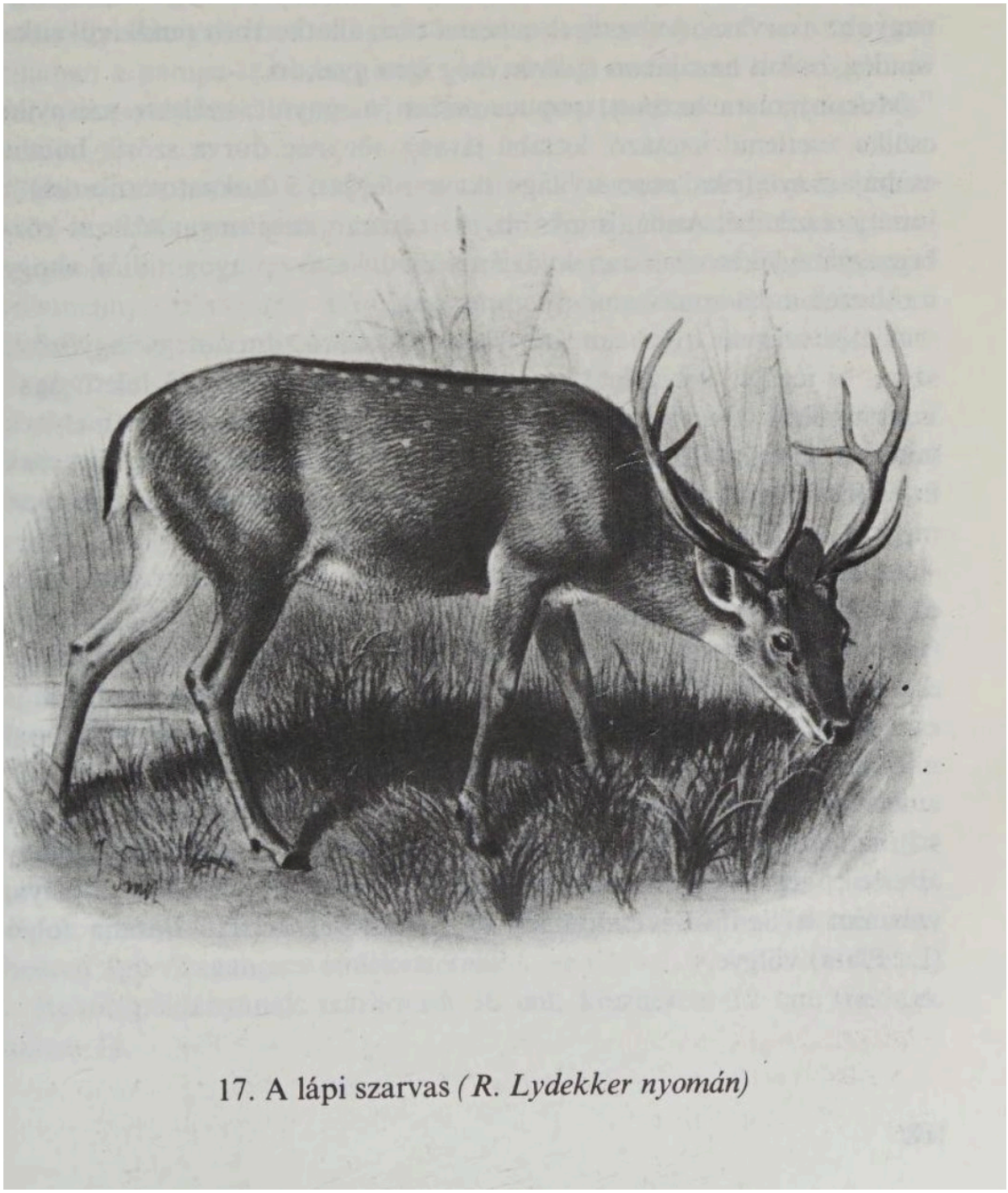
Geweih: In der Struktur völlig identisch mit dem des Maultierhirsches, aber viel kleiner, höchstens 10-endig, meist jedoch mit weniger Enden. Die Stangenlänge eines Rekordexemplars beträgt zwar 75 cm, obwohl ein Schwarzwedelhirsch-Geweih von mehr als 45 cm heutzutage bereits als exzellent gilt. Umso überraschender ist es, dass der Träger des 75 cm langen (aber nur 6-endigen) Rekordgeweihs erst vor Kurzem, im Jahr 1927, von G. Nordquist in der Gegend von Tehama, Kalifornien, erlegt wurde.

Ein Waidmann – besonders ein aus der Ferne anreisender Europäer – reißt sich nicht sonderlich um das dürftige Geweih des Schwarzwedelhirsches. Seine Jagd ist ohnehin nicht mit der spannenden und zugleich mühsamen Jagd auf den Virginia-oder besonders den schönen Maultierhirsch zu vergleichen; das Erlegen des Küstenhirsches verspricht nicht viel „Sport". Dieses Wild verlässt fast nie den dichten Wald, wo der Jäger es höchstens im Abspringen für einen kurzen Augenblick erblicken kann. Dies reicht in der Regel nicht einmal aus, um das Geschlecht festzustellen, geschweige denn das Geweih zu beurteilen. Und da selbst ein hervorragendes Exemplar höchstens dem Geweih eines mittelmäßigen Maultierhirsches entspricht, ja von diesem an der Wand gar nicht zu unterscheiden ist, verschwendet ein fremder Jäger von weit her kaum seine kostbare Zeit auf den Schwarzwedelhirsch.

Er liebt die Gesellschaft nicht; selten ziehen mehr als zwei zusammen. Seine Geiß setzt – genau wie die des Maultierhirsches – in der Regel zwei gefleckte Kälber, gelegentlich auch drei.

Heimat: Die Westküste Nordamerikas, von Sitka in Alaska bis San Diego in Kalifornien – aber nur der schmale Streifen zwischen der Meeresküste und der von den Kaskaden und der Sierra gebildeten Gebirgskette. Die Heimat dieses Hirsches ist also etwa 3000 km lang, aber nur etwa 200 km breit; das heißt auf der Karte beschränkt sie sich auf einen Streifen von 30 cm Länge, aber nur 2 cm Breite. Er ist auch auf Vancouver Island und einigen kleineren Nachbarinseln heimisch.

Der Sumpfhirsch (*Odocoileus dichotomus*)



17. A lápi szarvas *(R. Lydekker nyomán)*

Eben noch durchstreiften wir die kühlen, balsamischen Kiefernwälder von Vancouver Island in Kanada – und schon saugen uns die Moskitos in den schwülen, subtropischen Sümpfen des Gran Chaco im Norden Argentiniens das Blut aus.

In der Eiszeit schlugen noch Meereswellen gegen die Ebene des Gran Chaco. Heute bedeckt diesen gewaltigen Urwald, der viermal so groß wie Ungarn ist, ein mit Palmen durchsetzter, mit Seggen gemischter lichter Buschwald – der „Übergang" zwischen den brasilianischen Urwäldern und der südargentinischen „Pampa". Schlammige Flüsse schlängeln sich hindurch – vor allem der Pilcomayo und der Bermejo –; deren Küstengebiete, die mit Bambus, Schilf und Weidengebüsch bewachsene Umgebung, bewohnt der Sumpfhirsch.

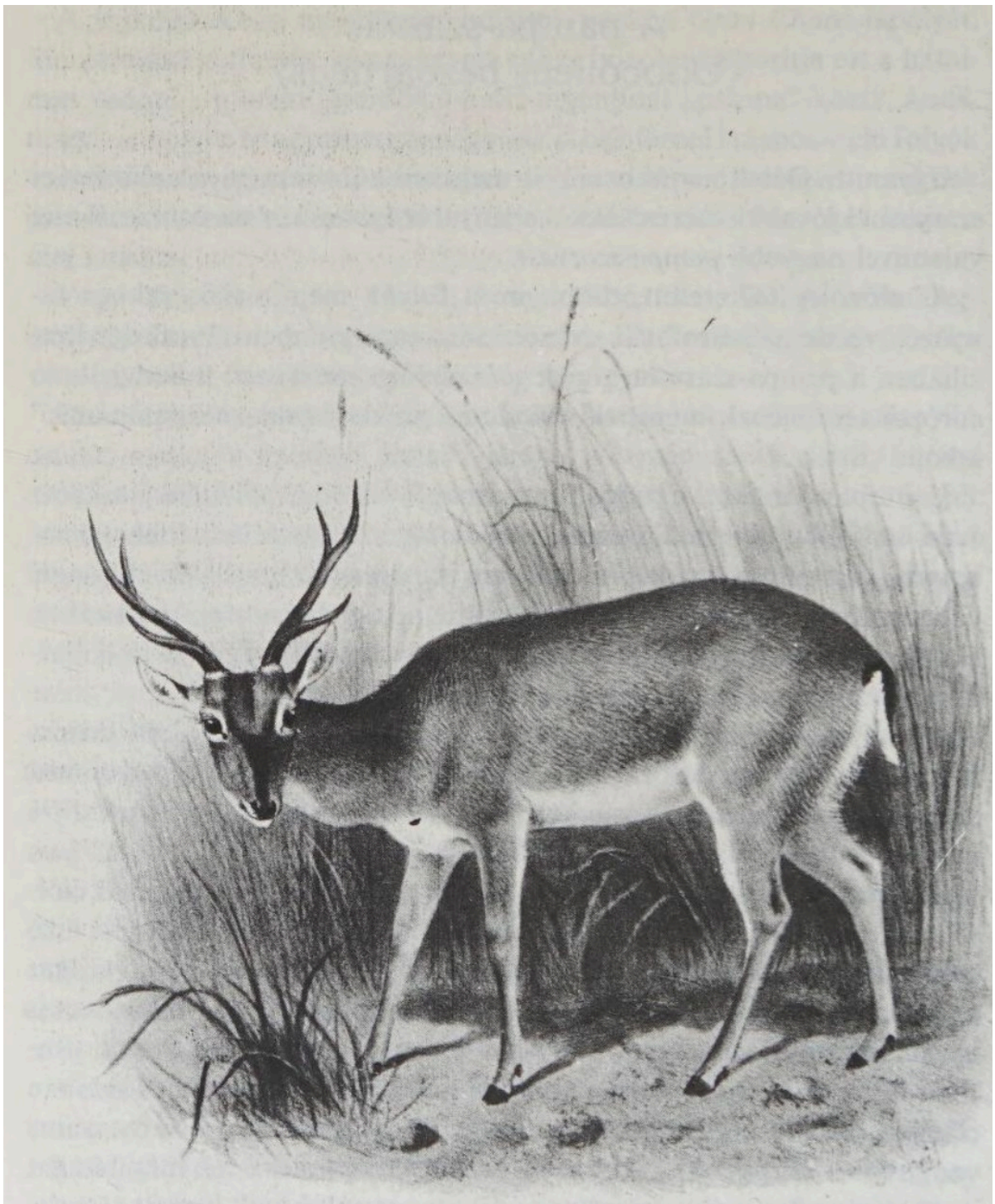
Er ist ein etwa 120 cm hohes, schlankes, langbeiniges Tier, der größte Hirsch Südamerikas. Gefangenschaft erträgt er schwer, in Zoos ist er ein extrem seltener Gast, obwohl er in seiner Heimat offenbar noch sehr häufig ist. Seine für Sumpfwanderungen geschaffenen, schuhartig verlängerten, weit spreizbaren Schalen, sein tollpatschig watschelnder Gang auf stelzenartigen Läufen und sogar seine grobe, zottige Decke erinnern mich an die seltene Antilope der afrikanischen Sumpfwelt, die geheimnisvolle Sitatunga! Umso mehr, als mich seinerzeit bei der Sitatungajagd am Viktoriasee die Millionen Moskitos genauso quälten, wie mich jetzt diese südamerikanischen bedrängen...

Das Geweih des Sumpfhirsches hat verhältnismäßig starke Stangen und ist grob geperlt; Aug-und Eissprossen sowie die „Sprosse über der Rose" der nordamerikanischen Hirsche fehlen. Etwa eine Handbreit über der Rose teilt sich die Stange, und beide Teile gabeln sich wiederum weiter. Die Zahl der Enden beträgt in der Regel nur 8–10. Ausnahmsweise kommt es jedoch vor, dass an einem abnormen Geweih 28–30 größere oder kleinere Enden wuchern. Das aus Paraguay stammende, stattlichste Sumpfhirschgeweih hat eine Stangenlänge von 62,5 cm bei einem Umfang von 15 cm.

In der Küche dürfte dieser Hirsch nicht viel wert sein, denn die Indianer des Gran Chaco bezeichnen das Fleisch des „Guazapuko" als fast ungenießbar, und auch der Brasilianer greift nur aus Mangel an besseren Bissen zum nach Sumpf riechenden „Veado galheiro grande"! Die Kuh setzt jährlich nur ein einziges, einfarbiges Kalb.

Heimat: Fast ganz Brasilien, in erster Linie der Staat Mato Grosso; ein Teil der nördlich von Brasilien gelegenen Guyanas; die Staaten Paraguay und Uruguay; schließlich die nördliche Hälfte Argentiniens, vor allem die Ebene des Gran Chaco sowie das Tal des Parana-Flusses (La Plata), der die östliche Grenze der Provinz Santa-Fé bildet.

Der Pampashirsch (*Odocoileus bezoarticus*)



18. A pampa szarvas *(R. Lydekker nyomán)*

Gleichfalls hier in Südamerika müssen wir auch diesen suchen: den Pampashirsch, der viel kleiner ist als der vorherige Sumpfhirsch und ein wesentlich geringeres Geweih trägt – er ist kaum größer als unser Reh.

Im Gegensatz zum zuvor besuchten „Veado galheiro“, der meist in den Wäldern entlang der Flüsse haust, ist der „Veado campeiro“ – wie der Pampashirsch in Brasilien genannt

wird – ein reines Feldwild, ein Bewohner der riesigen Steppe, der „Pampa“, die flächenmäßig dem europäischen Teil der Sowjetunion entspricht.

Wenn es nach mir ginge, würde ich ihn „Stinkhirsch“ nennen, denn sein Stier verströmt das ganze Jahr über, besonders aber während der Brunftzeit, einen so unangenehmen Knoblauchgeruch, dass man ihn auf ein bis zwei Kilometer wahrnimmt. Mit dieser Besonderheit kann sich unter allen Hirschartigen allein der Pampashirsch brüsten. Obwohl die Quelle seines Gestanks angeblich eine „Duftdrüse“ zwischen den Hinterhufen ist, infiziert sie sein Fleisch dennoch so, dass es völlig ungenießbar wird.

Die halbiertblütigen Cowboys der La-Plata-Staaten, die „Gauchos“, sowie die Quechua-Indianer verfolgen diesen schnellfüßigen Hirsch zu Pferd und erbeuten ihn dabei mit dem Lasso oder ihrer nationalen Wurfwaffe, der „Bola“ – an anderthalb Meter langen Riemen befestigten Kugeln.

Die Stange seines Geweihs teilt sich einige Zentimeter über der Rose in zwei Teile. Der vordere Teil erweckt den Eindruck einer „hoch angesetzten Augsprosse“, da er sich nicht weiter teilt. Der hintere Teil jedoch gabelt sich erneut, wodurch ein 6-endiges Geweih entsteht. Die Stiere der Tiefland-Ebenen – „Campos“ – bringen es auch kaum auf mehr als sechs Enden. Stellenweise jedoch, namentlich in den argentinischen Provinzen Entre Rios und Corrientes, vor allem in der Umgebung der sumpfigen Wildwasser des Iberá-Sees in Letzterer, der fast viermal so groß wie der Plattensee ist, treiben sie oft 10–12, ja in Ausnahmefällen sogar 14 Enden. Diese Trophäen sind gar nicht mit den geringen, fahlen, kaum 20–25 cm langen Geweihen der offenen Steppen zu vergleichen, die an dünne, langendatige Rehgeweihe erinnern.

Das Rekordexemplar hat eine Stangenlänge von 38 cm bei einem Umfang von 12 cm und weist 14 Enden auf.

18. Der Pampashirsch (nach R. Lydekker)

Die Kuh setzt nur ein einziges, geflecktes Kalb; die ausgewachsenen Tiere sind einfarbig.

Oft hörte ich den besonderen Mut der Pampashirschkuh und ihren außerordentlich entwickelten Mutterinstinkt rühmen. Bei Annäherung eines Menschen oder Raubtieres stellt sie sich krank oder lahm – ganz so, wie es die Henne einer jungen Rebhuhnkette zu tun pflegt – und versucht so, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und die Gefahr aus der Nähe ihres versteckten Kalbes wegzulocken. Wird ihr Kalb gefangen genommen, folgt sie mutig und begleitet es über weite Strecken, wobei sie ständig ihren Lockruf hören lässt.

Ihr Warnruf wird als „leise pfeifendes Kläffen“ beschrieben; über die Stimme des bayernden Hirsches konnte ich jedoch keine zuverlässigen Daten beschaffen.

Heimat: Die Grassteppen von Brasilien, Paraguay, Uruguay und Argentinien, die „Campos“ und die „Pampa“, die nach Süden bis Patagonien hinunterreichen.

Der Peru-Andenhirsch (*Hippocamelus antisiensis*)

19. A perui villás szarvas *(R. Lydekker nyomán)*

Dieser kleine „Felsenhirsch“ durchstreift die Berge in den oberen Regionen der südamerikanischen Kordilleren, im Schatten des himmelhohen Chimborazo, von Ecuador

bis Nordchile.

Seine Schulterhöhe beträgt nur 75–85 cm, er ist also kaum größer als ein Reh, doch sein Körperbau ist – abgesehen vom schmalen Hirschkopf – keineswegs rehartig und ähnelt auch sonst kaum anderen Hirscharten.

Da er die viele tausend Meter hohe Felswelt der Anden bewohnt, ist seine untersetzte, kurzbeinige Gestalt dem Bergsteigen angepasst; seine schwerfällig wirkenden Bewegungen erinnern an die kletternden Sprünge der Steinböcke.

Über einen einstigen Andenhirsch im Berliner Zoo lese ich, dass er „beim Anblick eines unbekannten Besuchers auf die Hinterbeine steigt, den Kopf zornig schüttelt und mit seltsamen Bocksprüngen tanzt“ – was wahrlich kein hirschartiges, sondern ein charakteristisch ziegenartiges Verhalten ist.

Sein Geweih ist – wie schon der Name sagt – nur 4-endig, jede Seite besteht also aus einer 2-endigen Gabel. Die Stange teilt sich unmittelbar über der Rose in zwei Teile; der hintere Spross ist immer länger als der vordere, dessen Spitze sich meist etwas nach hinten, also zum hinteren Spross hin, neigt.

Die Stangenlänge des besten in den bolivianischen Kordilleren erlegten Exemplars beträgt 30 cm bei einem Umfang von 12 cm.

Es scheint, dass er auch in seiner Heimat kein sonderlich häufiges Tier ist, und sein Geweih ist – zumindest in den Trophäensammlungen europäischer Jäger – so selten wie ein weißer Rabe. Im recht weit verzweigten Kreis meiner Nimrod-Bekannten weiß ich von keinem einzigen, dessen Hauswand das Geweih eines Andenhirsches zieren würde.

Seine Decke ist – sowohl bei den ausgewachsenen Tieren als auch bei den Kälbern – einfarbig.

Heimat: Die oberhalb der Waldzone folgende Felswelt der ecuadorianischen, peruanischen, bolivianischen und nordchilenischen Anden – der Cordillera de los Andes – und zwar jener Abschnitt, der zwischen 3000 und 5000 m Höhe liegt.

Der Chile-Andenhirsch oder „Huemul“ (*Hippocamelus bisulcus*)

Der „Huemul“ – Chiles Wappentier – ist, obwohl er sich im Allgemeinen nicht viel von seinem zuvor beschriebenen peruanischen Bruder unterscheidet, dennoch ein etwas besser geweihter, größerer Andenhirsch von etwa Damwildgröße.

Sein Geweih ist vor allem daran zu erkennen, dass sich die Stange nicht unmittelbar über der Rose teilt – wie wir es beim Peru-Andenhirsch sahen –, sondern etwa 5 cm weiter oben. Die Geweihgabel sitzt also nicht direkt am Kopf, sondern auf einem einige Zentimeter langen Stangenstück.

Die chilenischen Geweihe sind etwas länger, geperlter und vor allem dunkler als die peruanischen, und obwohl auch die chilenischen meist nur 4-endige, also „gegabelte“ Geweihe sind, finden sich unter ihnen öfter 6-ender, und ein Jagdschriftsteller erwähnt sogar einen 8-ender, wenngleich er dies nicht beweisen kann. Solch eine Endenvermehrung entspringt immer dem hinteren Spross der ursprünglichen Gabel.

Das beste Huemul-Geweih ist 37 cm lang, hat 12 cm Umfang und ist 6-endig.

Dieser kleine Hirsch ist, obwohl ebenfalls Bewohner der gewaltigen Gebirgskette der Kordilleren, kein so ausgesprochenes Hochwild, und seine Lebensweise ist auch nicht so sehr wildziegenartig wie die seines peruanischen Verwandten. Er hält sich gerne viel tiefer, in den Wäldern der Täler der chilenischen Anden auf; im südargentinischen Patagonien bevorzugt er gar die Vorgebirge der Kordilleren, wo er von den Einheimischen zu Pferd mit der „Bola" gejagt wird. Der deutsche Major R. v. Colditz, der jahrelang in verschiedenen Staaten Südamerikas jagte, nahm in der Umgebung des Tronador an der Grenze zwischen Chile und Argentinien an den Verfolgungsjagden der lokalen Hirschjäger teil. Seiner Meinung nach erlegt der in schnellem Galopp reitende Jäger den vor ihm dahinjagenden Hirsch aus fünfzig Schritten bereits recht sicher.

Die drei mit Leder überzogenen Eisenkugeln, die an den Enden langer Riemen hängen – die „Bolas" oder „Boleadoras" –, schwingt er über seinem Kopf wie einst unsere Csikós ihre Peitschen. Sobald er sie loslässt, fliegt die Kugelschleife zischend dahin, wickelt sich schlangenartig um die Hinterbeine des flüchtenden Hirsches und bringt ihn augenblicklich zu Fall. Der vom Pferd springende Jäger schneidet dem hilflosen, gefesselten Tier dann die Kehle durch.

Die im Londoner Museum ausgestellten Huemul-Geweihe – unter denen auch zwei 6-ender zu sehen sind – wurden 1905 vom verstorbenen H. H. Prichard erbeutet. Dieser englische Jäger schoss seine Andenhirsche in Südchile, in der Nähe des Buenos-Aires-Sees an der patagonischen Grenze. In seinem sehr interessanten Buch klagt er darüber, dass er das Fleisch des erlegten Wildes nur mit Mühe vor den Adleraugen des „Königs der Anden", dem gewaltigen Kondor, retten konnte...

Übrigens hält er den Huemul für ein leicht anzupirschendes Wild: „Menschen dürften sie hier noch kaum gesehen haben", schreibt er, „denn sooft ich mich ihnen offen näherte, schauten sie neugierig und warteten bis auf Schussweite. Wenn ich jedoch versuchte, mich kriechend an sie heranzupirschen, nahmen sie bald Reißaus; offenbar hielten sie mich für ihren Erzfeind, den Puma..."

Heimat: Die unteren Abschnitte der südamerikanischen Kordilleren, Südchile und Patagonien.

Der amerikanische Spießhirsch oder Großer Mazama (*Mazama americana*)

Von diesem kleinwüchsigen Hirsch mit einfachem Geweih, der in fast allen Staaten Mittel- und Südamerikas heimisch ist, sind sieben bis acht verschiedene Lokalformen in Größe und Farbe bekannt. Trotz seiner weiten Verbreitung begegnet der Jäger ihm nur selten, da der Spießhirsch ein Einsamkeit liebender, höchstens zu zweit ziehender Wildtyp ist, der sich meist in Wäldern oder dichtem Gestrüpp verbirgt.

Seine größte und zugleich verbreitetste Art ist der etwa 60 cm hohe, also starke Rehgröße erreichende Rote Spießhirsch, dessen gewaltiges Verbreitungsgebiet sich von Südmexiko bis nach Paraguay erstreckt. Der „Veado pardo" – wie er in Brasilien genannt wird – ist ein Bewohner der dunkelsten Urwälder, plündert nachts jedoch die Plantagen, wo er unter den Gartenpflanzen, besonders in den Reihen junger Melonenpflanzen, ernsthaften Schaden anrichtet; die Bauern verfolgen ihn mit speziell zu diesem Zweck gezüchteten Hunden und treiben ihn aus seinen Verstecken den Schützen vor die Rohre.

Der kleinste ist der Braune Spießhirsch (*Mazama simplicicornis*) – der „Veado catingueiro" der Brasilianer –, der im Gegensatz zum vorigen den Wald nicht liebt, sondern ein Freund

der großen Grassteppen, der „Campos“, ist. Diese Lokalform bewohnt unter anderem auch die nahe der venezolanischen Küste gelegene Insel Trinidad, wo sie – wie man hört – vor allem in den Kakaoplantagen ihr Unwesen treibt.

Auch auf den hohen Felszinnen der Kordilleren halten sich Spießhirsche auf, namentlich die in Ecuador heimische schwarzgesichtige Art (*Mazama tema*) sowie der die peruanischen Anden erkletternde *Mazama tschudii*; diese fühlen sich offenbar nur in der Bergluft von 4000 bis 5000 m Höhe wohl.

Ihr Geweih ist – ihrem Namen entsprechend – ein einfacher, abgenutzter, grau gefärbter, kurzer Spieß, dessen aus Argentinien stammende Rekordlänge 13,5 cm beträgt. Außer ihrem schlichten Kopfschmuck eint die verschiedenen Spießhirsche auch, dass sie auf der Stirn einen mehr oder weniger auffälligen Haarschopf tragen, ähnlich dem Schopfhirsch, den wir bei unserem Aufenthalt in China betrachteten. Nur dass jenem – wie wir damals feststellten – die Natur außer dem Spießgeweih auch ein messerscharfes Hauerpaar gegeben hat; diese Waffe fehlt im Maul der amerikanischen Spießhirsche.

Ein charakteristisches Merkmal: Im Stehen wölben sie ihren Rücken buckelig auf, so wie es Katzen beim Herannahen eines fremden Hundes tun.

Heimat: Fast alle Staaten Mittel-und Südamerikas, von Veracruz in Mexiko südwärts bis ganz Paraguay.

Der südamerikanische Zwerghirsch oder „Pudu“ (*Mazama [Pudu] pudu*)

20. A dél-amerikai törpeszarvas vagy pudu (1) és a közép-amerikai bog szarvas (2) *(R. Lydekker nyomán)*

Die auf der niedrigsten Entwicklungsstufe stehenden Cervidae – der kleinste Hirsch der Welt!*

Neben seiner gewaltigen nordamerikanischen Verwandtschaft, dem viele Zentner schweren Elch und Wapiti, schrumpft der kaum rehkitzgroße Pudu fast zur Bedeutungslosigkeit zusammen. Dabei ist auch er ein vollberechtigter „Hirsch“, denn sein etwa 35 cm hoher „Stier“ ist stolz auf ein echtes Geweih – wenngleich nur von der Größe einer halben Zigarette.

Mehrere Varietäten davon bewohnen Südamerika. Der bekannteste – und zugleich kleinste – ist der chilenische Zwerghirsch, während der peruanische und ecuadorianische Pudu einige Zentimeter höher sind und ihre Läufe auffallend dunkel, fast schwarz, gefärbt sind. Das Geweih ist kaum 4–5 cm lang, ein leicht nach hinten gebogener, dünner Spieß.

Über diesen kleinen Spielzeughirsch berichten nur sehr wenige Jagdschriftsteller. Auch die Naturgeschichte scheint nicht gerade reich an Daten über den Pudu zu sein; von diesen halte ich höchstens noch für erwähnenswert, dass dieses seltsame kleine Geschöpf der einzige schwanzlose Hirsch ist! Besser gesagt, er hat einen so kurzen Schwanz, dass sein verschwindend geringes „Stümmelchen" völlig unsichtbar ist.

Heimat: Südamerika – namentlich die bewaldeten Teile der ecuadorianischen, peruanischen und chilenischen Kordilleren.

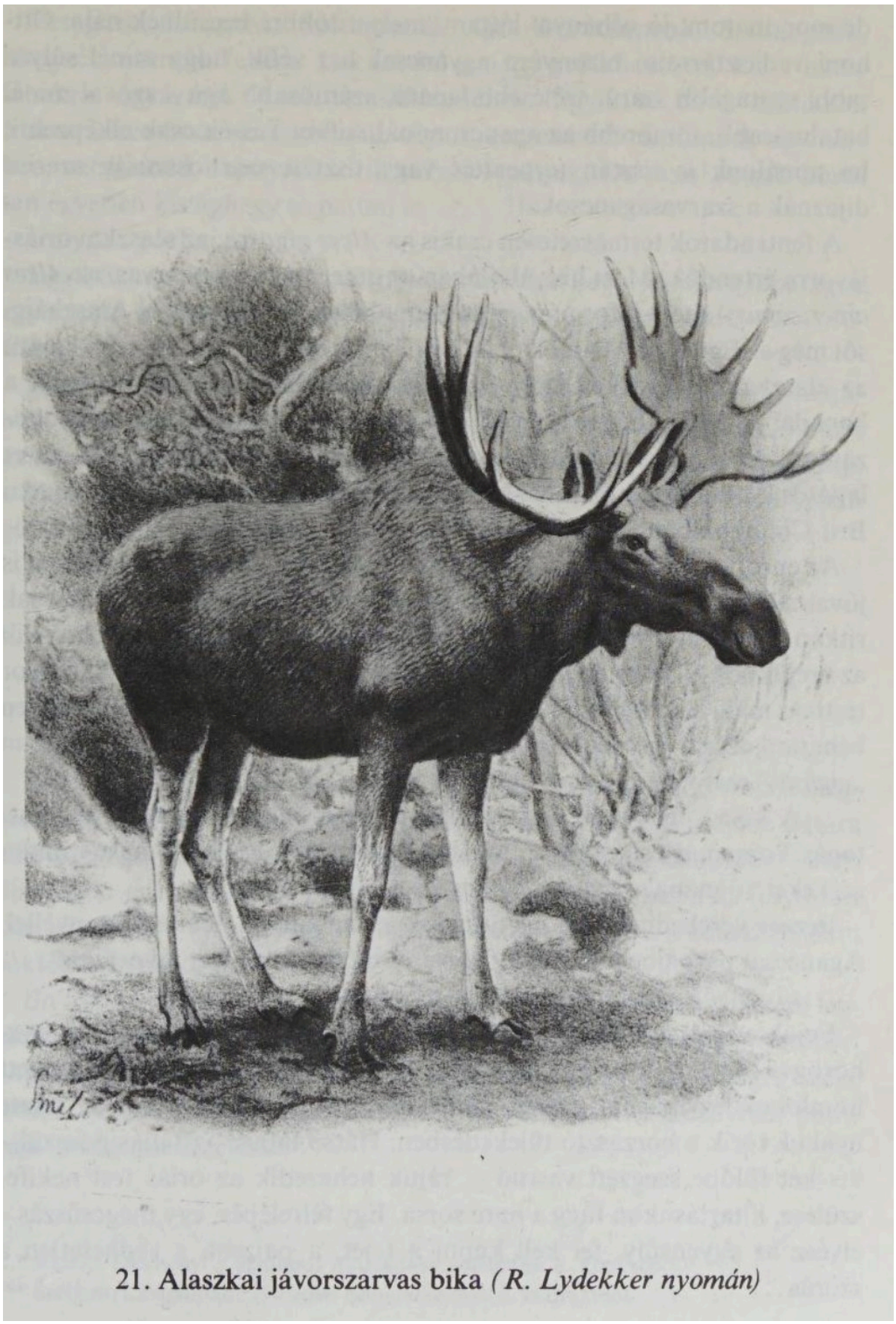
Wir sind an einem weiteren Meilenstein unserer weltumspannenden Hirschpirsch angelangt. Wir haben die Neue Welt von Kanada bis Patagonien durchstreift, haben Amerikas Hirsche nacheinander durch das Fernglas betrachtet – mit Ausnahme der schaufelgeweihten Elche und Karibus, deren Besuch wir uns für den ganz späten Teil unserer Pirschreise aufgespart haben.**

Nach neuesten Forschungen ist diese Feststellung fachlich nicht mehr haltbar: Die Art ist wahrscheinlich sekundär verzwergt.*

Der Erzählfaden des Naturfreundes und Jägers, der den Spuren der Hirsche folgte, riss am 24. April 1967 unerwartet ab. Der Tod von Zsigmond Széchenyi durchkreuzte seine Absicht, das Karibu und den Elch in seinen Schriften zu „besuchen". Die Beschreibung dieser Hirscharten wurde – seiner Absicht entsprechend – durch einschlägige Passagen aus seinen veröffentlichten und unveröffentlichten Schriften ergänzt. – Der Herausgeber.*

Der südamerikanische Zwerghirsch oder Pudu (1) und der mittelamerikanische Spießhirsch (2) (nach R. Lydekker)**

Der Alaska-Elch (*Alces alces gigas*)



21. Alaszkai jávorszarvas bika *(R. Lydekker nyomán)*

1. Okt. 1935 Caribou-Island, Skilak Lake

... „Moose“ ist ein indianisches Wort. Unter diesem Namen ist der Elch in ganz Amerika bekannt. Der herausragendste unter den „Moose“ ist der aus Alaska: „The Giant Alaskan Moose“, der – genau wie der Kodiakbär – ein Riese unter seinesgleichen ist. Ja, er übertrifft alle Hirscharten unserer Erde: Er ist der größte Hirsch der Welt!

Ich sage noch mehr: Er übertrifft nicht nur die heute lebenden Hirscharten, sondern sogar die urzeitlichen. Aus dem versteinerten Skelett des irischen Riesenhirschs (*Megaceros gigantea*) wurde das Urzeittier rekonstruiert. Ich habe es in New York im Naturhistorischen Museum gesehen. Es stimmt, dass sein Geweih fast doppelt so groß ist wie das des Elchs: dreieinhalb Meter breit! Aber seine Widerristhöhe beträgt nur 180 cm, während der Alaska-Riesenelch sogar die zwei Meter überschreitet.

Man kann also mit Fug und Recht behaupten, dass Alaskas Elch der unschlagbare Fürst der Hirsche aller Zeiten ist.

Das Gewicht eines großen Bullen wird auf acht bis neun Zentner geschätzt. Die Auslage des Weltrekord-Elchgeweihs – also der horizontale Abstand der am weitesten herausragenden Sprossenspitzen der beiden Schaufeln voneinander – beträgt 208 cm.

Heimische Jäger erwähnen oft die Schaufeln des Alaska-Elchs, den der bekannte deutsche Reisende Paul Niedieck 1906 erlegte, in dem Glauben, dieser halte den Weltrekord. Das außergewöhnliche Geweih mit 198 cm Auslage stand tatsächlich jahrelang an der Spitze der Weltliste. Ich habe diese prachtvolle Trophäe selbst gesehen, in der Villa ihres Erlegers in der Nähe von Monte Carlo.

Eine Auslage um die zwei Meter ist auch heute noch eine große Seltenheit. Alles, was fünf Fuß (158 cm) überschreitet, wird bereits als kapital angesehen. Mit seinen 198 cm kann man also mehr als zufrieden sein.

Ich halte es für einen großen Fehler, dass in Amerika beim Elchgeweih meist nur die Auslage gemessen wird. Diese entscheidet über die Qualität der Trophäe. Um Stangendicke, Schaufelbreite, Gewicht und Endenzahl kümmert man sich so gut wie gar nicht. Ich habe mir die im New Yorker Museum zu sehende Weltrekord-Schaufel angesehen, aber ich kann sagen, ich habe etliche gesehen, die ich höher schätzen würde als sie. Meine Jagdkameraden zu Hause sind sicherlich ebenfalls der Meinung: Je schwerer, dickstangiger, breitschaufeliger und endenreicher – kurzum je gewaltiger und massiver das Geweih ist, desto schöner ist es. Man stelle sich nur vor, wenn bei uns Hirschgeweihe rein nach der Auslage oder rein nach der Stangenlänge prämiert würden!

Die obigen Daten beziehen sich natürlich ausschließlich auf *Alces gigas*, den Alaska-Riesenelch. Denn im Allgemeinen ist der amerikanische Elch, *Alces americanus* – der in fast ganz Kanada, von Neuschottland bis Alaska und sogar in einigen Bundesstaaten der USA heimisch ist – wesentlich kleiner geschaufelt als der in Alaska. Interessant ist, dass ausgehend von der Küste des Atlantischen Ozeans, also von Neuschottland und New Brunswick in Kanada, die Geweihbildung des Elchwildes nach Westen hin allmählich stärker wird. Ich höre, dass beim Anblick eines 120-cm-Schauflers ganz New Brunswick zusammenläuft. Aber im westkanadischen British Columbia spricht man bereits von 150–160 cm breiten Schaufeln.

Der europäische Elch (*Alces alces*) ist sogar noch wesentlich geringer als sein ostamerikanischer Verwandte. Ja, die in Schweden sind so viel schwächer, dass sie nur selten Schaufelgeweihe entwickeln. Meist reicht ihre Kraft nur für Stangengeweihe. Und wenn ich dazu noch ergänze, dass der Alaska-Elch körperlich fast doppelt so groß ist wie sein skandinavischer Verwandte, dann habe ich, glaube ich, die wahrlich „gigantischen" Maße des Wunderhirsches der Welt, des *Alces gigas*, gebührend angekündigt...

... Aus dem nahen Kiefernhain ist unerwarteter Lärm zu hören. Krachen und Knallen, Klopfen und Knirschen... Als würden Kneipenschläger mit Hackenstielen aufeinander einschlagen, als würden sie sich Stühle an die Köpfe werfen...

Und ob sie dort kämpfen – wenn auch nicht in der Kneipe und nicht mit Hackenstielen. Sie duellieren sich mit dem Geweih. Die beiden Elchbullen messen ihre Schaufelwaffen!

... Beides sind prachtvolle, gewaltige Schaufler.

Ihre Köpfe sind voller Blut. Aus weit geweiteten Nüstern und halb geöffneten Mäulern stößt keuchend und röchelnd blutig-speicheliger Dampf hervor. Beide knien. Ihre gesenkten Stirnen sind gegeneinander gestemmt, ihre den Boden pflügenden Nasen biegen sich zurück, fast bricht ihnen der Hals bei dem entsetzlichen Gedränge. Ihre Hinterläufe sind bis zum Zerreißen gespannt – wie jeweils zwei in den Boden gerammte Eisenstangen –; auf ihnen lastet das Anstürmen der riesigen Körper, von ihrer Ausdauer hängt das Schicksal des Kampfes ab. Ein Fehltritt, ein Ausrutschen – das Gleichgewicht geht verloren, der Kopf, der Schild, muss hochgerissen werden, und der Stoß ist unabweisbar...

Sie wirbeln, sie drehen sich. Sie springen auseinander, prallen erneut zusammen. Sie schnauben, sie keuchen, das Weiße in ihren Augen tritt bei der gewaltigen Anstrengung immer wieder hervor. Doch auf ihre Hinterläufe geben sie acht. Diese sind unerschütterlich. Keiner kann den anderen bezwingen. Wenn sie sich ineinander verhaken, krachen sie mit einem solchen Splittern zusammen, dass man glauben möchte, ihre schweren Schaufeln würden in tausend Stücke brechen. Aber nein! Von den vielen Enden bricht vielleicht nicht eine einzige kleine Spitze ab...

Das Duell geht weiter...

Einer von ihnen hält es nicht länger aus. Mit einem plötzlichen Ruck reißt er seinen Kopf aus der ineinandergreifenden Spannung der Schaufelsprossen. Blitzschnell wirbelt er herum und – ergreift die Flucht...

Der andere fällt – infolge des plötzlichen Wegfalls des Gegendrucks – fast auf die Nase. Er macht ein paar unsichere, schiefe Sprünge hinter dem Flüchtenden her, dann bleibt er stehen. Benommen starrt er ins Leere. Seine Flanken gehen vom Keuchen wie ein Blasebalg. Das Blut von beiden trübt sein Sehvermögen. Dann wendet er sich langsam zur Seite und trollt sich davon...*

Das Damwild (*Cervus [Dama] dama*)

Ein ursprünglich aus Kleinasien stammender, vertrauensseliger Hirsch von ruhiger Natur, der leicht zahm wird. In den Freiflächen der Wildparks lagert er vor den Augen aller, und vor allem diesem Umstand hat er es zu verdanken, dass er – besonders im Ausland – zum parkzierenden Gartenwild zivilisiert wurde. Sicherlich ist das nun schon seit Jahrhunderten geführte „herrschaftliche Leben" und die damit einhergehende Entartung der Grund für die vielfältigen Farbvarianten des Damwilds in den Gehegen.

Ich schätze diesen Hirsch vor allem deshalb, weil der Wald zur Zeit seiner Brunft am schönsten ist. Die in Goldnebel badenden Oktobermorgstage des Altweibersommers sind herrlicher, bunter und balsamischer als die Septembermorgen der Rotwildbrunft. Die Jagd auf den rufenden Damschaufler wird durch die Pracht der Umgebung unvergesslich.**

** Auszug aus Zsigmond Széchenyis Buch: „In Alaska habe ich gejagt".

** Aus dem Manuskript von Zsigmond Széchenyi: „Meine Trophäen stellen sich vor".*

Das „Karibu" oder nordamerikanische Rentier (*Rangifer tarandus*)

22. A tarándszarvas *(R. Lydekker nyomán)*

1. Sept. 1935 Fairbanks

Das Rentier oder Tundra-Rentier wurde, wie wir wissen, von den Völkern der europäischen Arktis zu einem regelrechten Haustier gezähmt. Ein lappländischer Bräutigam ist eine umso größere „Partie“, je größer seine Rentierherde ist. (Angeblich

sind die Finnen deshalb so gute Läufer, weil sie mit Rentiermilch aufgezogen werden.) Die Eskimos tragen Rentierkleidung und spannen Rentiere vor ihre Schlitten. Das Karibu hingegen ist für all dies nicht zu gebrauchen. Höchstens zum Essen. Aber dazu muss man es erst einmal habhaft werden, was jedoch nur mit dem Gewehr möglich ist, da es – im Gegensatz zu seinem europäischen Verwandten – ein Wildtier ist.

Das Karibu ist – genau wie sein Verwandter, das Rentier – dafür bekannt, dass es die einzige Hirschart ist, bei der auch das Weibchen ein Geweih trägt. Zwar ein viel kleineres als der Bulle, ein jämmerliches kleines Geweihkrüppelchen, aber für eine Hirschkuh ist selbst das eine weltbewegende Leistung.

Die Karibujagd dürfte, besonders nach der Schafjagd, eine leichte Sache sein. Zu dieser Zeit findet nämlich der herbstliche Zug der Karibus statt. Zweimal im Jahr – im Frühjahr und im Herbst – begibt sich das Wild auf eine lange Wanderung; im Frühjahr nach Norden zu den frisch sprießenden Weiden der Tundren und im Herbst nach Süden in die Waldregionen, um Schutz vor den furchtbaren winterlichen Schneestürmen zu suchen.

Es wandert in riesigen Rudeln, manchmal in Heeren von mehreren hundert Tieren. Und wunderbarerweise folgt es Jahr für Jahr derselben Marschroute. Diese ist keineswegs geradlinig, sondern sehr kurvenreich; sie beschreibt gewaltige Umwege und unverständliche Zickzacklinien. Flüsse, die seinen Weg kreuzen, überquert es an den gewohnten Stellen, die seit Jahrzehnten, vielleicht seit Jahrhunderten, beibehalten werden. Wer es gesehen hat, nennt das Karibuheer, das über den breiten Yukon-Fluss Kopf an Kopf hinüberschwimmt, ein unvergessliches Erlebnis.

Der Herbstzug fällt in die Zeit zwischen Ende August und Anfang Oktober. Der genaue Zeitpunkt hängt vom Wetter ab. Ein früher Winter setzt die Wanderung früher in Gang, ein später Herbst erst später...**

** 1903 vereinte Haltenorth die bis dahin als getrennte Arten behandelten Rentierartigen unter dem Namen Rangifer tarandus. – Der Herausgeber. ** Auszug aus Zsigmond Széchenyis Buch: „In Alaska habe ich gejagt“.*

Das europäische Reh(*Capreolus capreolus*)

23. Az európai őz, nyári és téli csuhában *(R. Lydekker nyomán)*

Unter dem Deckmantel der Nacht sind wir aus Nordamerika heimgekehrt nach Ungarn. Ja – da uns vieles erlaubt ist – vom amerikanischen Herbst in den ungarischen Frühling. Den Rahmen dafür bilden die heimischen, hainartigen, taufrischen, weihrauchduftigen, balsamischen Maimorgennächte, honigdicker Akazienduft, das allenthalben ertönende Gurren der Tauben, das Geschrei des flügelschlagenden Fasanenhahns, die aus der Tiefe des Flieders schlagende Nachtigall, die Kuckuckslitanei...

In diesen Rahmen passt der ungarische Rehbock.

Oder eher in den goldgrünen Vormittag des Waldes Ende Juli?

In jene in hundert Lauten summende Domstille, in das bunte Spiel von Licht und Schatten, wo der einbrechende Sonnenstrahl das Spinnennetz in Silberglanz entzündet und den vorbeigaukelnden Schmetterling nur für einen Augenblick farbig malt? Vielleicht malen wir dorthin, aus dem farnumrandeten Laubgeheimnis, den lautlos-argwöhnisch heraustretenden, durch den lügnerischen Ruf unseres Lockpfeifchens zum Narren gehaltenen Eremitenbock?...

In welchen seiner vielen Rahmen wir ihn auch einfügen, an unseren Gefühlen für den Rehbock ändert dies nichts. Mit der reichen Folge seiner Geschenke, die viele Jahrzehnte zurückreicht, mit dem teuren Blutpreis unvergesslicher Pirschgänge und in schöner Erinnerung gebliebener Geweihe hat er sich seinen privilegierten Platz nicht nur in unserem Herzen, sondern auch in der Reihe der Hirschartigen der Welt verdient.

Denn es ist gut möglich, dass der Rehbock mit dem exzellenten Geweih in zottiger Decke, mit unreifem, fahlen, frühjährlichem Gehörn während einer nachmittäglichen Kutschfahrt auf einem eintönigen Weizenfeld des Tieflandes zur Strecke kam.

Während dort drüben für jenen geringen „Grenzuntergangsbock“, dessen unbedeutendes Gabelyeher sich schüchtern im dunklen Winkel des Korridors verbirgt, vielleicht tagelanges, genussvolles Pirschen und ernsthafte Jagdarbeit der Preis war, bis schließlich an jenem glänzend tautropfenden Morgen mit Taubengurren seine rote Sommerjacke in der nach reifen Erdbeeren duftenden Schlagseite aufblitzte...

Die schöne Erinnerung findet selbst in der jämmerlichsten Trophäe Platz.

Wie lehrt doch das indische Sprichwort?

„Wenn die Sonne darauf scheint, spiegelt sich selbst im kleinsten Schmutzwassertropfen ein vollkommener Regenbogen!“

Die Selektion des Hirsches (1948)

Die Selektion des Hirschstiers

Die elementarste Art, die Geweihqualität zu verbessern, zu vervollkommnen sowie auf dem gewünschten Niveau zu halten, ist das Ausmerzen der für den Bestand schädlichen Individuen, also die richtige und sachgemäße Selektion mit der Kugelwaffe.

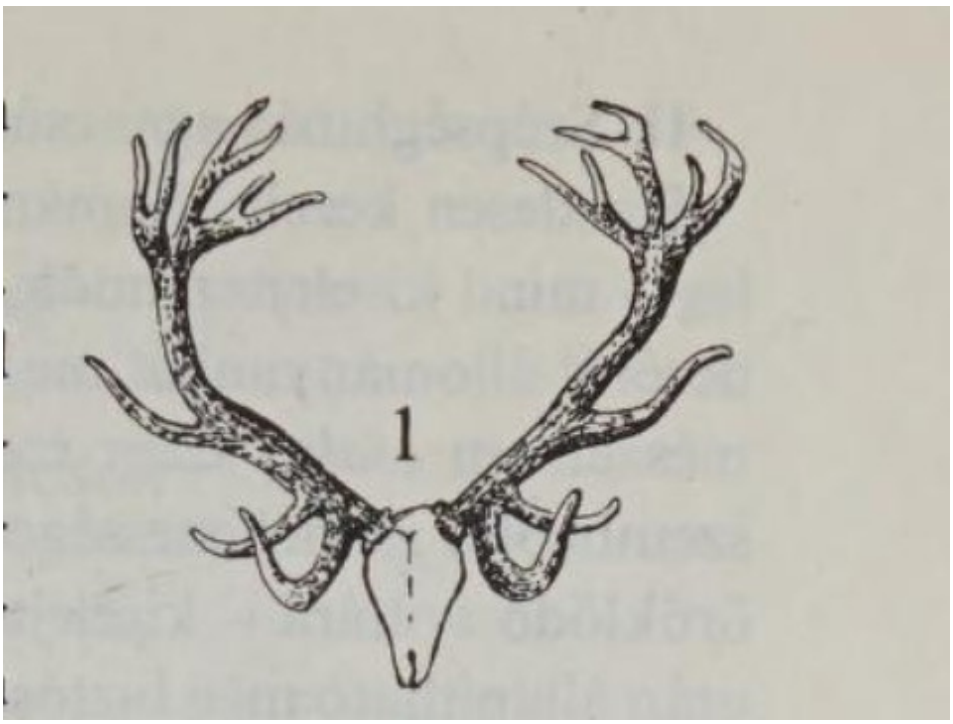
Heutzutage jedoch, wo in unseren mehr oder weniger ruinierten Rotwildrevieren fast nur noch Boten des einstigen Ruhmes unserer Hirsche umherziehen – da kaum 25 % von ihnen den Weltenbrand überstanden haben –, sollten wir mit dem Ausmerzen behutsam umgehen. Vorerst sollte das Gewehr des selektierenden Jägers nur in Ausnahmefällen und nur mit triftigem Grund sprechen!

Heute ist unsere allererste und wichtigste Aufgabe: die zahlenmäßige Aufbesserung des heruntergekommenen Bestandes! Das heißt, in den meisten unserer Wälder lautet die erste Frage nicht, *was* wir selektieren sollen, sondern *woraus* wir selektieren können.

Dennoch ist es wichtig, dass wir mit dieser qualitativen Verbesserung – aber nur innerhalb der engen Grenzen der Vernunft – bereits jetzt beginnen, damit unser Ausgangsstammbestand ein würdiger Übermittler der einstigen Hirschgenerationen sein kann. Je ausgesuchter, je „reiner" das Material ist, mit dem wir unser Aufbau-und Vermehrungswerk beginnen, desto eher werden wir zu Ergebnissen gelangen und desto weniger Sorgen werden wir später mit der Selektion haben. Je länger wir das Entfernen unserer artverschlechternden Hirsche hinauszögern, desto langsamer wird sich die Qualität unseres Bestandes verbessern.

Wir alle wissen, dass nicht nur unter den Stieren, sondern auch in den Reihen der Kühe und Kälber Individuen häufig sind, die für die Veredelung der Art ungeeignet sind; auch unter ihnen findet sich immer etwas zum Selektieren. Angesichts des derzeitigen Wildmangels ist die Selektion der Kuh jedoch kaum zeitgemäß. Darauf werde ich erst am Ende meiner Arbeit eingehen.

Vorerst wird also nur von der Selektion der Stiere die Rede sein. Damit wir diese ernste Arbeit, die viel Erfahrung und Praxis erfordert, angemessen und erfolgreich durchführen können, müssen wir uns vor allem über den so oft gebrauchten, aber wahrlich nicht immer richtig angewandten Begriff des „Abschusshirsches" im Klaren sein. Der „Abschusshirsch" ist im Allgemeinen ein dehnbarer Begriff. Seine richtige oder falsche Auslegung hängt von der Zahl, der Qualität, dem lokalen Charakter des betreffenden Bestandes, den Äsungsmöglichkeiten und zahlreichen ähnlichen Umständen ab. Das heißt, in einem Gebiet kann ein Hirsch als Abschusshirsch gelten, der in einem anderen Gebiet mit völlig unterschiedlichen Bedingungen nicht zu selektieren wäre.



Je zahlreicher, je vollkommener unser Bestand ist, desto strenger – je ärmer, je geringer er ist, desto nachsichtiger sollten wir selektieren! Geben wir also acht, gehen wir mit diesem Wort „Abschuss“ nicht leichtfertig um! Bezeichnen wir unseren zu erlegenden – und vor allem den bereits erlegten – Hirsch nur dann als „Abschusshirsch“, wenn wir diesen Vorwurf mit stichhaltigen Beweisen belegen können. Vor allem aber sollten wir dem durch einen unüberlegten Schuss gestreckten, hoffnungsvollen Hirsch nicht zum Zweck der Vertuschung des eigenen Fehlers andichten, er sei ein Abschusshirsch gewesen!

Selbst wenn man dies beachtet, kommen Fehler vor. Es gibt keinen fachkundigen, erfahrenen Selektierer, der sich nicht hin und wieder täuschen würde! Es ist uns allen schon passiert, dass wir trotz größter Vorsicht einen Hirsch als Abschussstück geschossen haben, den wir uns nach genauerer Untersuchung am liebsten wieder lebendig gewünscht hätten. Jeder begangene Fehler ist eine neue Erfahrung! Lernen wir also aus unserem eigenen Schaden und seien wir beim nächsten Mal vorsichtiger.

Versuchen wir nun, die „Abschusshirsche“ in ein gewisses System zu fassen und ihre vielfältigen Arten, zumindest die bekannteren, einzeln aufzuführen. Unsere für den Bestand in irgendeiner Hinsicht schädlichen Hirschstiere teile ich – nach ihrem Geweih – in zwei Hauptgruppen ein:

I. Geweihe mit Fehlbildungen

II. Geweihe mit Schönheitsfehlern

Aus einem ordnungsgemäß bewirtschafteten Bestand sind die Stiere der I. Hauptgruppe – prinzipiell – alle zu selektieren, um unseren Bestand vor einer eventuellen Vererbung ihrer verschiedenen Missbildungen zu schützen. Meiner Meinung nach ist es richtiger – natürlich nur bei einem zahlenmäßig ausreichenden Bestand –, jede auffällige Unregelmäßigkeit zu selektieren, ungeachtet dessen, ob sie erblich ist oder nicht. In den meisten Fällen lässt sich nämlich erst nach dem Erlegen sicher feststellen – und selbst dann nicht immer –, ob die betreffende Unregelmäßigkeit erblich bedingt ist oder nicht. Meines Erachtens richten wir weniger Schaden an – ich wiederhole: nur bei ausreichendem Tierbestand –, wenn wir hier und da einen jungen Hirsch mit nicht

erblichen Fehlern schießen, als wenn wir zu viel zögern und am Ende Stiere, die ihre Fehler vererben, schonen, weil wir sie als vorübergehende Unregelmäßigkeiten einstufen.

Es ist natürlich, dass wir auch nicht ins andere Extrem verfallen dürfen. Wenn zum Beispiel einer unserer hoffnungsvollen Hirsche seine Geweihstange bricht und dieser einfache Stangenbruch zweifelsfrei feststellbar ist, dann wäre es eine Sünde, den Hirsch mit dem Stangenbruch zu selektieren, da sein vorübergehender Fehler am Geweih des nächsten Jahres ohnehin spurlos verschwinden wird.

Zur II. Hauptgruppe, also zu den Geweihen mit Schönheitsfehlern, zählen wir die ansonsten tadellosen, aber formal nicht ansprechenden, falsch aufgebauten Geweihe, also solche, die auffällig von der Idealform abweichen. Diese sind – obwohl sie nicht nur aus ästhetischer Sicht abzulehnen sind, sondern meist auch Hirsche mit erblichen Fehlern, also artverschlechternd, darstellen – lediglich Abschusshirsche zweiter Ordnung, auf deren Entfernung wir erst dann besonderes Augenmerk legen sollten, wenn wir unseren Bestand bereits von denen der I. Hauptgruppe befreit haben.

I. HAUPTGRUPPE

Geweihe mit Fehlbildungen

a) Stiere mit unregelmäßigem Geweih

Die grenzenlos vielen Arten der eigentlichen Unregelmäßigkeiten (Abnormitäten) teile ich – zwecks leichterer Übersicht – in drei Untergruppen ein:

1. Unregelmäßigkeiten infolge von Geweihverletzungen.

2. Unregelmäßigkeiten infolge von sonstigen Körperverletzungen.

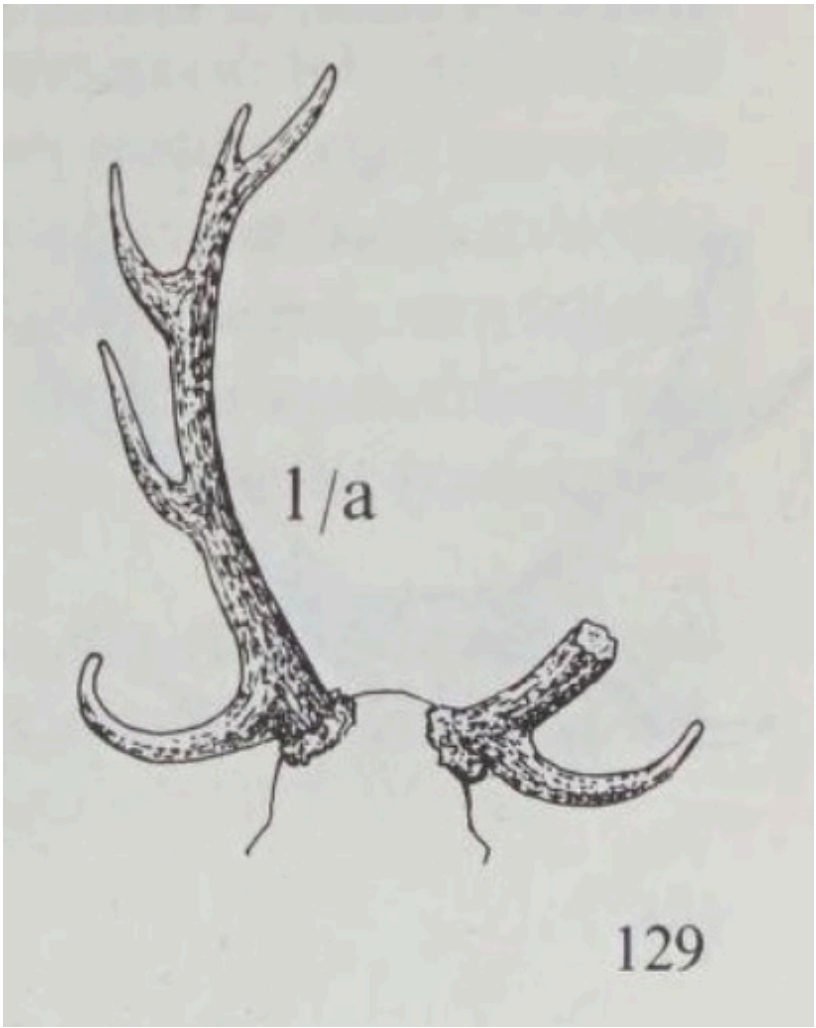
3. Unregelmäßigkeiten infolge von Krankheit, Seuchen, Nahrungsmangel, Überzüchtung, Inzucht, hartem Winter, Hochwasser oder sonstigen Widrigkeiten.

Gehen wir sie der Reihe nach durch:

1. Unregelmäßigkeiten infolge von Geweihverletzungen:

a) Einfache Stangen-oder Sprossenbrüche

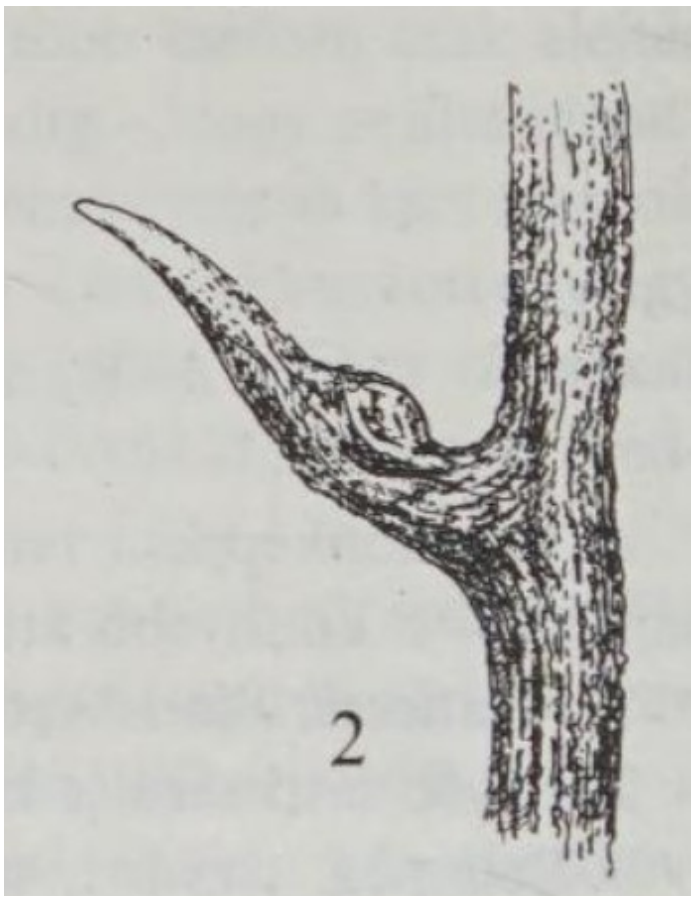
Brüche an einer bereits vom Bast gereinigten, reifen Geweihstange sind natürlich keine Unregelmäßigkeiten, da sie mit dem Abwerfen des Geweihs spurlos verschwinden (I/a).



Eine Verletzung am Bastgeweih ist – obwohl sie das Geweih jenes Jahres unregelmäßig deformiert – ebenfalls nicht unbedingt eine zu selektierende, schädliche Abnormität, da sie kaum Einfluss auf die Bildung des nächsten Geweihs haben wird. Da es jedoch meist sehr schwer ist, sie von dauerhaften oder erblichen Unregelmäßigkeiten zu unterscheiden, halte ich es für richtiger, den Träger eines solchen unvollständigen Geweihs zu erlegen. Vergessen wir auch nicht, dass ein einseitig oder beidseitig verstümmelter Hirsch gegenüber seinen Konkurrenten im Nachteil ist. Er wird leichter geforkelt und kann sich schwerer verteidigen. Einem Stier mit gebrochenem Geweih sollten wir also, wenn wir ihn im Hinblick auf seine Hoffnungsfähigkeit für das nächste Jahr erhalten wollen, während der Brunftzeit besondere Aufmerksamkeit schenken!

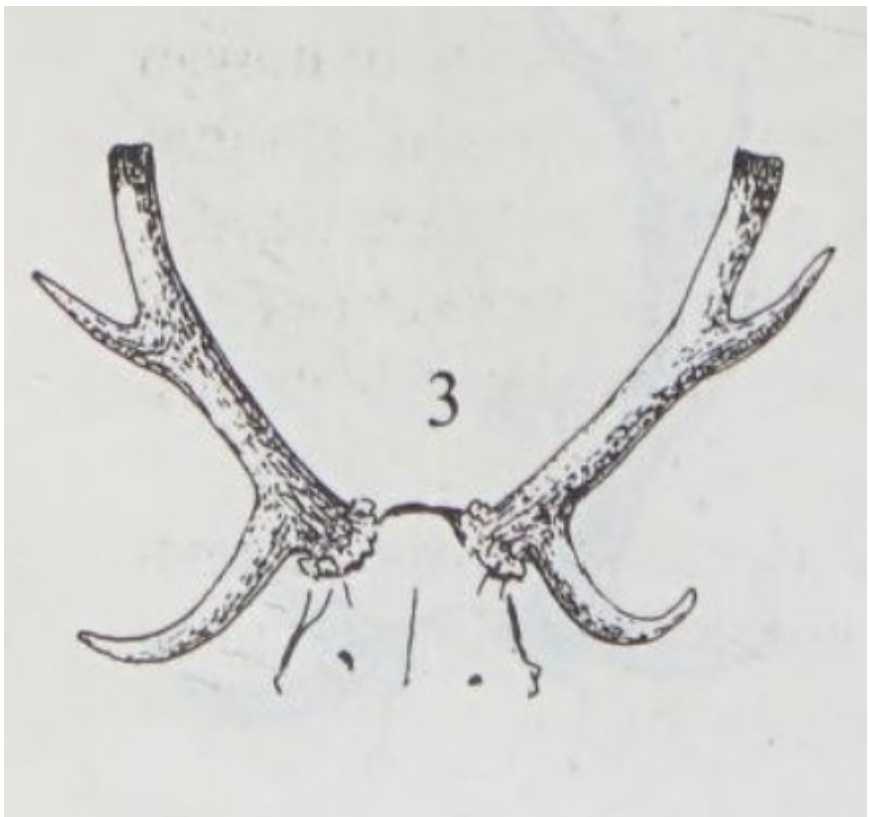
Wenn der Bruch oder die Verletzung einer im Bast befindlichen Stange – oder Sprosse – glatt verheilt ist, weist das fertig gefegte Geweih außer der Bruchstelle oder einer durch die Verletzung bedingten Verbiegung keine weiteren Unregelmäßigkeiten auf.

Wenn jedoch bei der Verletzung der Bast, vor allem aber die Knochenhaut einreißt, kann es zu kleineren oder größeren Blutaustritten kommen, ja durch die Wundöffnung können sogar parasitäre Insekten in das Innere der Geweihstange gelangen. In solchen Fällen können Entzündungen und Vereiterungen eintreten, die Ursache für verschiedenste Missbildungen sein können. Es entstehen kleinere oder größere Auswüchse, Schwellungen am Geweih, blasenartige Knubbel (2), an deren Unterseite oft ein tiefes Loch klafft, die verknöcherte Öffnung für den Austritt des einstigen Eiters (Fistel).



b) Erfrorenes Geweih

Bei extrem harter Vorfrühlingskälte kommt es vor, dass der obere, weichere Teil des Bastgeweihs erfriert. Der gefrorene Teil stirbt mit dem Aussetzen der Blutzirkulation ab und bricht in der Regel beim späteren Fegen des Geweihs ab. Ein übliches Erkennungsmerkmal für ein erfrorenes Geweih ist, dass die verstümmelten Geweihstangen völlig gleich lang sind und der Bruch in der gleichen Höhe auftritt (3).

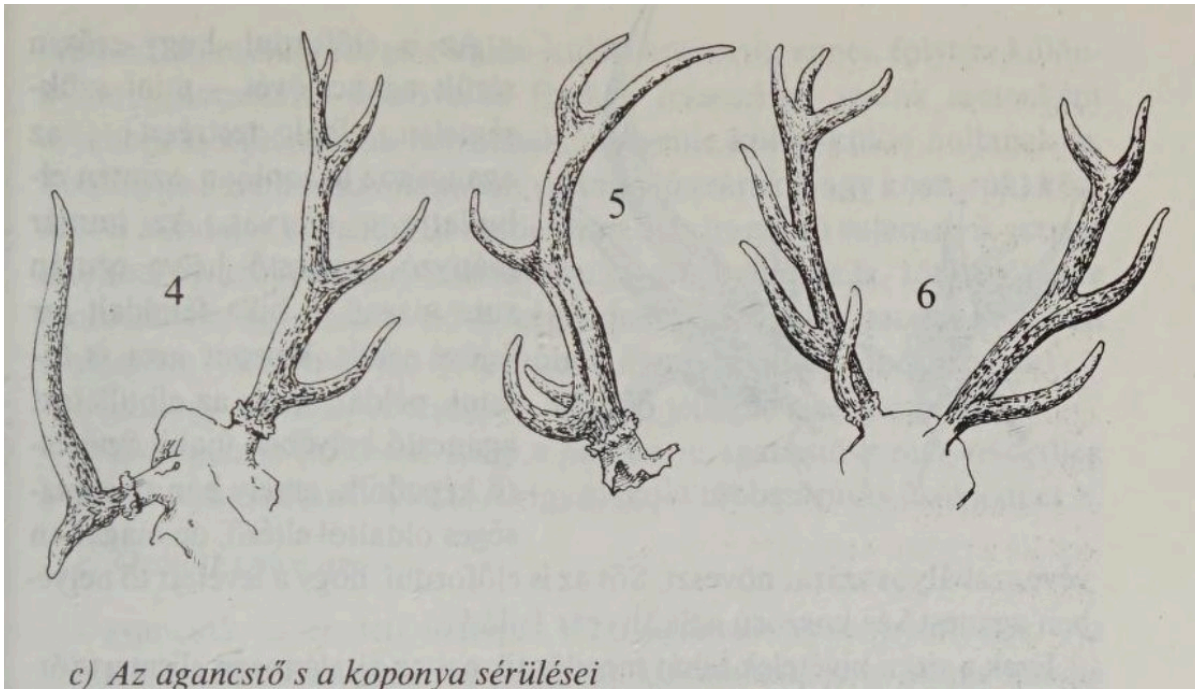


c) Verletzungen des Rosenstocks und des Schädels

Dies ist bereits ein ernsterer Schaden, da der Schädel ständig und die Rosenstöcke während der Geweihbildung von lebendiger Knochenhaut bedeckt sind. Infolgedessen führen die hierher gehörenden Verletzungen meist zu jahrelangen oder dauerhaften Unregelmäßigkeiten und sind daher unbedingt zu erlegen (4).

Stärkere Stiere werfen beide Geweihstangen kurz hintereinander ab, meist noch am selben Tag, aber es kommt auch vor, dass Tage vergehen, bis sie es schaffen, sich auch von der zweiten Stange zu befreien. Das einseitige Geweihgewicht zwingt den Hirsch zu einer unbequemen, schiefen Kopfhaltung und stört sein Gleichgewicht; er ist also darauf bedacht, durch Kopfschütteln oder Schlagen des Geweihs gegen den Boden oder Bäume seine ungleiche Last loszuwerden. Dabei kann es vorkommen, dass ein ungeduldiger Stier sein einseitiges Geweih mit Gewalt abhebelt und dabei seinen Rosenstock bricht oder ernsthaft verletzt (5). Es kommt auch vor, dass vor dem bevorstehenden Abwurf ein starker Schlag – ein Sturz, das Herabstürzen eines sturmgebrochenen Astes – das bereits lockere, aber noch nicht ganz gelöste Geweih trifft. Dabei fällt es zwar ab, reißt aber ein Stückchen des porösen Rosenstocks mit sich. Infolgedessen können verschiedene Unregelmäßigkeiten entstehen.

Eine interessante – wenn auch recht seltene – Folge von Rosenstockverletzungen ist, dass sich auf jener Seite im nächsten Jahr eine Geweihstange ohne Kranz (ohne Rose) bildet (6).

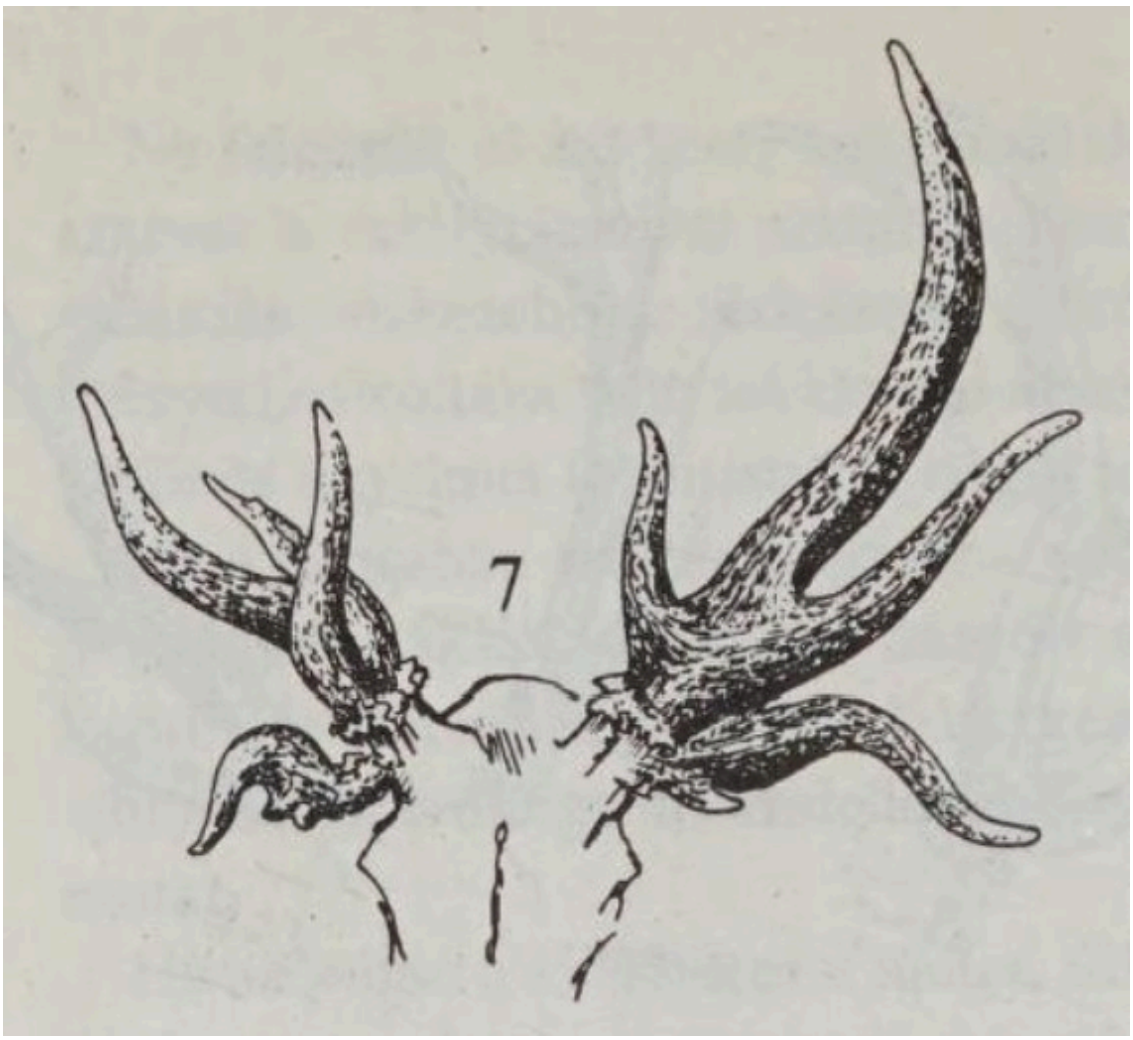


Es kommt auch vor, dass der Hirsch seinen schwer beschädigten Rosenstock – als unnötigen, abgestorbenen Körperteil – ähnlich wie das Geweih ebenfalls abwirft. Die nun fehlende Stelle des Rosenstocks bleibt danach kahl, und der Hirsch wird einseitig zum „Plattkopf". Andererseits kennen wir auch Beispiele dafür, dass an der Stelle des abgeworfenen Rosenstocks ein neuer entsteht, der zwar von der gesunden Seite abweicht, aber für sich genommen eine regelmäßige Stange treibt. Es kommt sogar vor, dass an der Stelle des abgeworfenen Stocks eine Stange ohne Rosenstock und ohne Rose wächst. Diese seltenen Ausnahmen widerlegen somit das allgemein anerkannte Gesetz, wonach nur das Geweih des ersten Jahres rosenlos sein kann!

Rosenstock-und Schädelverletzungen treten auch während der Brunftkämpfe häufig auf. Eine durch starke Hebelwirkung brechende Geweihstange kann mitunter sogar die Schädelnähte lockern. Eine Verletzung am Geweih ist also umso gefährlicher, je näher sie am Schädel liegt. Infolge von Verletzungen des Rosenstocks und des Schädels können die verschiedensten Unregelmäßigkeiten entstehen (abwärts gebogene, herabhängende oder wackelnde Stangen, Mehrstangigkeit, geteilte Stangen usw. usw.). Die Träger solcher Geweihe müssen – wie bereits zu Beginn des Absatzes c) festgestellt – selektiert werden.

d) Mehrstangiges Geweih

Wenn außer den zwei regulären Geweihstangen noch eine dritte (evtl. mehrere) Stange erscheint, nennen wir diese Abnormität Mehrstangigkeit. Voraussetzung hierfür ist, dass die überzähligen Geweihstangen jeweils einer eigenen Rose oder einer mit der Zeit zusammengewachsenen, aber ursprünglich getrennten Rose beziehungsweise einem eigenen Rosenstock entspringen (7).

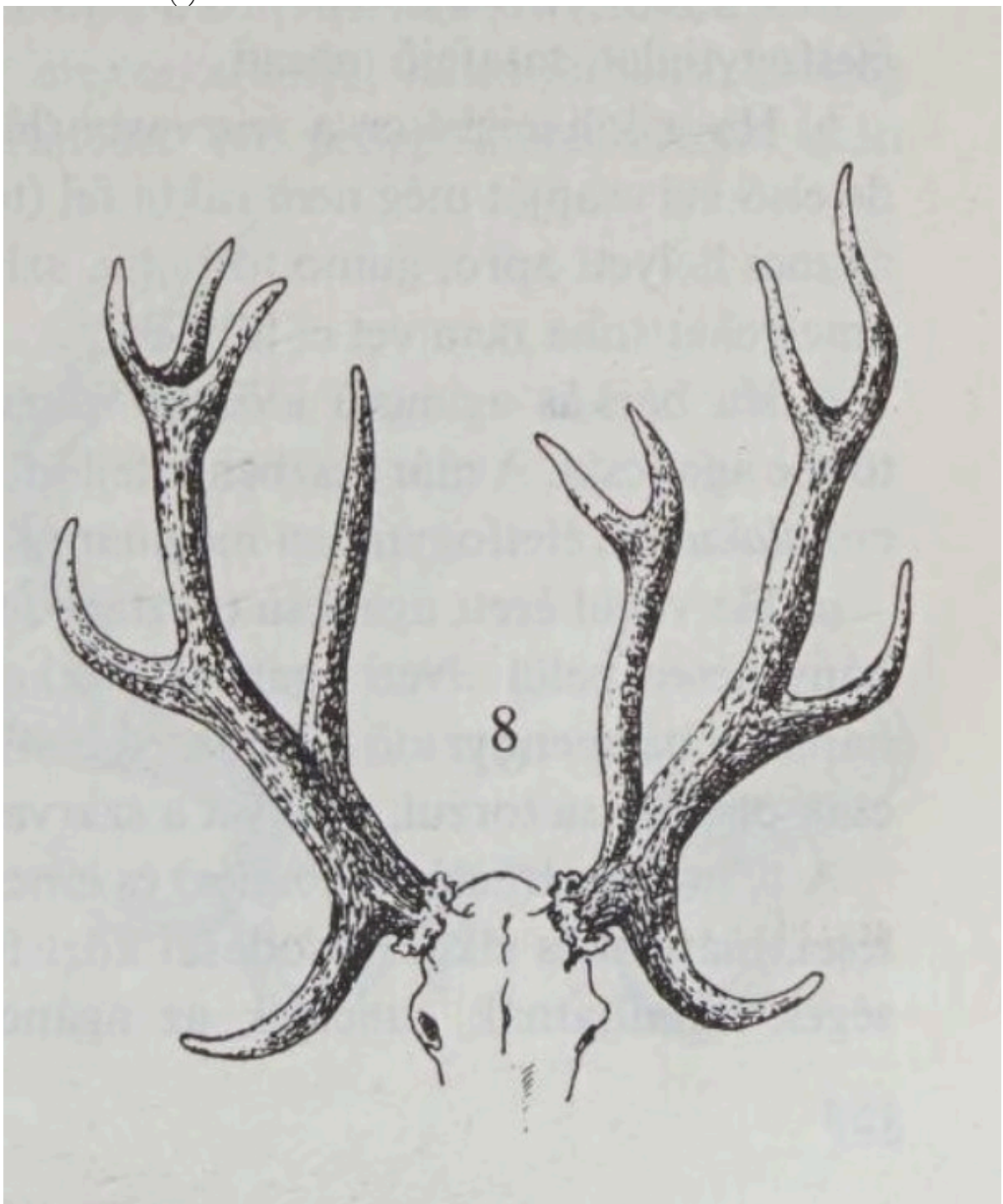


Diese Unregelmäßigkeit ist ebenfalls die Folge einer Verletzung des Rosenstocks oder des Schädelknochens. Namentlich wenn der Rosenstock – besonders in jungen Jahren – durch den Schrotfluss eines Wilderers, den Schnitt eines Drahtzauns oder einen ähnlichen Unfall getroffen wird, kommt es vor, dass der Rosenstock reißt, sich in zwei oder gar mehrere Teile spaltet und jeder Teil eine eigene Rose und folglich eine eigene Geweihstange treibt. Diese überzähligen Stangen bleiben fallweise weiterhin getrennt und werden jährlich einzeln abgeworfen. Meistens bildet sich jedoch zwischen den ständig dicker werdenden Stangen (oder Rosen) mit der Zeit eine Überwallung; die abnorme Stange wächst an eine der regulären Stangen an und sie werden fortan verwachsen gemeinsam abgeworfen, ja sie bilden sich von Jahr zu Jahr enger miteinander verwachsen aus. Ursprünglich entsprangen

sie jedoch – wie erwähnt – getrennten Rosen beziehungsweise Rosenstöcken! Da eine solche Abnormität von dauerhafter Natur ist, muss sie selektiert werden. Angeblich kommt es auch vor, dass der Rosenstock des Hirschkalbes bereits ursprünglich gespalten wächst. Eine so entstehende Mehrstangigkeit kann auch erblich sein.

e) Geteilte Geweihstange

Diese zeigt sich ebenfalls in mehr als den ursprünglichen zwei Geweihstangen. Von der soeben beschriebenen Mehrstangigkeit unterscheidet sie sich jedoch dadurch, dass ihre Basis immer nur eine einzige, normal ausgebildete Rose beziehungsweise ein einziger Rosenstock ist (8).



Die Teilung der Stange kann verschiedene Ursachen haben: schwere Verletzung des Bastgeweihs, Schuss-oder sonstige Körperverletzung, eventuell auch eine erbliche Veranlagung. Zu selektieren.

f) Im Bast verbliebenes Geweih

In vereinzelten Fällen kommt es vor, dass der Hirsch aus irgendeinem äußeren Grund – meist infolge einer Geweihverletzung – seinen Bast nicht fegen kann. Der Bast trocknet dann teilweise oder ganz am Geweih fest, härtet zu einer dunklen, zähen Schicht aus, die man später selbst mit einem Messer kaum noch vom Geweih abschaben kann. So entsteht das sogenannte Trockenbastgeweih. Es ist kaum erblich, aber manchmal eine dauerhafte Unregelmäßigkeit, daher zu selektieren.

2. Unregelmäßigkeiten infolge sonstiger Körperverletzungen

In diese Gruppe gehören in erster Linie die durch die Geschlechtsorgane verursachten Abnormitäten. Das Geweih ist bekanntlich eines der sekundären Geschlechtsmerkmale und leidet als solches oft unter verschiedenen Verletzungen der eigentlichen Fortpflanzungsorgane. Verletzungen der Geschlechtsorgane, insbesondere der Hoden, können die monströsesten Abnormitäten am wachsenden Geweih auslösen – zwischen Hoden und Geweih besteht ein enger physiologischer Zusammenhang. Bei einer abgeworfenen Stange oder einem Geweih am Schädel lässt sich natürlich nicht nachweisen, ob die Unregelmäßigkeit die Folge einer Hodenverletzung ist. Am erlegten (oder verendeten) Hirsch mit abnormem Geweih können wir jedoch oft eine Verletzung oder das Fehlen der Geschlechtsorgane feststellen, was die unzweifelhafte Ursache der Geweihunregelmäßigkeit ist.

Ich merke an, dass die allgemein verbreitete, alte Auffassung, wonach eine Hodenverletzung am Geweih immer kreuzweise in Erscheinung tritt – also dass eine Verletzung des linken Hodens eine Unregelmäßigkeit der rechten Geweihstange zur Folge hätte –, durch neuere Forschungen völlig widerlegt wurde. Die Auswirkung einer Hodenverletzung auf die Geweihbildung liegt noch weitgehend im Dunkeln. Zu wissenschaftlichen Forschungszwecken kastrierte Hirsche zeigen folgende Unregelmäßigkeiten:

a) Ein als Kalb kastrierter Hirsch entwickelt nie wieder ein Geweih; er bleibt lebenslang kahlköpfig.

b) Wenn das Hirschkalb zum Zeitpunkt der Kastration seine Rosenstöcke bereits entwickelt, aber seinen ersten Spieß noch nicht aufgesetzt hat (also im Alter von einem Jahr), wächst anstelle des ersten Geweihs ein kleines, knollenförmiges, schwammiges Gebilde, das er nie wieder abwirft.

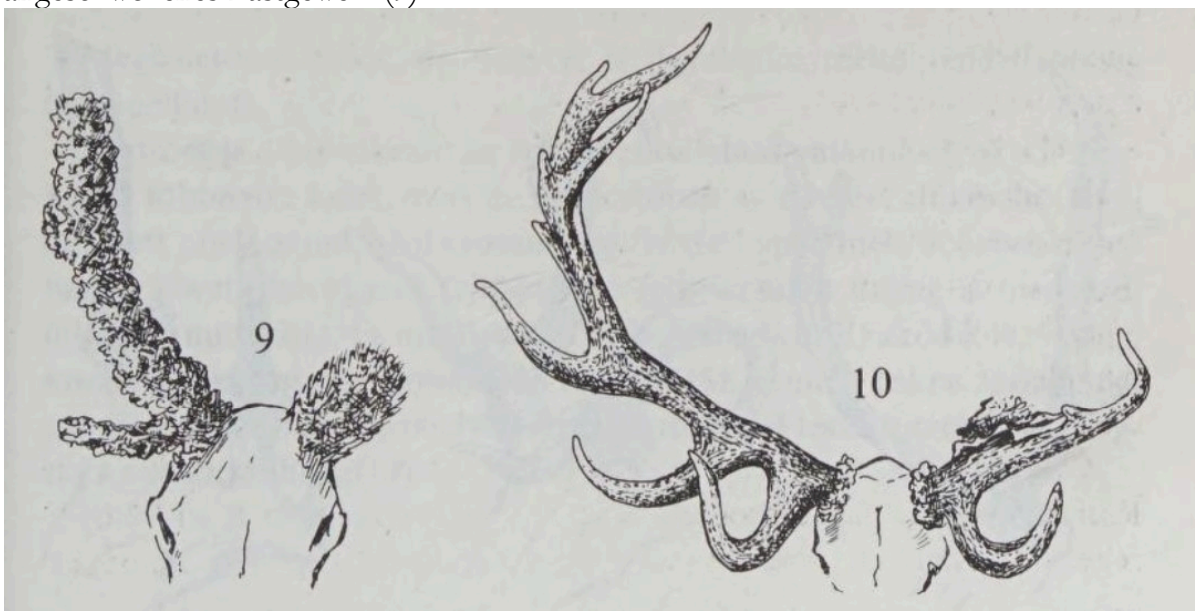
c) Kastriert man einen älteren Hirsch im Bastgeweih, wirft er sein Geweih nicht mehr ab. Das bereits teilweise entwickelte Bastgeweih wandelt sich in ein Perückengeweih um und bleibt lebenslang erhalten.

d) Kastriert man schließlich einen Hirsch mit reifem (fertig gefegtem) Geweih, wirft der Hirsch innerhalb weniger Wochen sein Geweih ab, ganz gleich, wie viel Zeit ihn noch vom regulären Abwurfdatum trennt. Das neu wachsende Geweih verformt sich ebenfalls zu einer Perücke, die der Hirsch nicht mehr abwirft.

Zwischen der vollständigen Kastration und kleineren oder größeren Verletzungen, Mängeln oder Verkümmerungen der Geschlechtsorgane können unzählbare Abstufungen auftreten, die sich in der Geweihunregelmäßigkeit auf vielfältige Weise äußern können. Von völliger Kahlköpfigkeit bis zu den verschiedensten Geweihmissbildungen kann infolge von Mängeln an den Geschlechtsorganen jede Art von Unregelmäßigkeit vorkommen. Solche Hirsche sind natürlich zu selektieren.

Das Perückengeweih

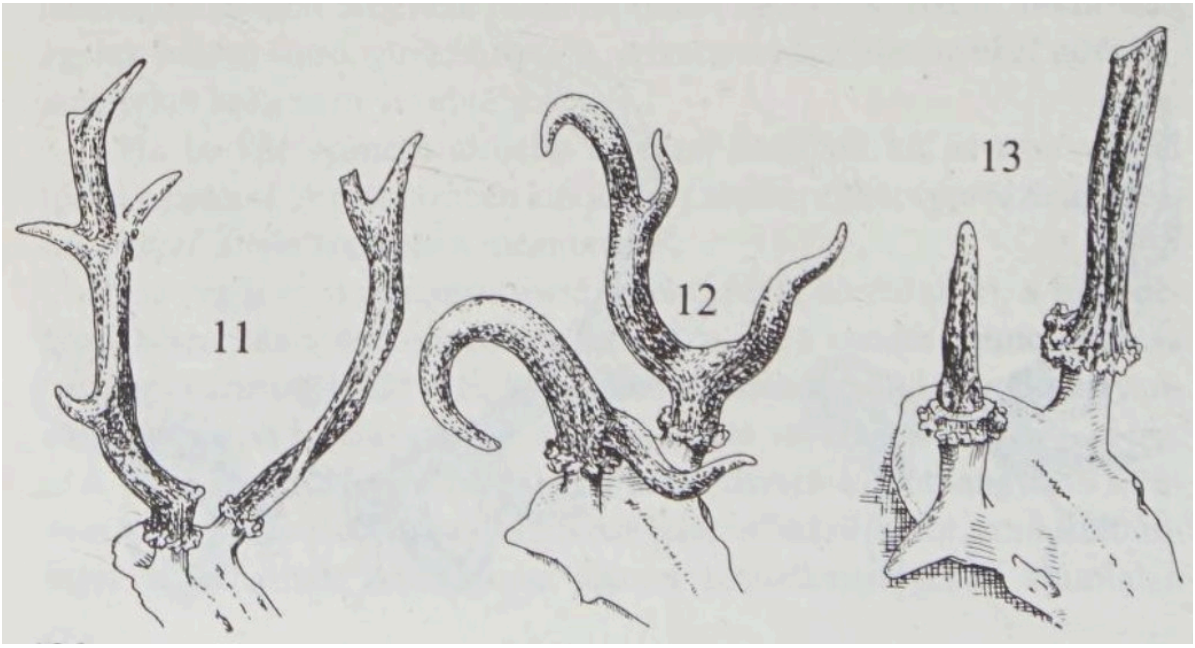
Wie bereits erwähnt, ist dieses widerwärtige Missgebilde in der Regel das Ergebnis einer Hodenverletzung oder Kastration. Unter Hirschen kommt es glücklicherweise sehr selten vor, viel vereinzelter als bei Rehböcken. Das Perückengeweih des Hirsches erscheint übrigens nicht in der beim Rehbock üblichen, dicht wuchernden, geschlossenen Form, sondern in Gestalt einer dem Bast ähnlichen, aber gröberen, knolligeren, krankhaft-wässrigen Schicht. Die Geweihstangen verformen sich zu dicken, haarigen Prügeln. Das Perückengeweih des Hirsches erinnert somit etwas an ein dauerhaftes, krankhaft angeschwollenes Bastgeweih (9).



Ein solcher kranker Hirsch ist schleunigst zu erlegen.

Nicht nur die Verletzung der Geschlechtsorgane, sondern auch die Verletzung oder Verwundung anderer Körperteile kann ein unregelmäßiges Geweih zur Folge haben, vor allem dann, wenn sich das Geweih in der Entwicklung, also im Bast, befindet. Wenn sich der Hirsch im Stadium des reifen Geweihs verletzt, kann die infolge der Verletzung eingetretene Krankheit den Abwurf des Geweihs stören, verzögern oder gar verhindern. Wenn der Hirsch nach einem erfolgreichen Abwurf die Verletzung (bzw. die daraus resultierende Krankheit oder den Verfall) noch nicht überwunden hat, können am neu gebildeten Geweih Unregelmäßigkeiten – meist missgestaltete Biegungen oder Windungen – auftreten. Schwere Verwundungen, ernste Knochenbrüche, schwer heilende Schusswunden, während des Kampfes erhaltene Stiche, schwere Brüche durch Forkeln – all dies kann eine dauerhafte Unregelmäßigkeit des Geweihs zur Folge haben (10). Meistens jedoch – sofern die Verletzung und ihre Folgen spurlos verschwinden – vergeht beim nächsten Geweihwechsel auch die vorübergehende Unregelmäßigkeit. Wir können also kühn behaupten, dass das Geweih ein wahrer Gradmesser für die körperliche Kondition und den Gesundheitszustand des betreffenden Hirschstiers ist!

3. Unregelmäßigkeiten infolge von Krankheit, Seuchen, Nahrungsmangel, Überzüchtung, Inzucht, hartem Winter, Hochwasser oder sonstigen Widrigkeiten (11)



In diese Gruppe lassen sich wiederum so viele Arten von Abnormitäten einordnen, dass deren einzelnde Beschreibung fast unmöglich ist. Dies umso mehr, als die „durch sonstige Widrigkeiten verursachten Unregelmäßigkeiten“, also jene, deren Ursache noch mehr oder weniger im Dunkeln liegt, einen sehr großen Teil dieser Gruppe ausmachen. Ein beträchtlicher Teil der hierher gehörenden Abnormitäten findet sich übrigens bereits unter den in den vorherigen zwei Gruppen genannten wieder. Wir wollen nun nur einige auffällige Formen untersuchen, über die bisher noch nicht die Rede war.

Korkenzieher-oder widderhornartige Geweihe (12)

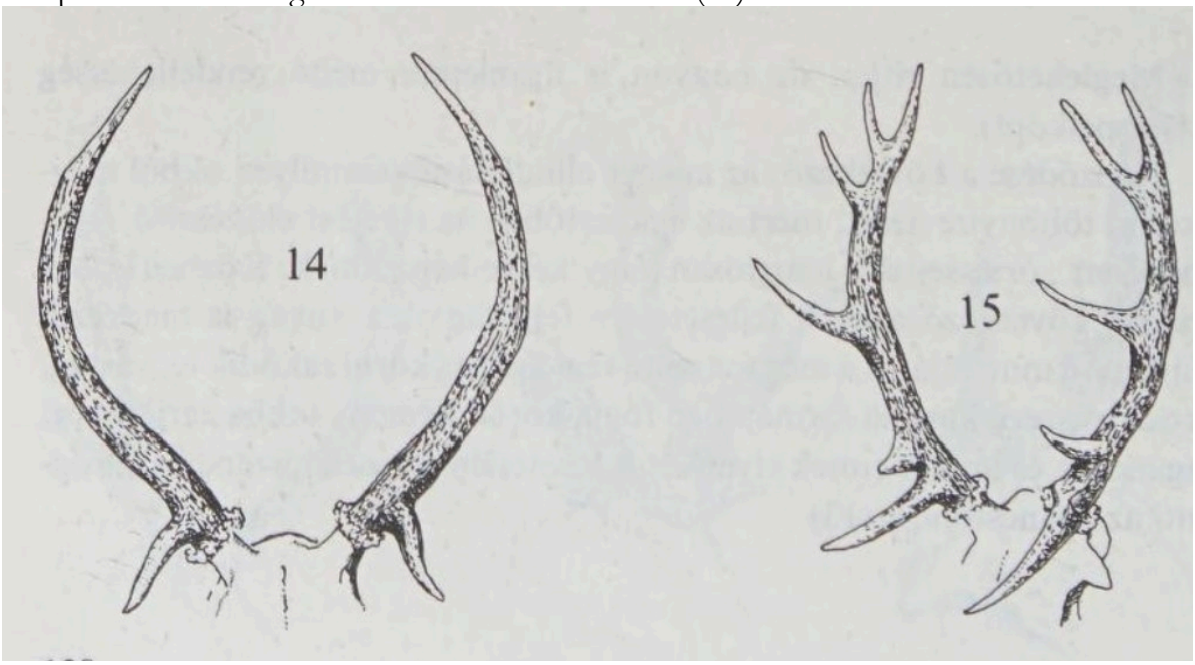
In diese Gruppe ordnen wir die spiralförmig gedrehten, gamskrickelartig nach hinten gebogenen, herabhängenden, krumm gewachsenen Schiefgeweihe ein. Die übliche Ursache für solche Krüppelbildungen ist eine Stoffwechselstörung oder der Mangel an Kalksalzen im Boden. Um zu veranschaulichen, wie viele andere Ursachen es zudem geben kann, zitiere ich das Ergebnis der wissenschaftlichen Arbeit eines bekannten Forschers. Dieser Gelehrte untersuchte und sezierte fünfzehn Hirsche mit „Korkenziehergeweih“ unmittelbar nach deren Erlegung. Seine Untersuchung stellte folgende Ursachen für die Unregelmäßigkeit fest: „Nahrungsmangel – falsches Geschlechterverhältnis – Krankheit – hohes Alter – innere Parasiten – lahmes Hinterbein – schwere Schusswunde – einseitig verkümmerter Hoden.“ Also fand er unter fünfzehn „Korkenzieherhirschen“ acht verschiedene Ursachen für diese Art der Geweihunregelmäßigkeit! Ich erwähne dieses Beispiel nur als Beweis dafür, wie schwer, ja fast unmöglich es ist, die vielen Abnormitäten des Geweihs und erst recht deren unzählige Verursacher einwandfrei und übersichtlich zu gruppieren.

Doppelkopf (Egymásra rakott agancs)

Eine ziemlich seltene, aber sehr bemerkenswerte Unregelmäßigkeit. Die Bildung ist folgende: Der Abwurf des Geweihs verzögert sich aus irgendeinem Grund, meist deshalb, weil im Rosenstock die den Abwurf vorbereitenden sogenannten „Riesenzellen“ unzureichend oder verspätet gebildet werden. In der Zwischenzeit beginnt jedoch das für die Entwicklung des nächsten Geweihs angesammelte Material bereits mit seiner Aufbauarbeit und lagert sich um das noch vorhandene alte Geweih an; es umschließt das alte Geweih in Form eines dicken, rosenartigen Randes, schließt es in eine harte Kapsel ein und macht nun auch dessen Abwurf unmöglich, da es dieses am Rosenstock fixiert (13).

Schädliches oder Mördergeweih

Die bekannteste Form ist das in einem langen, spitzen Spieß endende spießige, gegabelte, 6-oder eventuell 8-endige Geweih. Es zeigt sich meist bei alternden, im Rückgang befindlichen Hirschen. Es ist eine gefährliche, dolchartige Waffe, deren Träger sich ihrer kämpferischen Überlegenheit durchaus bewusst sind (14).

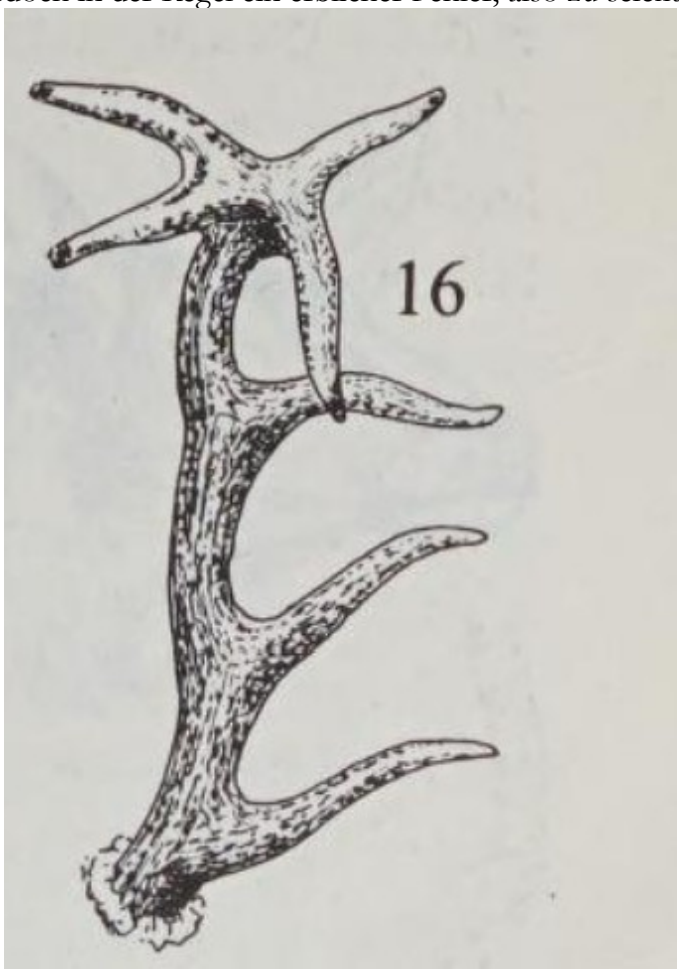


Der „Mörderhirsch“ wird bald unverträglich, streitsüchtig und rauflustig; er forkelt wahllos umher, verletzt nicht selten seine Gegner mit den schönsten Geweihen tödlich und bedrängt und stößt seine Gefährten nicht nur während der Brunft, sondern den ganzen Winter über. Ein solcher Hirsch muss schleunigst geschossen werden, da er nicht nur das Leben der anderen gefährdet, sondern während der Brunft oft die Platzhirsche vertreibt, zu vielen Kühen gelangt und seine schädliche Veranlagung hemmungslos vererbt.

Auch Geweihe mit dolchartig nach vorne stehenden, geraden Augsprossen gehören in die Kategorie der schädlichen Hirsche. Auch sie sind ihren Gegnern mit regulären Augsprossen weit überlegen. Mit einem Hirsch mit geraden Augsprossen lassen sich die anderen nicht gerne ein. Einen solchen sollte man daher – besonders wenn man bemerkt, dass er von streitsüchtiger Natur ist – ratsamerweise bald schießen (15). Zu einem ernsthaften Kampf mit gleichen Chancen kann es nur bei gleichwertigen Waffen kommen, also zwischen Hirschen mit einwandfrei aufgebauten Geweihen. Der „Mörderhirsch“ – besonders wenn ihm zudem noch eine oder beide Augsprossen fehlen – ist dem Hirsch mit schöner Krone und schönen Augsprossen unschlagbar überlegen. Denn der eigentliche Schutzschild des angegriffenen Hirsches sind seine beiden Augsprossen. Dieser Schild ist jedoch nur dann nützlich, wenn auch der Angreifer über zwei Augsprossen verfügt. Wenn der Angreifer jedoch augsprossenlos ist oder nur eine halbe Augsprosse hat, stößt er seinen spitzen Dolch – sei es eine in einem Spieß endende Stangenspitze oder eine lange einseitige Augsprosse – leicht durch den Augsprossenschutz seines Gegners hindurch. Man könnte diesen unfairen Kampf – bildlich gesprochen – mit dem ungleichen Kampf zwischen einem Hirsch mit verzweigtem Geweih und einer Antilope mit Dolchhörnern vergleichen. Wir sollten bemüht sein, unseren Bestand von der Gewaltbereitschaft schädlich geweihter, rauflustiger Hirsche zu befreien!

Geweihe mit „morschen Enden“ (pudvás végű), zerbrechlichen porösen Sprossen

Nur das „morsche“ Geweih des reifen Hirsches ist Ausschuss! Beim jungen Geweih des ersten, zweiten oder dritten Jahres ist ein unreifes, morsches Ende kein Fehler! Im Gegenteil: Es ist ein Zeichen für starke Entwicklungsneigung, Vitalität und vielversprechende Reserven. Junge Träger von Geweihen mit morschen Enden sind daher – sofern keine sonstigen Einwände bestehen – unbedingt zu schonen! Bei Hirschen im reifen Alter ist es jedoch in der Regel ein erblicher Fehler, also zu selektieren (16).



Bei einem solchen Geweih besteht kein ausreichender Entwicklungseinklang zwischen den unteren und oberen Teilen; das heißt, trotz des Ausreifens der unteren Teile werden die oberen – insbesondere die Kronensprossen – nicht fertig, bleiben unreif, morschenendig, „mottig“. Beim Fegen des Geweihs saugen sich die nicht ausgereiften, schwammigen Geweihenden mit Erde, Staub und allerlei Schmutz voll, der von dort auch nicht mehr herausgeht. Daher sind die stumpfen Sprossenenden eines morschen Geweihs meist schmutzig-schwärzlich und fegen sich niemals strahlend weiß. Die Ursache für morsche Enden versuchen wir auf verschiedene Weise zu erklären. Die Erfahrung zeigt, dass solche Geweihe besonders nach harten Wintern oder den Bestand dezimierenden Seuchen aufzutreten pflegen – dieser Umstand spricht gegen die Erblichkeit morscher Sprossen. Andererseits ist es eine bewiesene Tatsache, dass in Gebieten, in denen der Bestand eine besondere Neigung zur Morschenendigkeit zeigt, dieser hässliche Fehler durch radikale Selektion erfolgreich ausgerottet werden kann, was – im Gegenteil – beweist, dass es sich sehr wohl um eine erbliche Veranlagung handelt.

Plattköpfige oder kahlköpfige Hirsche

Ein äußerst selten vorkommendes Phänomen. Nur der Vollständigkeit der Aufzählung halber erwähne ich es; ich selbst bin in meinem Leben nur einem einzigen plattköpfigen Hirsch begegnet. Von der Plattköpfigkeit – geweihlosen Hirschen – sind drei Varianten bekannt:

1. Solche, bei denen nicht nur das Geweih, sondern auch der Rosenstock selbst fehlt (vollständige Plattköpfigkeit) (17).

2. Solche, die zwar normal entwickelte Rosenstöcke haben, aber dennoch kein Geweih aufsetzen.

3. Solche, die auf ihren normal entwickelten Rosenstöcken lediglich winzige Knopfgehörne entwickeln; obwohl sie diese regelmäßig abwerfen, setzen sie Jahr für Jahr nur denselben Knopf auf und sind somit ebenfalls zur Geweihbildung unfähig (Knopfhirsche) (18).

Es ist anzumerken, dass jede der drei Varianten kahlköpfiger Hirsche auch nur einseitig auftreten kann; ja, wir wissen von allen möglichen Kombinationen der drei Varianten. So kommt ein links völlig plattköpfiger, rechts knopfhörniger Hirsch vor; oder rechts ein kahler Rosenstock, links eine einwandfreie Geweihstange – und so weiter, in allen Variationen. Jede Form der Plattköpfigkeit – außer der aus einer Hodenverletzung

resultierenden – ist meist erblich, also unbedingt zu selektieren. Falsch ist die Auffassung, dass ein plattköpfiger Hirsch mangels Waffe nicht zum Beschlag der Kühe kommt und somit seinen Fehler ohnehin nicht vererben könnte. Denn wir wissen auch von einem Fall, in dem der alte, völlig plattköpfige Hirsch – nachdem es ihm jahrelang gelungen war, der Kugel zu entgehen – jeden September über ein Kahlwildrudel verfügte und seine geweihten Konkurrenten erfolgreich vertrieb! Und zwar mit Hilfe seiner besonders stark entwickelten Vorderläufe und seiner zu einem wahren Rammbock gehärteten kahlen Stirn!

Über die eigentliche Ursache der Plattköpfigkeit – außer wenn sie das Ergebnis einer Kastration ist – sind wir uns nicht völlig im Klaren. Es gibt einige, die sie mit einem Rückschlag in die Urzeit erklären und behaupten, dass die einstigen Vorfahren der Hirscharten geweihlose Wiederkäuer waren und ihr heutiger Kopfschmuck nur eine schrittweise Entwicklung über lange Jahrtausende ist (Atavismus). Aus dem Umstand jedoch, dass ein plattköpfiger Hirsch in der Regel nur in übervölkerten, verkümmerten, durch Inzucht geprägten Beständen vorkommt, können wir schließen, dass diese hässliche Eigenschaft ein Zeichen der Degeneration ist.

II. HAUPTGRUPPE

Geweihe mit Schönheitsfehlern

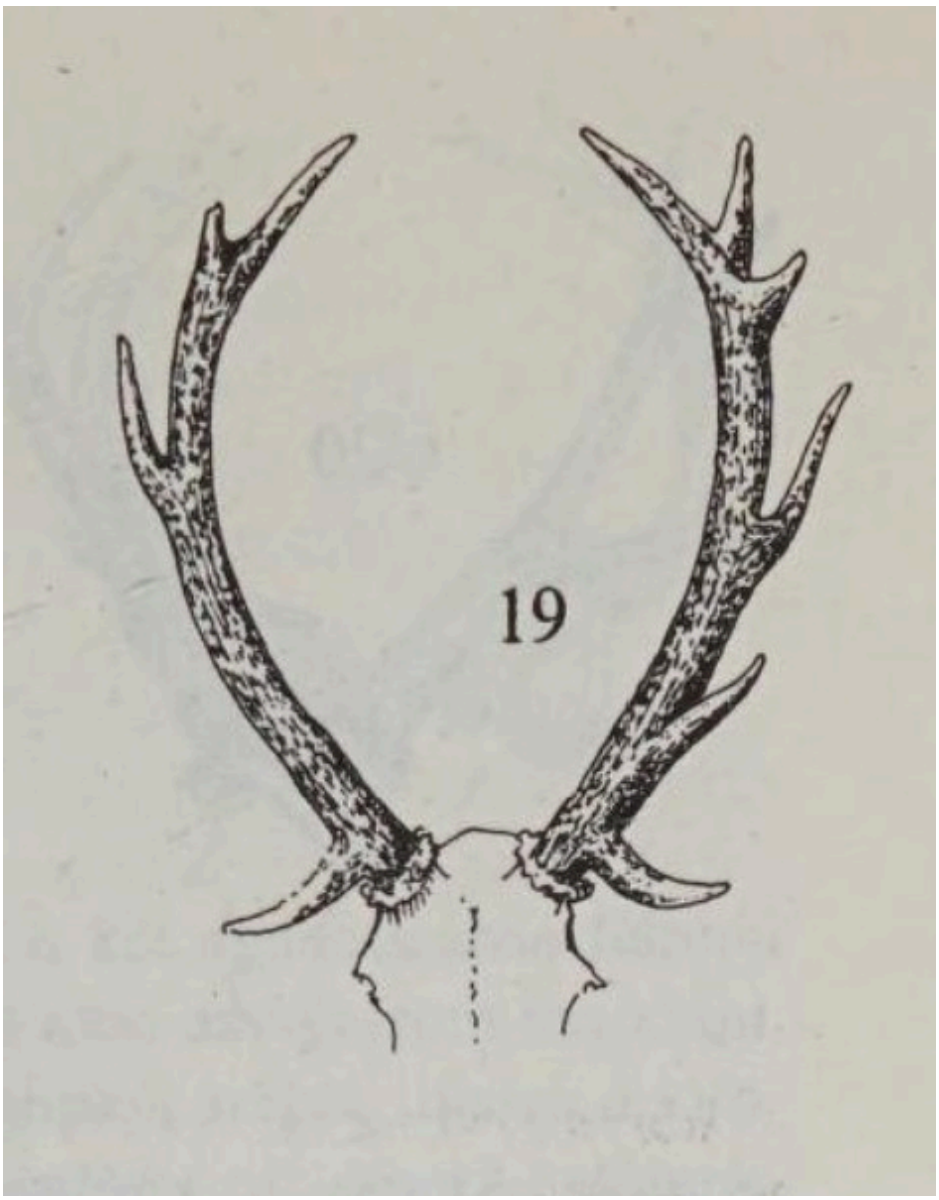
Hierzu zählen wir jene Geweihe, in deren Aufbau zwar kein wesentlicher Bildungsfehler oder eine monströse Unregelmäßigkeit vorliegt, deren Form jedoch auffallend von jener Idealgestalt abweicht, die wir im Allgemeinen für ein wünschenswertes, schönes Geweih halten. Die Schönheit eines Geweihs ist bis zu einem gewissen Grad Geschmackssache. Es gibt jemanden, der das Hauptgewicht auf die Exzellenz und Vielendigkeit der Krone legt; es gibt jemanden, für den die Dicke der Geweihstange am wichtigsten ist. Der eine Jäger hält die ausladende Breite für vorrangig, der andere die regelmäßige Verteilung der Sprossen. Unser aller gemeinsames Ziel ist es jedoch, ein harmonisches Verhältnis zwischen Länge, Auslage und Dicke des Geweihs zu sehen und dass zugleich die Länge und Verteilung der Sprossen proportional und ansprechend ist; das heißt, wir freuen uns am meisten über jenes Geweih, das nicht nur in seinen Maßen hervorragend ist, sondern auch formal der idealen Gestalt eines schönen Geweihs so nahe wie möglich kommt.

Wir müssen davon ausgehen, dass sich die Form der Geweihstange, vor allem aber ihre Platzierung auf dem Schädelknochen beziehungsweise den Rosenstöcken, bei demselben Hirsch im Wesentlichen nicht ändert, da die Stellung der Rosenstöcke konstant ist; das heißt, das engstehende, steile Geweih eines jungen 6-enders wird in seinem Alter als 16-ender genauso hässlich stehen! Aus dem Hirsch mit dem zweiten oder dritten Geweih, auf dessen kümmerlicher Stange ein kurzer, verkrüppelter Mittelspross verunstaltet wirkt, wird zeit seines Lebens kein einwandfreier Hirsch, da ein kräftiger, lang geschwungener Mittelspross vielleicht die wichtigste Anforderung an ein schönes Geweih ist! Das Fehlen (oder die Verkümmerung) des Mittelsprosses wirft die Harmonie des gesamten Geweihs über den Haufen.

So dachten offensichtlich auch die alten Jäger, nicht umsonst nannten sie die Mittelsprosse einst – „Königssprosse“!

Daraus erhellt bereits, dass die Schönheitsfehler des Geweihs meist vererblicher Natur sind und somit nur durch sorgfältige Selektion verbessert oder beseitigt werden können.

a) Der am häufigsten vorkommende Schönheitsfehler: das Fehlen der nötigen Auslage, also das eng und steil stehende Geweih (19)

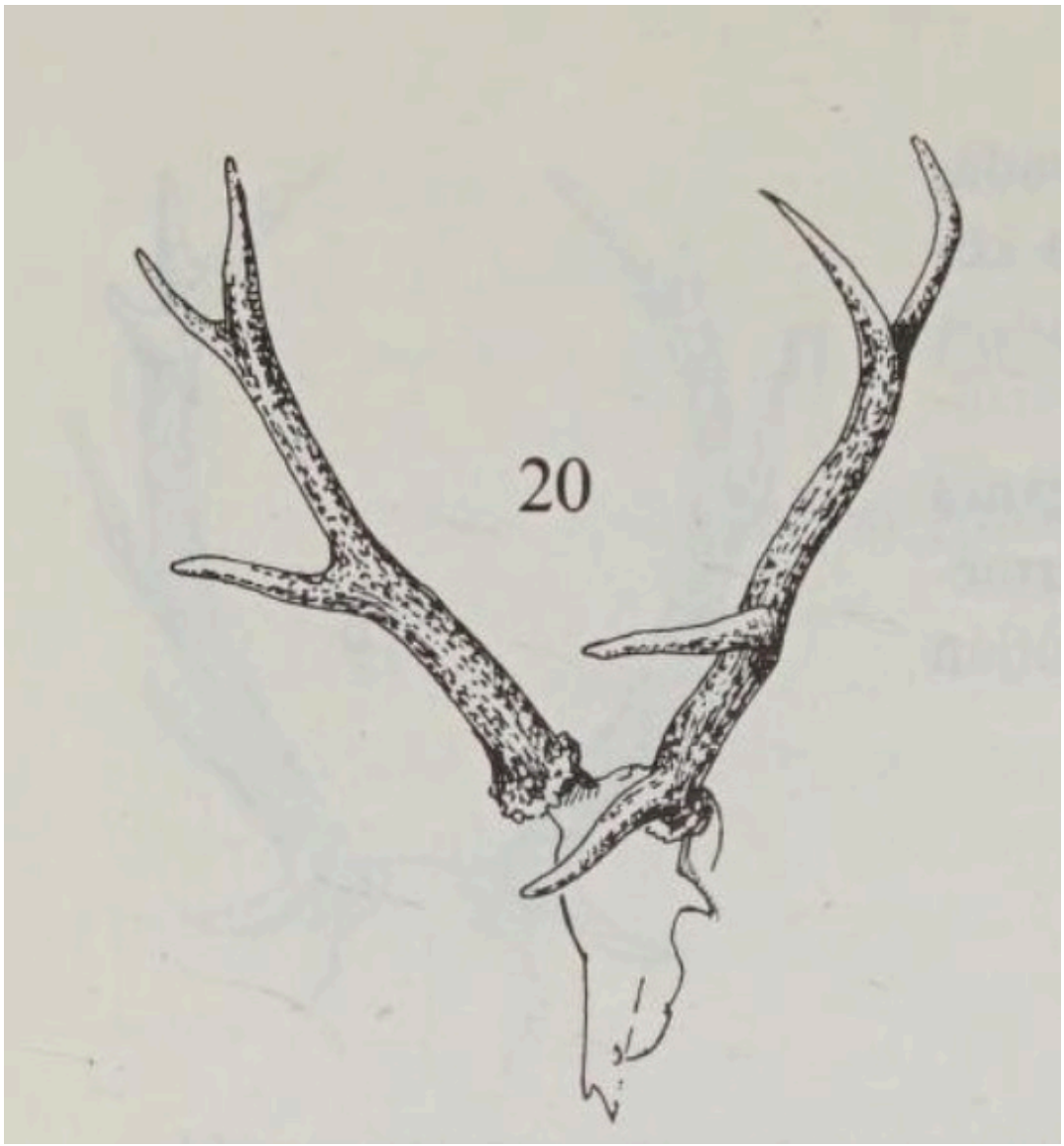


An einen schmalschultrigen Recken mit engem Brustkorb erinnert ein solcher Hirsch, obwohl die Erfahrung im Gegenteil zeigt, dass eng geweihte Stiere oft tüchtigere und erfolgreichere Kämpfer sind als jene mit schön geformten, weit ausladenden Geweihen. Das eng stehende Geweih ist offensichtlich eine tauglichere Waffe; ein solcher Stier gelangt infolgedessen zu mehr Kühen und vererbt seinen hässlichen Fehler in verstärktem Maße. Es ist interessant, dass bereits unser ältester Jagdschriftsteller aus dem 17. Jahrhundert, Gáspár Miskolczi, das eng stehende „Kukora"-Geweih verurteilt und es dem schönen, weitverzweigten „Lombár"-Gehörn gegenüberstellt. Den „Kukora"-Stieren sollten also auch wir keine Gnade gewähren!

b) Ebenfalls als Fehler werten wir das gegenteilige Extrem des eng stehenden Geweihs: die übertriebene Auslage.

Wie begehrenswert und ansprechend das weit ausladende „Lombár"-Geweih auch sein mag, es darf nicht ins Übermaß verfallen. Ein überweit ausgelegtes Geweih, das fast die Horizontale erreicht, verletzt nicht nur unser ästhetisches Empfinden, sondern ist zugleich eine ungeeignete, unzweckmäßige Waffe für den Hirsch. Im Kampf ist ein solches Geweih von Nachteil; es bricht viel leichter als ein normal stehendes, zudem hat sein Besitzer im Dickicht größere Schwierigkeiten beim Vorwärtskommen.

c) Das Fehlen oder die Verkümmerung der Augsprosse – ob beidseitig oder nur einseitig – verunstaltet ebenfalls ein ansonsten schön stehendes Geweih. (20)



Häufig ein erblicher Fehler, in diesem Fall also zu selektieren. Wir müssen jedoch darauf achten, dies nicht mit einem einfachen Augsprossenbruch zu verwechseln, der natürlich nur ein vorübergehender Mangel ist, der mit dem nächsten Abwurf endgültig verschwindet.

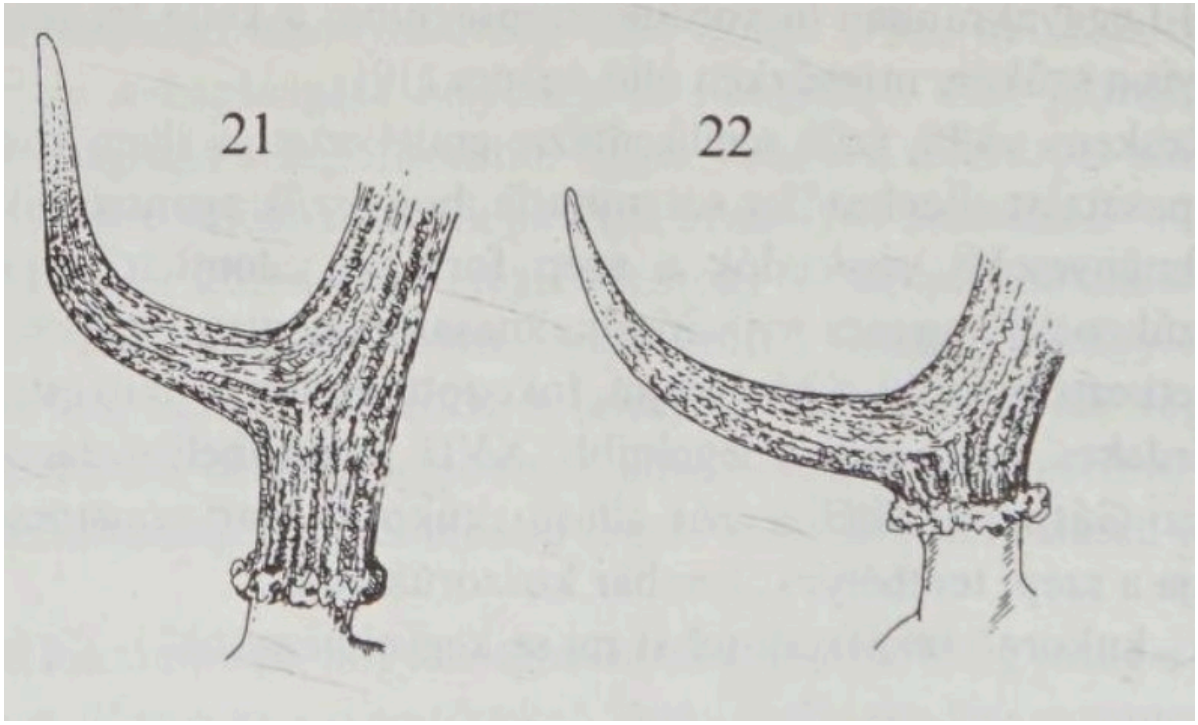
d) Über das Fehlen der Mittelsprosse – der „Königssprosse" – habe ich bereits in der Einleitung dieses Kapitels berichtet.

Die Mittelsprosse ist meiner Meinung nach die wichtigste Sprosse eines schönen Geweihs. Befreien wir uns also von unseren jungen Stieren mit jämmerlichen Mittelsprossen!

e) Die nach unten hängende Augsprosse (oft auch Eis-, ja sogar Mittelsprosse) ist in der Regel ein Zeichen fortgeschrittenen Alters, manchmal kann es jedoch auch eine erbliche Veranlagung sein.

Sie trägt nicht zur Schönheit des Geweihs bei und ist daher aus einem ausgesuchten Bestand zu selektieren.

f) Zu hoch angesetzte Augsprosse (21).

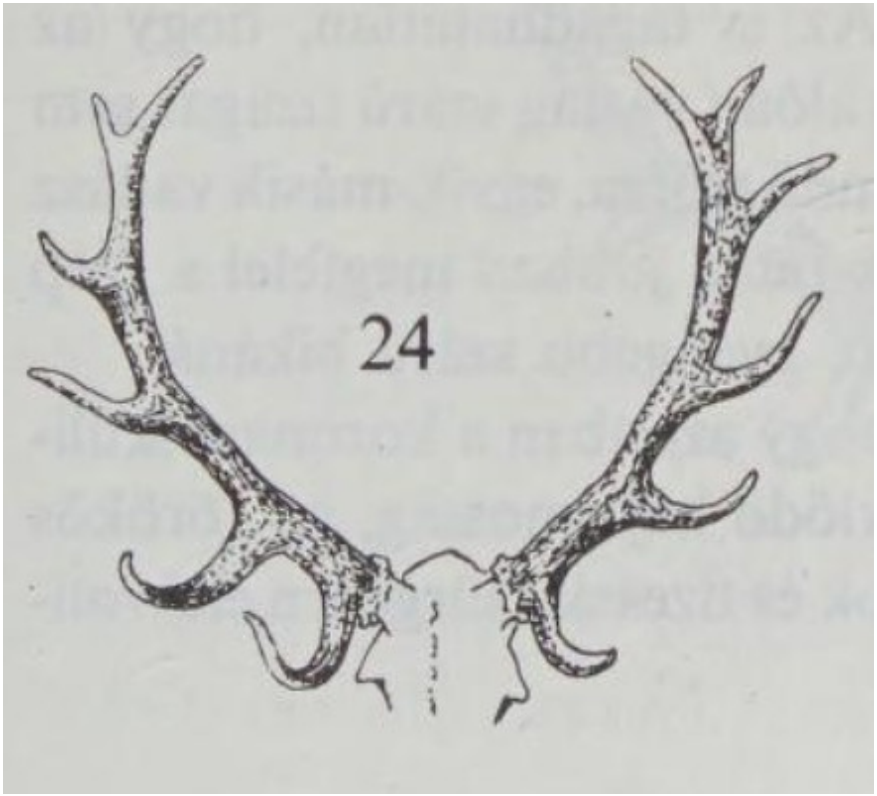


Ein relativ seltener, aber in manchen Wildparken wiederholt auftretender Fehler, also erblich. Die schön geschwungene, unmittelbar über der Rose entspringende (22), lange und kräftige Augsprosse ist ein wesentlicher Bestandteil eines schönen Geweihs. Es ist wichtig, dass die Augsprosse – die eigentliche Waffe des kämpfenden Hirsches – nahe am Stirnbein entspringt, also sozusagen den Eindruck einer aus der Stirn hervorgehenden Stichwaffe erweckt. Je größer der Abstand zwischen der Rose und der Basis der Augsprosse ist, je „höher angesetzt" die Augsprosse ist, desto ungeeigneter ist sie als Stichwaffe!

g) Unansehnliches Geweih, dessen Sprossen auf den beiden Stangen mit auffälliger Abweichung verteilt sind.

Damit will ich natürlich nicht sagen, dass nur „gerade" Geweihe mit gleicher Sprossenzahl schön sind, denn unter den einwandfreien Geweihen finden wir mindestens ebenso viele „ungerade" wie „gerade". Ich denke vielmehr an jene auffälligen Unproportionen, wenn beispielsweise bei einem ungeraden Zwanziger auf der einen Stange zehn, auf der anderen aber nur fünf oder sechs Sprossen zu sehen sind. Ein derartiges Geweih ist in einem gut geführten Bestand ebenfalls nicht erwünscht.

h) Die fast einen Kreis bildenden Geweihstangen, deren Spitzen sich beinahe berühren, also sich sozusagen bis auf eine Spanne annähern, sind ebenfalls nicht ansehnliche, fehlerhafte Formen.

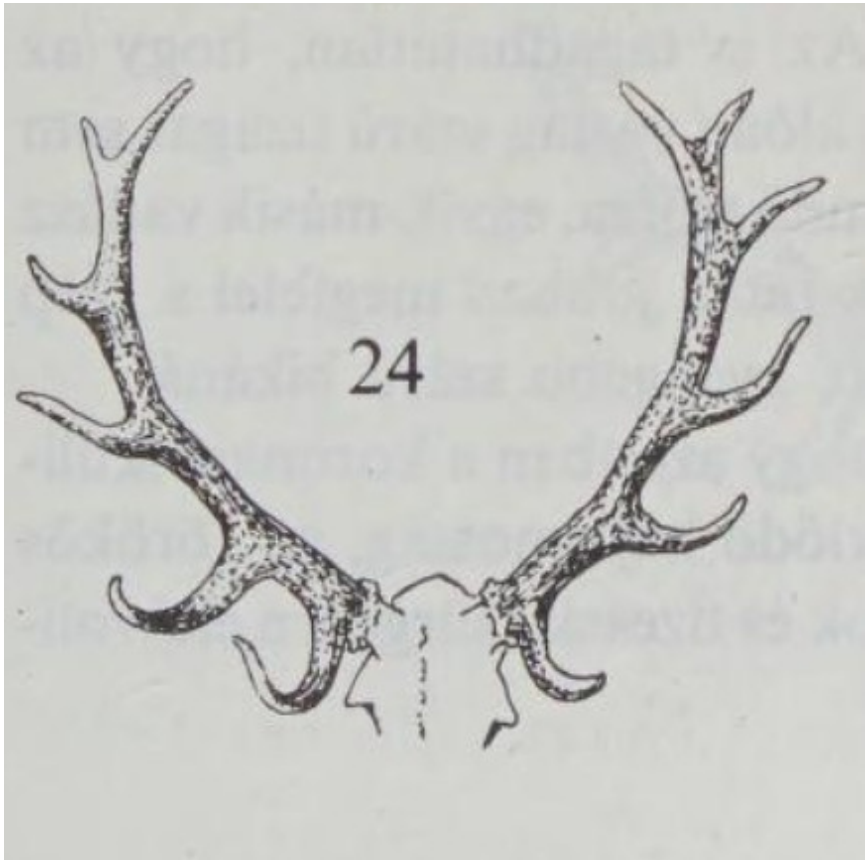


Solche nennen wir Reifengeweih oder eng geschlossenes Geweih (23).

i) Die Anordnung der Sprossen eines einwandfreien, edel geformten Geweihs zeigt eine gewisse Gesetzmäßigkeit und harmonische Verteilung.

Das heißt, der Abstand zwischen der tief angesetzten Augsprosse und der darüber folgenden Eissprosse ist wesentlich geringer als zwischen der Eissprosse und der darüber liegenden Mittelsprosse; über der Mittelsprosse wiederum ist der sprossenlose Abschnitt der Stange noch länger, den schließlich die Krone abschließt und das Geweih förmlich krönt.

Weichen die einzelnen Sprossen von diesem idealen, beispielhaften Aufbau ab und reihen sich in fast gleichem Abstand stufenförmig übereinander, so nennen wir dies ein Leitergeweih (24)

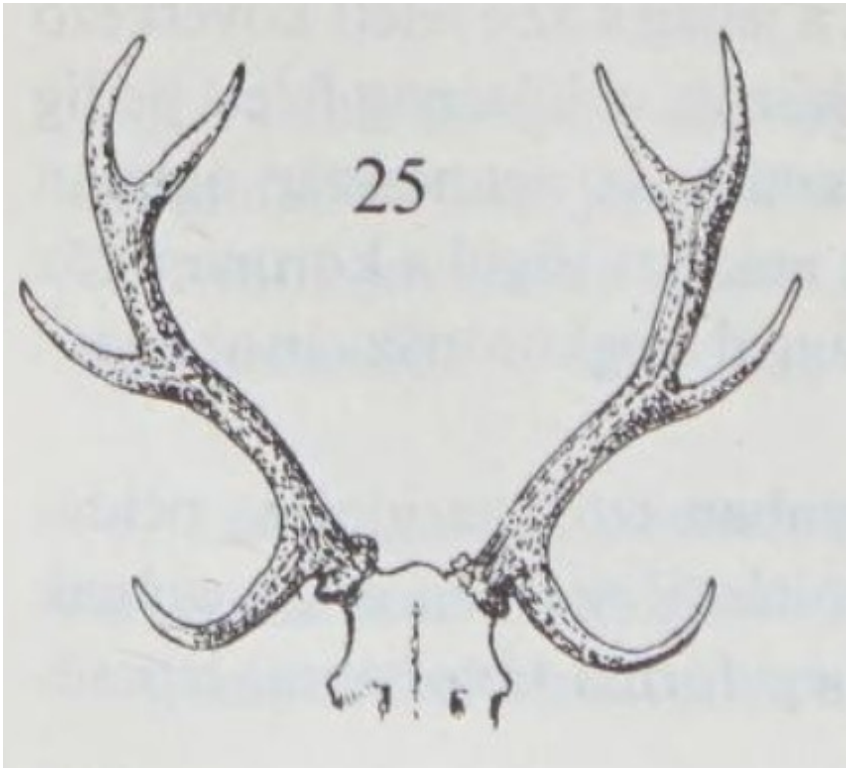


und zählen es ebenfalls zu den Schönheitsfehlern. Bei diesen Geweihen geraten wir manchmal in Verlegenheit: Sollen wir die zu hoch angesetzte Eissprosse tatsächlich als Eissprosse werten oder bereits als Mittelsprosse? Ebenso ist bei einer zu hoch sitzenden Mittelsprosse zweifelhaft, ob sie nicht schon zu den Kronensprossen zu zählen ist.

j) Zur wohl am stärksten zu verurteilenden Gruppe der Hirsche mit Schönheitsfehlern gehören jene, die zur Kronenbildung unfähig oder zumindest nicht bereit sind, ihren Kopfschmuck gebührend zu krönen – sie treiben Jahr für Jahr nur Kronen mit kümmerlichen, verkümmerten Sprossen.

Aus den zur Kronenbildung unfähigen Hirschen gehen die sogenannten „ewigen Achter" und „ewigen Zehner" hervor, die wahrlich keine Zierde für den Bestand sind. Besonders der „ewige Achter" ist allgemein bekannt!

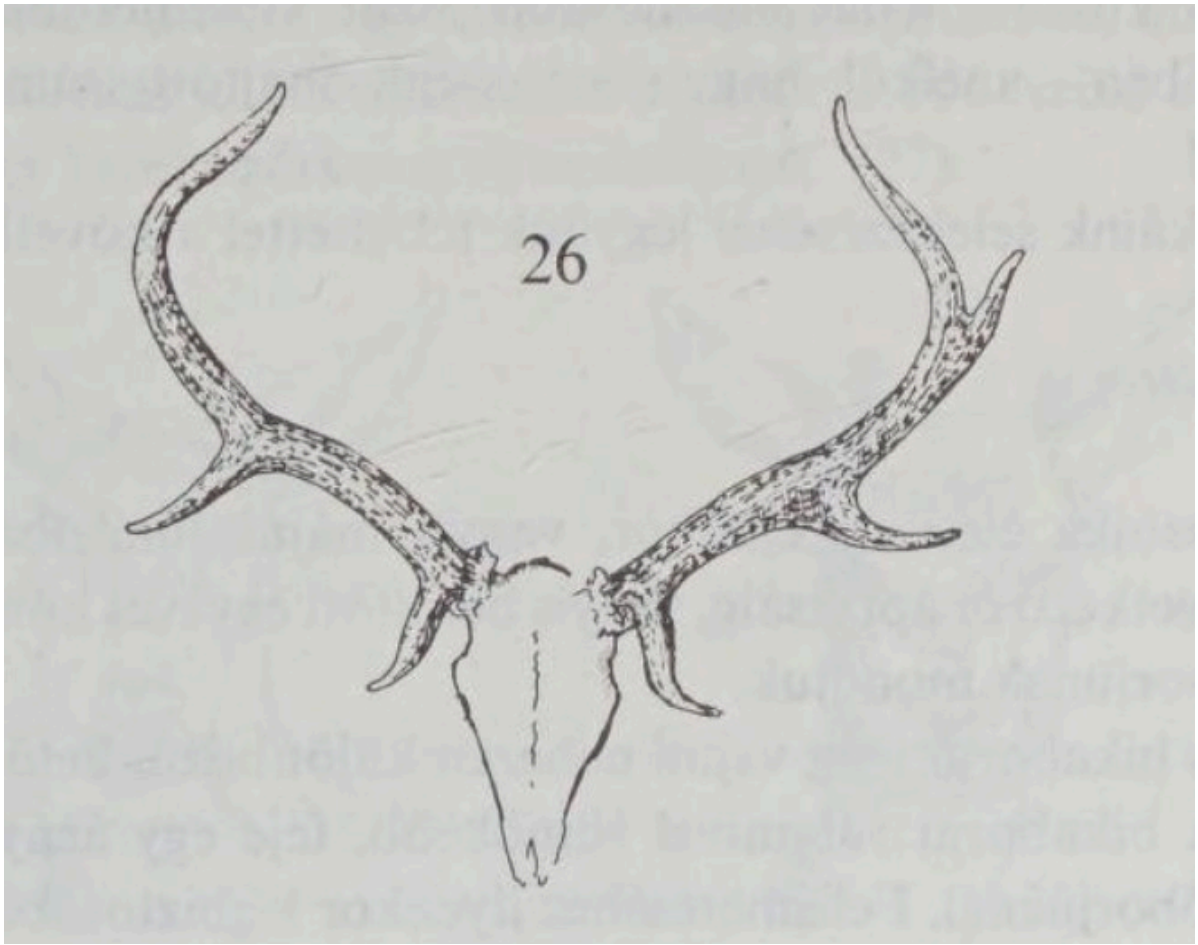
Grundvoraussetzung für ein junges, reguläres Achtergeweih ist, dass es oben in einer Gabel endet, die – von vorne betrachtet – kaum zu sehen ist. Da die beiden Gabelzinken hintereinanderstehen, verdeckt die vordere fast die hintere. Jeder andere Achter – also einer, bei dem an der Spitze die Gabelzinken nebeneinanderstehen und von vorne gut sichtbar sind, oder einer, dessen Geweih nicht in einer Gabel, sondern in einem Spieß endet – ist unregelmäßig, im Rückgang begriffen oder anderweitig zu beanstanden (25).



Ein Achter-Stier hat seinen Platz nur unter den Trägern des zweiten und dritten Geweihs! Von einem Hirsch mit dem vierten Geweih verlangen wir bereits eine Krone! Der fünfjährige Achter ist also unbedingt Ausschuss! Es ist allerdings wahr, dass sprossenarme, kronenlose Hirsche im Alter oft durch eine außergewöhnliche Stangendicke bestechen. In solchen Fällen wird das Fehlen der Sprossen oft zugunsten der Dicke gewertet. Es ist auch unbestreitbar, dass ein alter Zehner mit exzellent dicken Stangen keine zu verachtende Trophäe ist; der Geschmack mancher Jäger findet daran vielleicht mehr Gefallen als an einem kronenreichen Hirsch mit schwächeren Stangen. Da jedoch die Kronenlosigkeit eine erbliche Veranlagung ist, sind die „ewigen Achter und Zehner" schleunigst zu entfernen!

Im Rückgang begriffene, „zurückgesetzte" und sprossenlose Geweihe

Wenn ein Hirschstier sein 14. bis 16. Lebensjahr erreicht – wozu er in unseren heimischen „zivilisierten" Gebieten leider nur selten Gelegenheit bekommt –, zeigen sich in den meisten Fällen bereits die Zeichen des greisenhaften Rückgangs (Senilität) an seinem Geweih. Nicht nur das Volumen und das Gewicht der Geweihmasse nehmen ab, sondern auch in der Art des Aufbaus zeigen sich charakteristische Veränderungen und Verformungen. Dieser Prozess beginnt in der Regel mit der Verschiebung oder dem vollständigen Ausbleiben einzelner Sprossen; der Hirsch „setzt zurück". Die Geweihstange nimmt eine gebogene, eventuell gedrehte Form an, die beiden Stangen werden asymmetrisch, schief und ungleichmäßig. Alle Zeichen deuten darauf hin, dass die Regenerationskraft des Hirsches im Schwinden begriffen ist; der langsame Prozess der Altersschwäche hat begonnen. Einen solchen Hirsch können wir, da er zur Verbesserung seines Geweihs nicht mehr fähig ist, beruhigt erlegen (26).



Wir müssen jedoch immer darauf achten, ob der Rückgang des Geweihs tatsächlich auf das Alter oder nur auf andere Umstände (Verletzung, Krankheit, Entbehrung usw.) zurückzuführen ist. Es ist ein bekanntes Phänomen, dass beispielsweise ein sehr harter Winter, extreme Trockenheit oder Nahrungsmangel durch Hochwasser die Geweihbildung des gesamten Bestands im Folgejahr sichtlich zurückwerfen; unsere Stiere mit acht bis neun Kilogramm schweren Geweihen entwickeln dann nur sechs bis sieben Kilogramm schwere Geweihe sowie auffallend weniger Sprossen als im Vorjahr. Einen solchen vorübergehenden Rückschlag dürfen wir nicht mit dem greisenhaften Rückgang verwechseln, damit wir nicht einen unserer exzellenten Stiere zum schlechtesten Zeitpunkt, in seinem unvorteilhaftesten Jahr, erlegen!

Junge Selektionsstiere

Unter den zu selektierenden Hirschen haben wir bisher vor allem die „erwachsenen", also etwa über vier Jahre alten Stiere beschrieben. Schauen wir uns nun auch ein wenig in der „Kinderstube" um: Welche Art von Reinigung könnten wir unter den Jünglingen im ersten, zweiten und dritten Geweihjahr vornehmen?

Wir sind uns im Klaren darüber, dass das Ziel der Selektion die qualitative Verbesserung unseres Bestands ist. In erster Linie entfernen wir also jene Individuen, die ihre Fehler vererben, also artverschlechternd wirken. Ein Hirschstier gelangt jedoch in der Regel erst im Besitz seines dritten Geweihs, also in seinem vierten Lebensjahr, zu den Kühen; bis dahin kommt er als Artverschlechterer also nicht in Betracht. Daraus folgt, dass die Selektion in den Reihen der Hirschkälber sowie der Hirsche im ersten und zweiten Geweihjahr keine eilige Sache ist. Es ist also kein Fehler, wenn wir gegenüber diesen jungen Jahrgängen Nachsicht walten lassen und selbst die unerwünschten verschonen, um ihnen sozusagen Gelegenheit zur eventuellen Korrektur ihres Fehlers zu geben. Schaden können sie – vorerst – ohnehin nicht anrichten! Ihr drittes Geweih hingegen – wenn sie

aus Sicht der Artverschlechterung gefährlich werden – wird ihren unerwünschten Status als Selektionsstück umso deutlicher und sicherer verraten.

Wenn jedoch unser Bestand zahlenmäßig bereits vollzählig ist und wir ihn unverändert beibehalten wollen, ihn also weder vergrößern noch verringern möchten, dann tun wir gut daran, bereits unter den jungen Stieren mit der Selektion zu beginnen. Denn für jeden unerwünschten Stier, den wir ausmustern können, können wir im selben Jahr einen besseren, also nützlicheren Stier schonen – ohne die gewünschte Anzahl unserer Hirsche verändert zu haben!

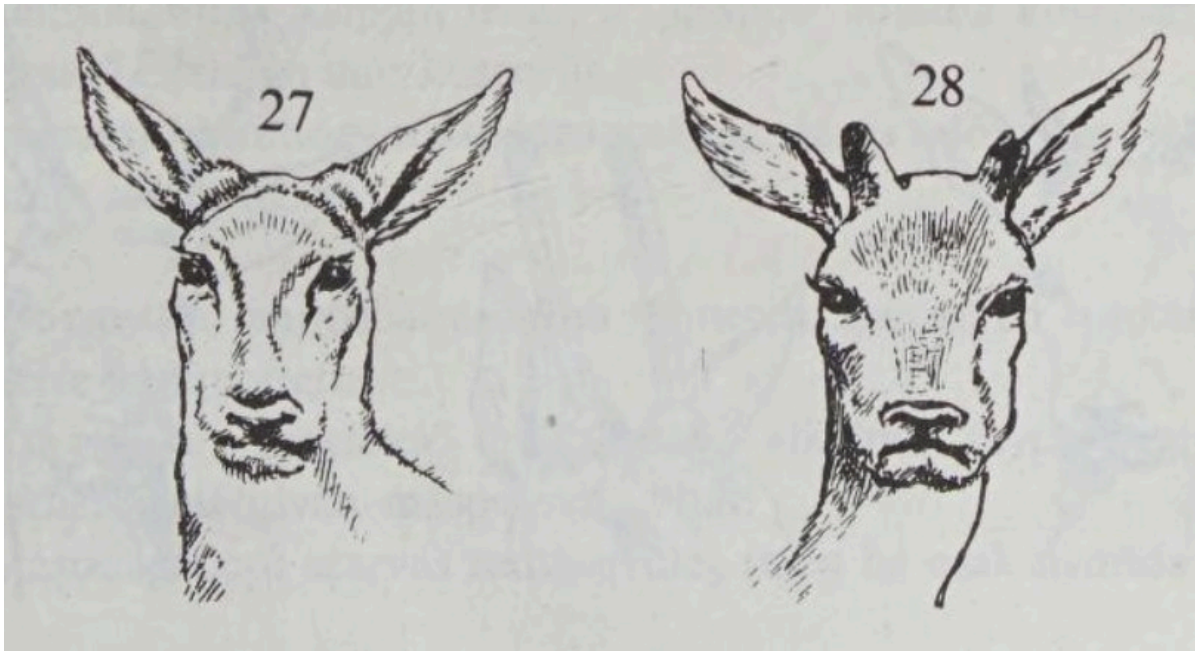
Bei der Selektion unserer jungen Stiere sollten wir Folgendes beachten:

a) Das erste Lebensjahr

Das Leben eines Hirschstiers beginnt mit dem Setzen, also im Mai oder Juni. Bis zum April des folgenden Jahres, also bis zum vollendeten ersten Lebensjahr, nennen wir den Hirschstier ein Hirschkalb. Das halbjährige Hirschkalb lässt sich noch recht schwer vom Wildkalb unterscheiden. Das Hirschkalb ist etwas gedrungener, sein Kopf eine Nuance breiter als der des Wildkalbs. Zur Erkennung ist in dieser Zeit das sicherste Zeichen das Nässen (Urinieren). Wenn es uns nicht gelingt, dies zu beobachten, können wir uns leicht irren. Bei gut veranlagten, starken Hirschkälbern kommt es vor, dass bereits in ihrem ersten Winter, also im Alter von neun Monaten, die Mähne zu wachsen beginnt – daran sind sie leichter zu erkennen. Im Gegensatz zum Rehbockkitz zeigt sich beim Hirschkalb im ersten Lebensjahr so gut wie nie eine Geweihbildung. Auffallend schwache, verkümmerte Kälber sollten im Laufe des ersten Winters erlegt werden. Wir sollten jedoch bestrebt sein, möglichst nur die Wildkälber zu dezimieren und die Hirschkälber zu schonen! Es kann nämlich vorkommen, dass aus einem schwachen Kalb – ausnahmsweise – noch ein guter Hirsch wird. Nach einem schlecht verlaufenen Setzjahr – also bei auffallend vielen schwachen Kälbern – können wir radikaler unter den Kälbern aufräumen; zeigen sich hingegen schöne, kräftige Kälber, sollten wir den winterlichen Kälberabschuss drosseln oder ganz einstellen. Nach einem besonders schlechten Setzjahr kann es zweckmäßig erscheinen, den gesamten Kälberbestand (zusammen mit den Hirschkälbern) zu erlegen. Dies kommt natürlich nur in sehr seltenen Ausnahmefällen vor. In einem solchen Fall bewahren wir unseren Bestand zwar vor allen Nachteilen einer kümmerlich geborenen Generation, verlieren jedoch den gesamten Zuwachs eines Jahres, den wir im folgenden Jahr durch verstärkte Schonung ausgleichen müssen.

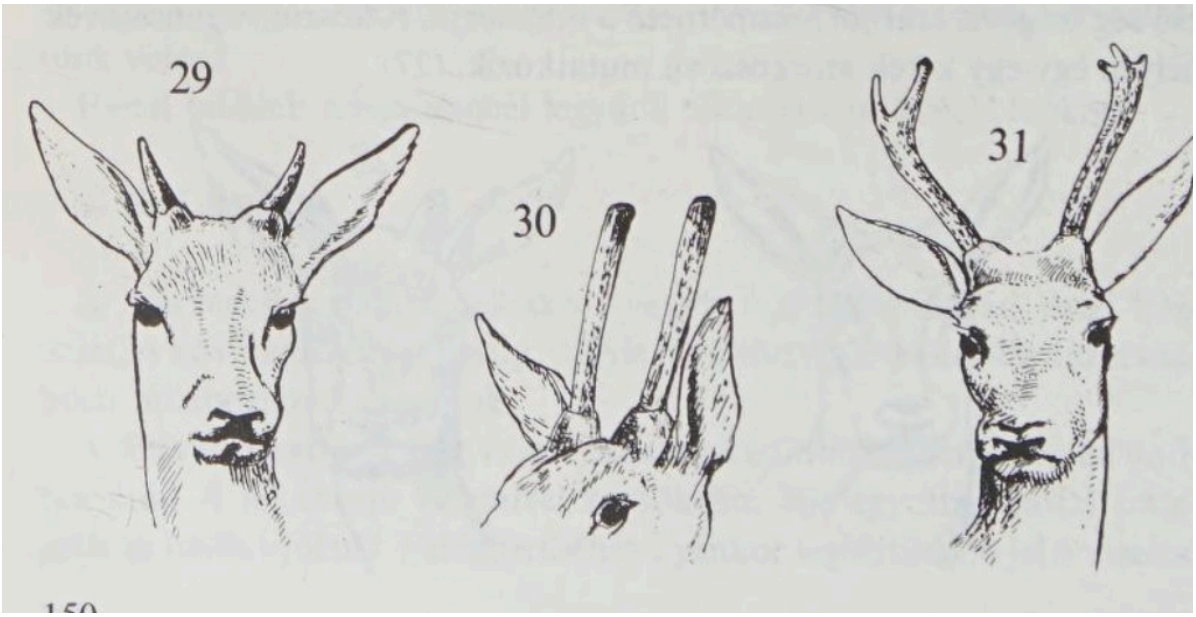
b) Das zweite Lebensjahr

Im letzten Vierteljahr seines ersten Lebensjahres (Februar bis April) ist das Hirschkalb mit Hilfe eines geeigneten Fernglases bereits gut erkennbar. An der Stelle der entstehenden Rosenstöcke zeigt sich jeweils ein runder Haarkranz (27).



Im Frühsommer desselben Jahres – Mai/Juni –, also zu Beginn seines zweiten Lebensjahres, zeigt sich die Entwicklung des ersten Geweihs in Form von niedrigen, stumpfen, behaarten Zapfen (28). Ab Beginn seines zweiten Lebensjahres heißt er also nicht mehr Hirschkalb, sondern „Spießer". (Nach alten ungarischen Schriften ein „zveijähriger" Hirsch.) Das erste Geweih wächst im Laufe des Sommers immer weiter, bis es schließlich im September – also im Alter von sechzehn Monaten – vom Bast befreit wird; der Spießer fegt sein Geweih „blank". Ein normal entwickelter Spießer hat sein Geweih bis Anfang Oktober fertig gefegt! Einen Spießer, der im Laufe des Oktobers noch im Bast steht, sollte der Jäger also mit argwöhnischen Augen betrachten! In einem solchen Fall handelt es sich entweder um eine Entwicklungsstörung oder um ein spät gesetztes und dadurch in der Entwicklung verzögertes Individuum. Da beides nicht wünschenswert ist, kann ein solcher Bastspießer nach der Brunft getrost selektiert werden!

Eingeschoben bemerke ich erneut, dass wir unter den Spießern die Selektion nur dann beginnen, wenn unser Bestand die zahlenmäßig gewünschte Menge erreicht hat. In diesem Fall schießen wir jene Spießer, die kurze, kaum 6–7 cm lange, spitz gefegte Spieße aufweisen (29). Solch jämmerliche Spießer muss man genau ins Auge fassen, da ihre kurzen Geweihspitzen manchmal nur kaum oder zur Hälfte aus dem Haarkranz des Rosenstocks hervorragen. Das Erkennungsmerkmal der unbedingt zu schonenden, fähigen Spießer ist: eine gleichmäßig dicke, also nicht spitz, sondern eher stumpf endende, mehr oder weniger lange (zwischen 15 und 45 cm), an der Spitze dunkle, morschendige Stange (30).



Künftige Kapitalhirsche verraten manchmal bereits jetzt, in ihrem Spießerstadium, ihr besonderes Talent. Träger von ersten Geweihen, die sich oben leicht verdicken, manchmal bereits in einer kleinen Gabel oder in seltenen Fällen in einer kleinen knolligen Krone enden (also die eigentlichen Kronenspießer), sollten wir mit besonderer Sorgfalt schützen; sie sind die vielversprechendsten Hoffnungen ihres Jahrgangs! (31)

c) Das dritte Lebensjahr

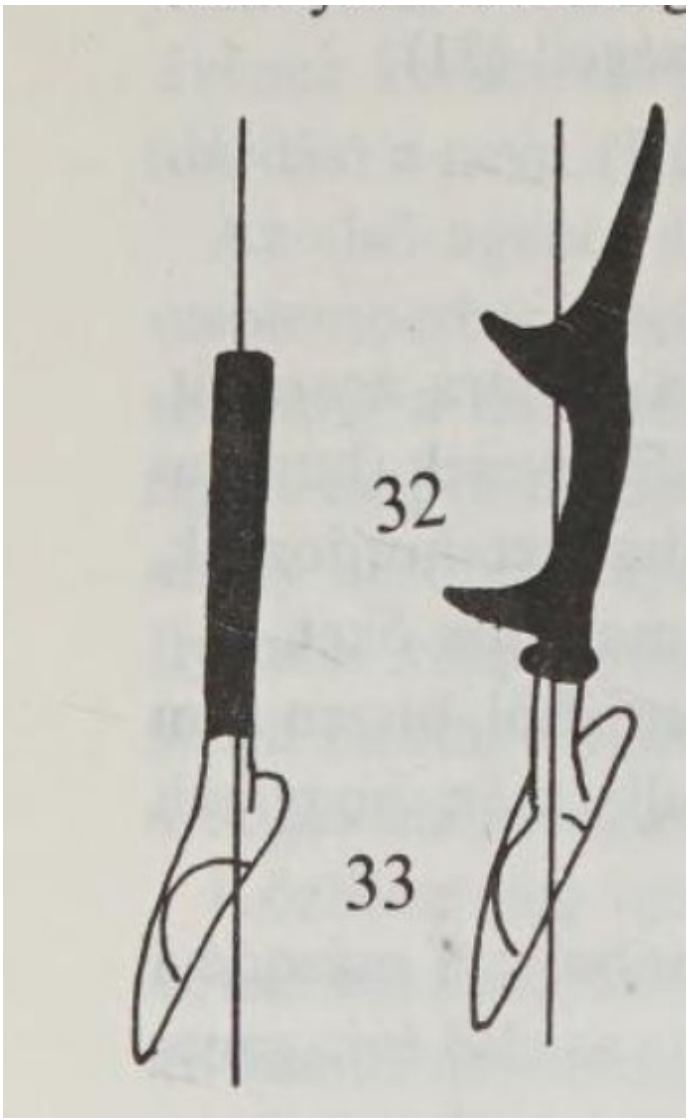
Dieser Jahrgang fegt sein Geweih im Allgemeinen bis Mitte August blank. Zu Beginn der Brunft sind diese Hirsche fast zweieinhalb Jahre alt (achtundzwanzig Monate), und da sie bereits ihren zweiten Kopfschmuck tragen, nennen wir sie Hirsche vom zweiten Geweih – „dreijährige" Hirsche. Auch diese Altersklasse ist aus Sicht der Artverschlechterung noch nicht gefährlich, da sie noch nicht fortpflanzungsfähig ist. Ihr Geweih verrät jedoch meist schon, was wir von ihnen in Zukunft erwarten können. Der grundlegende Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Geweih ist: An der Basis des zweiten Geweihs zeigt sich bereits eine deutliche Rose, während das erste Geweih rosenlos ist! Es kommt öfter vor, dass der Hirsch im zweiten Geweih wiederum nur Spieße trägt. In diesem Fall heißt er jedoch nicht mehr „csapos" (Erstlingsspießer), sondern „nyársas" (Spießer im zweiten Geweih)! Merken wir uns diese Unterscheidung gut, zumal meines Wissens nur die ungarische Jägersprache zwischen dem „Dárdás" im ersten und zweiten Geweih zu unterscheiden vermag. Der Deutsche nennt beide „Spiesser". Auf Ungarisch nennen wir den im ersten Geweih jedoch „csapos" und den im zweiten „nyársas". Im Folgenden werde ich sie so erwähnen.

Nach dem Gesagten gilt also: Der „csapos" ist immer rosenlos, der „nyársas" hingegen hat bereits Rosen. Den „nyársas" (da er sich im zweiten Geweih befindet) ist es ratsam zu schießen; an seine Zukunft können wir nicht viele Hoffnungen knüpfen. Der „nyársas" ist (neben seinem kräftigeren Körper und dickeren Hals im Vergleich zum Erstlingsspießer) an drei Merkmalen erkennbar:

1. Seine Rose ist – aus entsprechender Entfernung – mit Hilfe eines guten Fernglases erkennbar und verrät sein zweijähriges Alter.

2. Ein Hirsch im zweiten Geweih fegt bekanntlich (selbst wenn er nur ein Spießer ist) sein Geweih bereits bis Mitte August, während der Erstlingsspießer erst bis Ende September mit dem Fegen fertig wird. Ein vor der Brunft blank gefegter Spießer ist also sicherlich im zweiten Geweih (also ein „nyársas") und kann daher erlegt werden.

3. Der Spieß des „csapos“ (also im ersten Geweih) liegt – von der Seite betrachtet – immer in einer Linie mit der Achse des Rosenstocks (32) und ist gewissermaßen dessen Fortsetzung. Der Spieß des „nyársas“ (also im zweiten Geweih) weicht hingegen bereits ab und neigt sich etwas zur Seite und nach hinten aus der Richtung der Rosenstockachse (33).

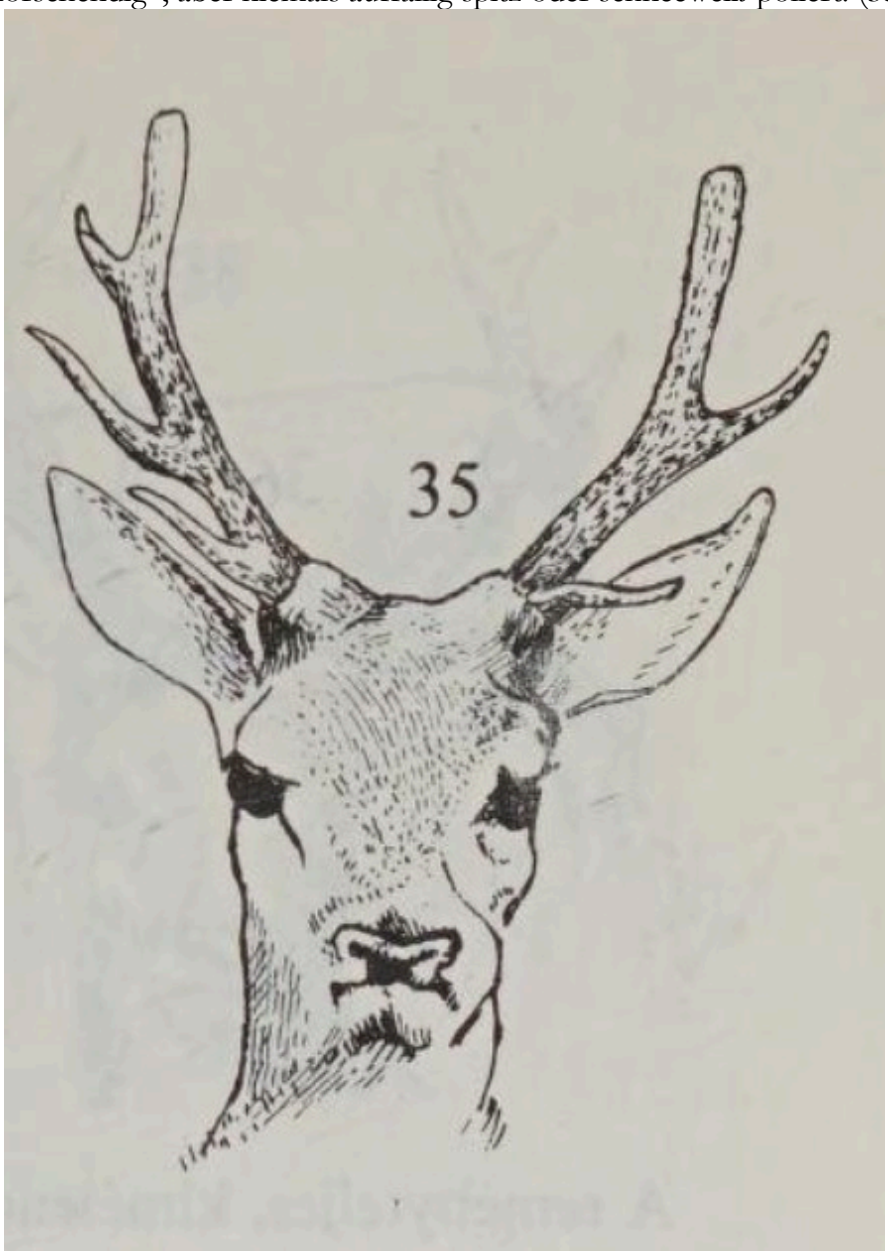


Halten wir zwischendurch erneut fest: Einwandfreie Erstlingsspießer stehen in der ersten Septemberhälfte noch im Bast. Daher kann ein im August bereits blank gefegter „Spiesser“ selektiert werden, da er sicherlich bereits sein zweites Geweih trägt. Umgekehrt kann auch ein im Oktober noch bastiger „Spiesser“ selektiert werden, da er – wie oben erwähnt – eine unregelmäßige Entwicklung aufweist oder spätgeboren ist.

Ich fahre mit den Merkmalen des Geweihs im zweiten Jahr fort. Das zweite Geweih ergänzt den Erstlingsspieß manchmal nur um die zwei Augsprossen. So entsteht das Gabelgeweih. Der „Gabelhirsch“ ist – obwohl dies logischerweise die zweite Stufe der Entwicklung wäre – unter unseren heimischen Hirschen fast eine Seltenheit. Unsere ungarischen Hirsche, die besonders zur Entwicklung von verzweigten Geweihen neigen, überspringen in der Regel die Stufe des Gabelgeweihs und tragen beim zweiten Mal bereits einen sechs-, oft achtund manchmal sogar zehnendigen Kopfschmuck. Das Gabelgeweih (aber nur das mit Augsprossen!) kann also – genau wie der „nyársas“ – getrost selektiert werden! Unter den Geweihen des zweiten Jahres beurteilen wir zudem all jene Sechs-, Achtund im Einzelfall vielleicht Zehnender als Ausschuss, an denen auffallend kurze, spitze, weiß polierte Sprossen zu sehen sind. Achten wir besonders auf

die Entwicklung der Mittelsprosse – der „Königssprosse“. Eine kurze Augsprosse ist in diesem Alter kein Fehler! Aber eine kurze, verkümmerte Mittelsprosse ist bereits eine ernsthafte Unregelmäßigkeit; aus einem solchen Hirsch wird niemals ein Hirsch mit einwandfreiem Geweih! (34)

Die fähigen Träger des zweiten Geweihs, die unbedingt zu schonen sind, zeichnen sich durch ein massives, gleichmäßig dickes, in der Regel dunkles Geweih aus. Ihre Mittelsprosse ist schön entwickelt, oft länger als die Augsprosse; ihre Sprossen sind meist stumpf, „morschendig“, aber niemals auffällig spitz oder schneeweiß poliert! (35)



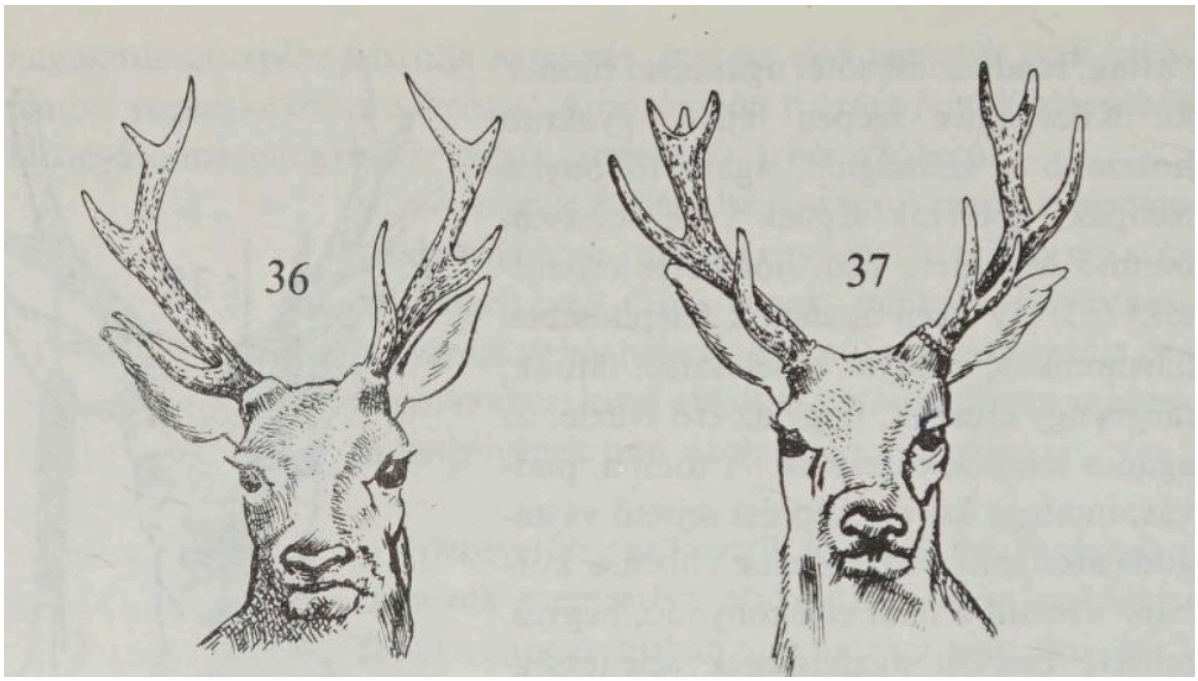
Im Aufbau solcher Geweihe sehen wir eine harmonische, proportionale Kraftverteilung, doch spüren wir, dass die Kraft nach oben, in die Spitze des Geweihs, strebt. Die stumpfen, morschen, gewissermaßen eine Kronenbildung ahnen lassenden Verdickungen sind also in diesem Alter ermutigende Zeichen. Hingegen sind nach oben hin dünner werdende, spitze, weiß polierte Geweihenden Zeichen von Minderwertigkeit und Ungeeignetheit.

Die Mindestanforderung an ein Geweih im zweiten Jahr lautet: Es sollte mindestens ein Sechsender mit einer schön entwickelten Mittelsprosse sein!

d) Das vierte Lebensjahr

Der Hirsch ist nun bis Ende Juli mit dem Fegen fertig. Er ist in sein viertes Lebensjahr eingetreten, trägt sein drittes Geweih und heißt somit Hirsch im dritten Geweih oder „vierjähriger" Hirsch. Die Selektion dieser Tiere müssen wir bereits strenger handhaben, da sie – wenn auch nur vereinzelt – bereits zu den Kühen gelangen. Auf jeden Fall sind sie fortpflanzungsfähig und können somit eventuelle schlechte Eigenschaften – besonders wenn in unserem Bestand zu viele Kühe sind – bereits vererben. Die Hirsche im dritten Geweih haben bereits eine ernstere, reifere Erscheinung; ihr Geweih ist länger und stärker. Bei ihrer Beurteilung sind im Großen und Ganzen dieselben Gesichtspunkte maßgeblich wie bei den vorherigen Hirschen im zweiten Geweih.

Das auffälligste Erkennungsmerkmal der zu selektierenden Hirsche dieser Altersklasse ist: „unten dick, oben dünn". Der Schwerpunkt des Geweihs zeigt sich unten und nicht oben. Wenn es bis zur Mittelsprosse vielleicht noch angemessen ist, wird die Stange darüber schlagartig dünner und verkümmert; die Sprossenenden sind spitz, hart und schneeweiß poliert. Von vorne betrachtet sind die meist in einer Gabel (eventuell in einer kleinen Krone) endenden Gipfelsprossen ungleich lang und scharf leuchtend. (36)

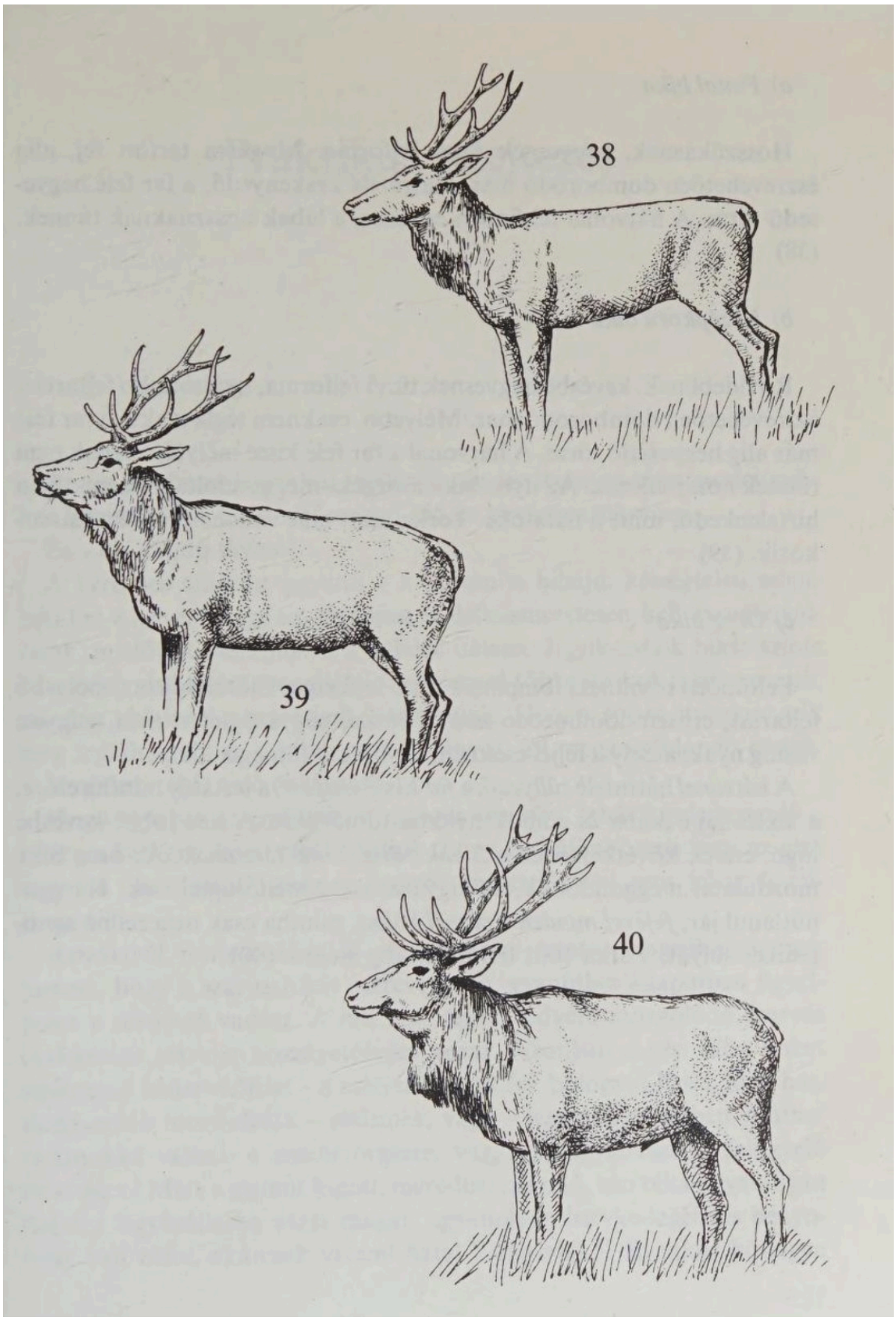


In dem Geweih der hoffnungsvollen, zu schonenden „vierjährigen" Hirsche zeigt sich die Kraft oben; der Schwerpunkt konzentriert sich also nicht unterhalb der Mittelsprosse, sondern darüber, vor allem in der Krone des Geweihs. Von vorne betrachtet ist die Gabel der Gipfelsprossen gleich lang, die Sprossenenden sind immer noch stumpf, dunkel, oft sogar jetzt noch morsch, unreif, in ihrer Entwicklung gewissermaßen unterbrochen. (37) Der fähige Hirsch zeigt in diesem Alter, dass die ihm zur Verfügung stehende Zeit nicht

ausreichte, um sein Talent voll zu entfalten – er „könnte sozusagen mehr, wenn er mehr Zeit gehabt hätte“. Aus den Trägern solcher fast unfertig gebliebenen Geweihe werden – sofern sie auch den übrigen Anforderungen entsprechen – mit der Zeit die wahren Zierden des Bestands, die von uns allen begehrten Kapitalhirsche.

Die Beurteilung des Alters nach dem Körperbau

Bei der Selektion ist es äußerst wichtig, dass wir das ungefähre Alter des Hirsches ungeachtet seines Geweihs, also auch nach seinem Körperbau, bestimmen können. Es kommt nämlich vor, dass ein Hirsch, der nach seinem Geweih zu urteilen einwandfrei, jung und hoffnungsvoll erscheint, in Wirklichkeit ein alter, zur Verbesserung unfähiger Selektionshirsch ist. Einen solchen müssen wir natürlich nicht nach seinem Geweih, sondern nach den sonstigen Anzeichen seines Alters erkennen.



a) Junger Hirsch

Länglich und spitz wirkende Kopfform. Hoch getragenes Haupt, kaum merklich gewölbter Widerrist. Nach hinten schmaler werdender, zum Heck hin spitz zulaufender Rumpf. Die Rückenlinie ist auffallend gerade, die Läufe wirken lang. (38)

b) Mittelalter Hirsch

Kürzer und weniger spitz wirkende Kopfform, gestrecktere Kopfhaltung, merklich gewölbter Widerrist. Tieferer, fast rechteckiger Rumpf, der zum Heck hin kaum noch schmaler wird. Die Rückenlinie senkt sich zum Heck hin leicht, die Läufe wirken nicht mehr so lang. Die Bewegungen eines solchen Hirsches sind bedächtiger, nicht mehr so hastig wie die der Jungen. Unter der Kehle zeigt sich bereits ein gewisser Wams. (39)

c) Alter Hirsch

Auffallend kurz und stumpf wirkende Kopfform. Nach vorne gestreckte, tiefere Kopfhaltung, stark gewölbter Widerrist. Gedrungener, rechteckiger Rumpf, sehr dicker Hals, der mit dem Kopf fast eine einheitliche Masse bildet. Die Rückenlinie fällt nach hinten ab, das Heck ist etwas abgeschlagen; das Körpergewicht scheint sich nach vorne in die breiten Blätter und den bulligen Hals zu verlagern. Der Bauch ist mehr oder weniger hängend, wodurch die Läufe kurz erscheinen. Die Bewegungen des alten Hirsches sind bedacht, vorsichtig und majestätisch. Wenn er arglos zieht, nickt er bei jedem Schritt mit dem Kopf, als wäre ihm das Gewicht seines Geweihs zu schwer. Unter der Kehle hängt auffallend der Wams. (40)

Praktische Selektion

Wie aus dem Gesagten hervorgeht, sind für eine erfolgreiche Hirschselektion neben Sachverstand vor allem Zeit und Geduld erforderlich. Und – ein erstklassiges Fernglas! Den fraglichen Hirsch müssen wir nämlich – mit Ausnahme der grob fehlerhaften, zweifelsfreien Selektionshirsche – sehr gründlich und gewissenhaft prüfen, bevor wir das Todesurteil über ihn aussprechen. Manche Hirsche sind auf den ersten Blick fast unmöglich zu beurteilen; einem solchen müssen wir öfter begegnen und ihn von allen Seiten in Augenschein nehmen. Denn gerade hier unterlaufen am leichtesten Fehler; dies sind die heiklen Fälle, die gut überlegt sein wollen. Ich wiederhole also: Zeit und Fernglas!

Um nur eines zu nennen: Die schmale Rose eines – somit zu selektierenden – Spießers im zweiten Geweih (wir wissen, dass diese ihn vom Erstlingsspießer unterscheidet) ist selbst mit dem besten Fernrohr nicht leicht zu erkennen! Ich halte es für äußerst wichtig, ja für das gute Ergebnis fast unerlässlich, dass der selektierende Jäger den Hirsch unbemerkt und in arglosem Zustand beobachten kann. Der nichts ahnende, sich frei bewegende Hirsch verrät bald sein ungefähres Alter. Doch die eben erwähnten Merkmale des alten Hirsches – das tief getragene Haupt, der nickende Schritt, der hängende Bauch, die bedächtigen Bewegungen – verschwinden oder werden zumindest teilweise unsichtbar, sobald der Hirsch auf Wagengeräusche oder einen Fußjäger aufmerksam wird! Denn der misstrauisch gewordene, starr sichernde alte Hirsch wirft sich in eine ebenso jugendliche Habt-Acht-Stellung und erweckt manchmal einen ebenso kecken, jugendlichen Eindruck wie irgendein junger Flegelhirsch! Dann täuscht er den Jäger leicht, namentlich wenn nicht das Geweih, sondern das junge oder alte Alter des Hirsches über sein Schicksal entscheidet.

Die beste Gelegenheit zur Auswahl bietet sich, wenn wir unsere im Winter zu Rudeln zusammengeschlossenen Hirsche von einem geeigneten Ansitz oder eventuell in der Nähe von Fütterungen in Augenschein nehmen können. Wir können die arglos stehenden oder umherbummelnden Hirsche nach Belieben prüfen, einzeln mustern, Vergleiche anstellen, viele nützliche Erfahrungen sammeln und unsere fehlerhaften, zu selektierenden Hirsche beinahe wie in einem Verzeichnis auf eine „schwarze Liste“ setzen. Nachdem wir uns über die Situation völlig im Klaren sind und endgültig entschieden haben, welche zu entfernen sind, können wir mit schneller Wiederholung manchmal zwei oder drei erlegen,

bevor das Rudel wegzieht. Das ist gewiss keine besonders edle Art, einen Hirsch zu erlegen, aber Selektion ist in erster Linie keine Jagd, sondern Jäten, Veredeln, Reinigung! Und diese sollte gründlich und zweckentsprechend sein.

Die Erfahrung zeigt, dass im besten Fall 50 Prozent unserer jungen Hirsche wirklich fähige, wünschenswerte Individuen sind – also solche, die im Alter fähig sind, ein einwandfrei geformtes, starkstangiges und schön gekröntes „vielendiges Geweih" zu bilden. Viele unter ihnen schaffen nicht einmal die Entwicklung von 10 Enden, und mindestens ebenso viele haben nicht das Talent, eine einfache Dreierkrone zu bilden. Die Veranlagung zu einer vielendigen Krone, also zum Aufbau eines wirklich wünschenswerten Geweihs, ist in verhältnismäßig wenigen Hirschen vorhanden. Ich glaube kaum, dass sie in der Hälfte eines Durchschnittsbestands gegeben ist. Deshalb ist es ratsam, das selektive Jäten vor allem unter den jungen, primär den vierjährigen Hirschen streng zu handhaben, um die aufgeführten schlechten Eigenschaften möglichst schon im Keim zu ersticken und ihre Geweihe zu immer schöneren, dickstangigeren, endenreicheren und mit mehr „Nádler-Punkten" versehenen Trophäen zu verbessern. Es ist natürlich, dass der Begriff des „Selektionshirsches" umso weiter gefasst und einer umso strengeren Beurteilung unterzogen wird, je weiter wir mit dieser veredelnden Selektionsarbeit voranschreiten und je schöner und einwandfreier sich unser Hirschbestand entwickelt. Denn aus einem exzellenten Bestand können wir bereits den Hirsch mit sogenannter „mittelmäßiger Geweihbildung" ausmustern – denselben, den wir in einem schwachen, mangelhaften oder primitiven Bestand als durchaus brauchbaren, zu schonenden Hirsch beurteilen würden.

Der „ewige Zwölfer"

Eine recht häufige Erscheinung. Es handelt sich um jene Hirsche, die es in ihrem Leben nie auf mehr als zwölf Enden bringen. Und meist bleiben nicht nur ihre Enden bei der Zahl 12 stehen, sondern auch ihre Geweihstangen werden kaum dicker; sie tragen Jahr für Jahr denselben durchschnittlichen, mittelmäßigen 12-ender Kopfschmuck. Einen solchen Hirsch können wir – obwohl er nicht im strengen Sinne zu den „Selektionsstücken" gehört – getrost erlegen, da er hinlänglich bewiesen hat, dass er zur Entwicklung eines besseren Geweihs unfähig ist!

Zur Beherzigung

Noch einige Zeilen im Interesse unserer schönen, gut gekrönten Hirsche im besten Alter! Für diese gibt es nur eine Parole, sie werden nur durch ein einziges, ungeschriebenes Jagdgesetz geschützt: Lassen wir sie alt werden! Geben wir ihnen die nötige Zeit, die erforderliche Chance, ihr Talent zu beweisen und voll zu entfalten. Lassen wir uns nicht von einer vielendigen Krone schwindlig machen, greifen wir nicht gleich zum Gewehr, wenn einer unserer Hirsche mit viel Mühe seine vierte oder fünfte Kronensprosse herausgeschoben hat! Nicht die Zahl der Enden ist wichtig, sondern ob der Hirsch reif für die Kugel ist und ob sein Geweih den höchsten Grad seiner Leistungsfähigkeit erreicht hat? Denn wir wissen wohl, dass der zum Kapitalhirsch prädestinierte Hirsch immer erst über zehn Jahren, also im Alter von zehn bis fünfzehn Jahren, den Höhepunkt seiner Geweihbildung erreicht.*

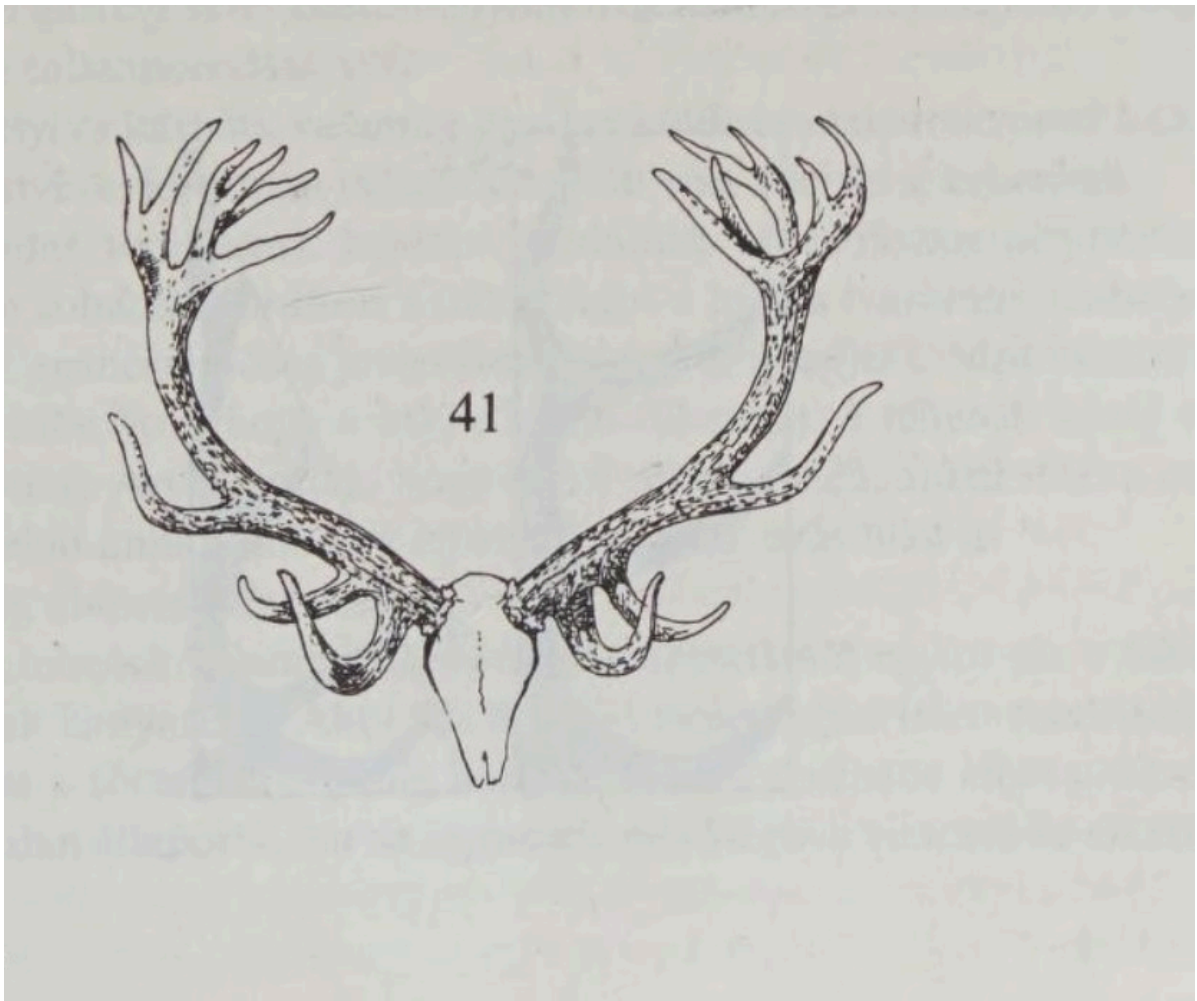
Es ist zwar unbestreitbar, dass die Zahl der Enden oft schon im achten oder neunten Jahr ihr Maximum erreicht und später eventuell abnimmt; aber der langsame Rückgang der Endenzahl findet in der Verdickung der Stangen reichlichen Ersatz! Und gewiss hängen wir uns lieber und stolzer den reifen 14-ender mit 9 kg Gewicht an die Zimmerwand als jenen dünnstangigen, entwicklungsfähigen 18-ender mit „Christbaumkrone"! Ich werde

also nicht müde zu wiederholen: Übereilen wir das Erlegen unserer exzellenten Hirsche nicht!

** In tiefliegenden Gegenden mit mildem Klima früher, im rauen Bergland später.*

So streng und fleißig wir beim Ausjäten unserer Selektionshirsche sind, so nachsichtig, schonend und zögerlich sollten wir gegenüber unseren starken Hirschen mit schönem Geweih sein. Dabei kann es natürlich vorkommen, dass wir bei unserer Sparsamkeit draufzahlen – das heißt, wir warten zu lange. Das stolze Geweih unseres Kapitalhirsches beginnt zurückzusetzen. Doch davor muss man sich – zumindest nach meinen bisherigen Erfahrungen – nicht allzu sehr fürchten! Ich glaube kaum, dass auf hundert zu früh geschossene Hirsche auch nur ein einziger zu spät erlegter kommt!

Der Sinn meiner Ausführungen in einem einzigen kurzen Satz zusammengefasst: Schont das Gute – schießt das Schlechte! Je mehr wir diesen alten Jagdratschlag beherzigen, desto mehr Hoffnung und Recht haben wir darauf, zur „September-Weihnacht" des Hirschjägers auch den einen oder anderen „Belohnungsschuss" abgeben zu können – den einen oder anderen verdienten Kapitalhirsch nach unserem Herzen zur Strecke bringen zu können. Viele solcher Festtage wünsche ich jedem ehrlichen ungarischen Hirschjäger! (41)

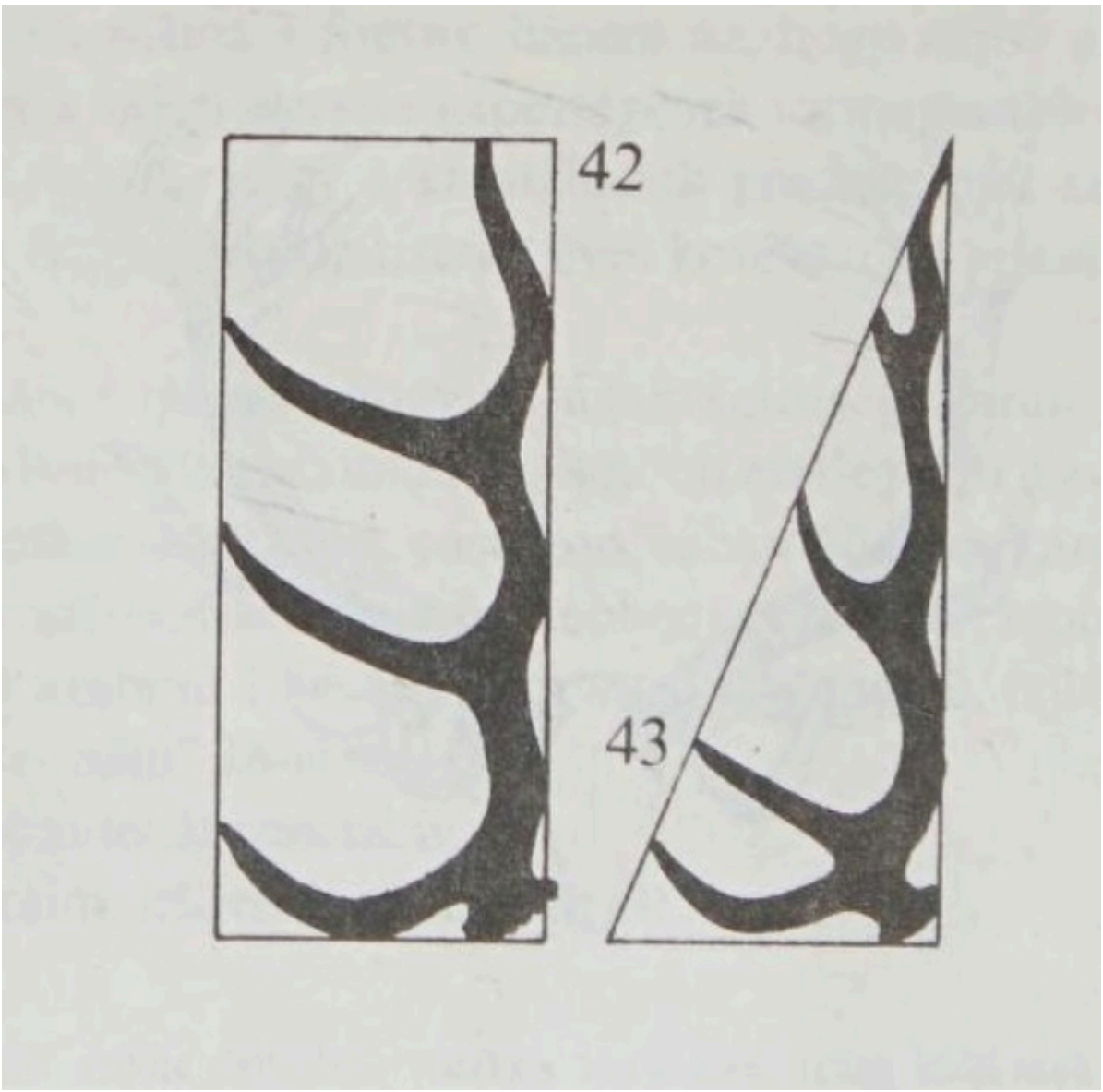


Bildlicher Rat für den selektierenden Jäger:

Wenn wir das Geweih des fraglichen Hirsches von der Seite betrachten, denken wir an Folgendes:

Das Geweih des jungen, hoffnungsvollen, also zu schonenden Hirsches lässt sich in einem Rechteck unterbringen. (42)

Das Geweih des jungen und alten Selektionshirsches findet meistens auch in einem Dreieck Platz! (43)



Die Selektion des Kahlwilds

Ein unverzichtbarer Faktor bei der Verbesserung der Geweihqualität ist auch die Selektion des Kahlwilds – also der Alttiere, Schmaltiere und Kälber. Und zwar aus zweierlei Gründen:

1. Weil die Alttiere am Veredelungsprozess (oder am Niedergang) der Art aktiv beteiligt sind;

2. weil das Geschlechterverhältnis nur durch den Abschuss einer entsprechenden Anzahl von Alttieren, Schmaltieren und Kälbern reguliert werden kann.

Der elementarste und größte Fehler unseres einstigen reichen Hirschbestands war die Übervermehrung des Kahlwilds. Mit Ausnahme von Siebenbürgen und den Karpaten sowie einigen mit besonderem Sachverstand geführten Gebieten gab es fast überall mehr Alttiere als nötig. Ein Großteil der einstigen Besitzer und des Jagdpersonals unserer Rotwildgebiete widmete der Regulierung des richtigen Geschlechterverhältnisses – einem Grundpfeiler der Geweihverbesserung – nie die nötige Sorgfalt. Man könnte sagen, es war ein allgemeiner Fehler, dass von den Hirschen zu viele und von den Alttieren zu wenige

geschossen wurden. Man glaubte, je mehr Alttiere vorhanden seien, desto größer sei der Zuwachs und desto mehr starke Hirsche gäbe es mit der Zeit zum Erlegen. Das ist jedoch ein grundlegender Irrtum. Denn mit der Übervermehrung der Alttiere geht unweigerlich der Rückgang der Hirschgeweihe einher. Wo der Platzhirsch während der Brunft über ein Rudel von 15 bis 30 Alttieren verfügt – und in wie vielen Gebieten jenseits der Donau riss dieser unselige Zustand ein! –, dort ist ein qualitativer Rückgang der Geweihe unvermeidlich! Diese Behauptung begründe ich wie folgt:

a) Zuerst rufe ich die freie Natur als Zeugen an, denn einen besseren Zeugen finde ich selbst unter Menschen nicht. Nehmen wir uns also ein Beispiel an den im Urzustand lebenden Hirschen Siebenbürgens oder der Karpaten. Unter ihnen findet sich gewiss nur selten ein Platzhirsch im September, der über ein sogenanntes „Harem" herrschen würde! In Gesellschaft des schreienden Hirsches im Urwald sehen wir in der Regel nur ein, zwei oder drei Alttiere; ein alter Hirsch mit fünf oder sechs Alttieren ist dort bereits eine wahre Seltenheit. Daraus erhellt, dass das Vorhandensein großer Rudel um den brunftigen Hirsch unnatürlich ist.

b) Da der Urwaldhirsch sich jeweils nur um wenige Alttiere kümmern muss, verfällt er während der Brunft kaum; er verliert nur unwesentlich an Gewicht und geht bei guter Kraft in die Entbehrungen des nahen Winters. Im Gegensatz dazu war der einstige „Bassa" der „zivilisierten" Wälder Transdanubiens mit seinen zwanzig bis fünfundzwanzig Alttieren nach Ablauf der Brunft völlig „fertig". Er hatte dreißig bis vierzig Kilogramm abgenommen. Das Beschlagen so vieler Alttiere, das ständige Wachen über das Rudel, die ununterbrochene Sorge und Eifersucht, das fortwährende Kämpfen beim Fernhalten der Rivalen und das Hin-und Herlaufen beanspruchten ihn so sehr, dass ihm nicht einmal Zeit für die tägliche Nahrungsaufnahme blieb. Wir alle, die wir länger zur Hirschbrunft gingen, wissen, dass der Pansen der transdanubischen Brunfthirsche meist fast leer zu sein pflegte; außer Wasser finden wir darin kaum etwas anderes. Der Karpatenhirsch hingegen sorgt – da er neben seinen sonstigen Verpflichtungen auch Zeit zum Sattwerden findet – gewiss auch im September für seinen Bauch. Den transdanubischen Hirsch mit seinen vielen Alttieren hat die Müdigkeit so erschöpft, das Fasten so geschwächt, dass er gegen Ende der Brunft kaum noch auf den Läufen stehen konnte. Ein gewohnter September-Anblick in den Wäldern des Bakony oder des Vértes war, dass in der Nähe seines weidenden Rudels der erschöpfte, „abgebrunftete" Großhirsch schläfrig dösend im Lager lag und die ringsum herumlungernden jungen Beihirsche gar nicht mehr beachtete, die sich ungestraft und nach Belieben mit den vernachlässigten Alttieren des Großhirsches vergnügen konnten.

Die natürlichen Folgen dieses ungesunden Zustands sind:

a) Der Platzhirsch hat nicht mehr genug Zeit, um vor Einbruch der Kälte seine körperliche Kondition wiederzuerlangen; er geht ohne ausreichende Kraftreserven in den Winter, unter dessen Widrigkeiten er infolge seiner Schwäche so sehr leidet, dass er zur wünschenswerten Verbesserung seines nächsten Geweihs unfähig ist!

b) Da Schmaltiere bekanntlich später brunften als ältere Alttiere, beschlagen die schwachen, halbwüchsigen Hirsche – infolge der Erschöpfung des Platzhirsches – verhältnismäßig viele Schmaltiere.

Es ist wahrscheinlich, dass ein im besten Alter befindlicher Brunfthirsch ein besseres, kräftigeres Kalb zeugen kann als jener Jünglingshirsch, selbst wenn dieser schwache Hirsch ein Nachkomme eines Stammes mit entsprechender Geweihbildung ist. Es steht jedoch außer Zweifel, dass erstgebärende Schmaltiere in der Regel schwache Kälber

setzen, und da sie spät gebrünstet haben, werden ihre schwachen Kälber zu gegebener Zeit auch später als nötig geboren.

Wenn nun die spätgeborenen Kälber dieser Schmaltiere zudem noch Nachkommen von Jünglingshirschen sind, ist es natürlich, dass solche mangelhaften Kälber dem Bestand in keiner Weise zum Vorteil gereichen können. Ein solches spätes, schwaches Kalb kann seinen zeitlichen Rückstand nie mehr aufholen; es kommt mit allem zu spät. Ein kümmerlicher Selektionshirsch wird später aus ihm, oder falls es zufällig ein Schmaltier ist, wird es Ende September ebenfalls verspätet brunften und wiederum nur ein spätes, ungeeignetes Kalb setzen.

Wie wir sehen, bildet sich auf diese Weise eine endlose Kette unerwünschter, artverschlechternder Individuen, die den Verzug ihrer Vorfahren nie wieder einholen können.

Dort jedoch, wo das Geschlechterverhältnis stimmt, wo also auf einen im besten Alter stehenden Brunfthirsch nicht mehr als zwei bis drei Alttiere kommen, gelangen die zur Arterhaltung noch ungeeigneten jungen Hirsche gar nicht erst zum Beschlag, da der Großhirsch seinen Anspruch ihnen gegenüber durchweg zu verteidigen vermag. Es ist nach alledem klar, dass bei einem korrekten Geschlechterverhältnis seltener kümmerliche Kälber geboren werden.

Nicht nur deshalb ist ein falsches Geschlechterverhältnis schädlich.

Wir sagten soeben, dass der Bakonyer Hirsch mit seinen vielen Alttieren kaum in der Lage war, sein eigenes Harem zu versorgen, an das Aufsuchen weiterer Alttiere also gar nicht denken konnte.

Im Gegensatz dazu verlässt der Urwald-oder Karpatenhirsch, sobald er seine zwei bis drei Alttiere im Gefolge beschlagen hat, diese und macht sich auf die Suche nach neuen Abenteuern. Er durchstreift dabei weite Wege und wandert bis in das dritte oder vierte Revier. Deshalb hörten wir in den Karpaten oft, dass der bekannte Großhirsch eines Gebiets dreißig bis vierzig Kilometer weiter beim fernen Nachbarn zur Strecke gebracht wurde.

Solch ein Wandern der starken Hirsche hat unter dem Gesichtspunkt der Arterhaltung einen hohen Wert. Denn so vollziehen sie die beste, natürlichste Blutauffrischung!

Die erschöpften Hirsche mit ihren vielen Alttieren hingegen hatten kaum Gelegenheit zu dieser wichtigen Aufgabe der Blutauffrischung; sie wirkten – im Gegenteil – ortsgebunden, betrieben ständige Inzucht und brünsteten mit ihrem eigenen Nachwuchs, dessen natürliche Folge der körperliche Rückgang des Bestands und der Verfall der Geweihqualität ist.

Die Erfahrung zeigt, und die Natur lehrt es ebenfalls, dass unter Hirschen das richtige Geschlechterverhältnis 1:1 ist. Das heißt, dass in unserem Bestand möglichst ebenso viele Hirsche wie Alttiere vorhanden sein sollten. Die Kälber lassen wir bei der Berechnung außer Acht, da jährlich etwa die gleiche Anzahl von Hirsch-und Wildkälbern geboren wird. Aus der gleichen Geschlechterverteilung der geborenen Kälber geht hervor, dass das von der Natur vorgesehene richtige Geschlechterverhältnis 1:1 ist.

Falls wir zufällig etwas mehr Hirsche als Alttiere haben, ist das kein Schaden, ja unter dem Aspekt der Geweihbildung sogar nützlich. Einst entfielen in manchen unserer gut geführten Gebiete eineinhalb oder gar zwei Hirsche auf ein Alttier. Ein solcher Bestand bietet eine erhöhte Gewähr dafür, dass nur der dazu berufene Hirsch in der vollen Kraft

seiner Jahre zum Beschlag gelangt; die Brunfthirsche eines solchen Bestands überstehen die Brunftzeit in guter Kondition ohne besondere Überanstrengung, wintern fett aus und verfügen infolgedessen über entsprechende Reservestoffe für die viel Nährkraft beanspruchende Arbeit der Geweihbildung.

Kurz: Sie schieben ein entsprechendes Geweih.

Wenn ich schon so sehr für eine entsprechende Reduzierung des Altwildbestands eintrete, zeige ich auch ein paar Nachteile auf. Wenn wir ebenso viele Hirsche wie Alttiere haben, besonders aber, wenn die Hirsche etwas zahlreicher sind als die Alttiere, pflegt die Brunft leidenschaftlicher und kämpferischer zu verlaufen. Die Hirsche forkeln sich häufiger oder töten sich gar des Öfteren gegenseitig. Auf solche Verluste muss man also gefasst sein. Auch die Jagd gestaltet sich dann schwieriger, da die Hirsche oft ihre Brunftplätze wechseln, hin-und herwandern und neue Alttiere suchen.

Die Einstellung eines 1:1 Geschlechterverhältnisses hat natürlich nur dann einen ernsten, nützlich fruchtenden Sinn, wenn dies einheitlich, allgemein und gemeinsam geschieht! Denn es nützt nichts, wenn ich meinen Altwildbestand in den mir anvertrauten Gebieten reduziere, falls meine Nachbarn und deren Nachbarn nicht nach einem gemeinsamen Programm mit mir arbeiten! Es besteht kein Zweifel, dass die Hirsche des mir anvertrauten Gebiets, nachdem sie ihre wenigen heimischen Alttiere versorgt haben, sich auf den Weg machen und – nach Art der oben erwähnten Karpatenhirsche – in den Wald des dritten Nachbarn zur Brautschau wandern würden, um dort vor den Lauf zu kommen!

Ich könnte also nur dann im Recht sein, wenn ich eine ebensolche Einwanderung, einen ebensolchen Nachschub vonseiten der Nachbarn erwarten dürfte! Dies wiederum könnte ich nur erwarten, wenn auch sie in gleicher Weise nach einer gemeinsamen Vorstellung ihre Alttiere reduzieren würden!

Wie selektieren wir das Kahlwild?

I. Selektion der Kälber

Da ich hierüber bereits im Zusammenhang mit der Hirschselektion berichtet habe, ist es unnötig, dies erneut im Detail auszuführen. Diesmal wiederhole ich nur, dass wir uns bemühen sollten, möglichst Wildkälber zu erlegen. Ein Hirschkalb sollten wir nur dann anrühren, wenn es einen auffallend schwachen Körper und struppiges Haar hat.

Ich erwähnte, dass das Hirschkalb schwer vom Wildkalb zu unterscheiden ist. Neben den bereits aufgeführten Merkmalen empfehle ich noch eines: Wenn wir zwischen den Hinterläufen des Hirschkalbs hindurchsehen, erblicken wir einen auffallend dunklen Fleck an der Unterseite des Bauches; dieser Fleck ist die Spur des am Bauch getrockneten Urins. Natürlich ist dies nur mit dem Fernglas und auch dann nur in gebückter Haltung oder auf der Erde sitzend erkennbar.

II. Selektion der Schmaltiere

Die zur Bestandsregulierung notwendige Reduzierung sollte vor allem unter den Schmaltieren erfolgen!

Das künftige Kalb eines Schmaltiers ist – wie erwähnt – ohnehin meist schwach und spätgeboren. Durch das Erlegen des tragenden Schmaltiers werden wir zugleich sein im Jahr zu gebärendes, wahrscheinlich minderwertiges Kalb los.

Wir haben festgestellt, dass wir zur Einhaltung des richtigen (1:1) Geschlechterverhältnisses eine gewisse Anzahl an Kahlwild schießen müssen. Je mehr Schmaltiere darunter sind, desto mehr ältere Alttiere können wir schonen!

Dabei ist ein lebensfähiges, tüchtiges Kalb, eines, aus dem mit der Zeit ein starkes Muttertier oder ein Hirsch mit großem Geweih wird, nur von einem volljährigen Alttier zu erwarten – nicht vom Schmaltier!

Schmaltiere sind während der Winterselektion leicht zu erkennen; sie sind auffallend niedriger und schlanker als die in ihrer Gesellschaft befindlichen Alttiere.

Eine altbekannte Erscheinung unserer Winterwälder ist die dreigliedrige Familiengesellschaft: Alttier, Schmaltier, Kalb. Solche kleinen Einheiten, die bekanntlich aus einem älteren Alttier sowie dessen diesjährigem und letztjährigem Nachwuchs bestehen, schließen sich in der Regel nicht den größeren Kahlwildrudeln an; sie führen ein häusliches Eigenleben, streunen nicht umher und halten sich Tag für Tag im selben Waldteil auf. Das Schmaltier einer solchen Dreiergruppe sollten wir möglichst schonen, da zu hoffen ist, dass aus ihm später ebenfalls eine solche für sich ziehende Muster-Mutter wird, der die eigene Familie wichtiger ist als die Vorteile des Herdenlebens.

Solche standorttreuen, Jahr für Jahr zu zweit oder zu dritt ziehenden alten Alttiere sind besondere Werte unseres Bestands! Es sind dies zuverlässige Stammtiere, sie ziehen jährlich ein schönes, starkes Kalb auf, führen ein solides Leben und streunen nicht in die Welt hinaus, wie es die zu Winterrudeln zusammengeschlossenen Alttiergesellschaften zu tun pflegen.

Unsere zu erlegenden Schmaltiere sollten wir also möglichst aus den großen Rudeln auswählen; die dreigliedrige Familiengemeinschaft sollten wir nicht durch das Erlegen des Schmaltiers zerstören!

III. Selektion der Alttiere

Schießen wir von den alten Alttieren nur so viele, wie zur Aufrechterhaltung des richtigen Geschlechterverhältnisses unbedingt notwendig ist!

Schont die starken, großen Alttiere! Und vor allem – schont das Leittier!

Ein Leittier an der Spitze des Rudels zu erlegen, damit dadurch die Ordnung zusammenbricht und in der momentanen Verwirrung Gelegenheit zu weiteren Schüssen entsteht, ist ein niederträchtiges, gemeines Verfahren. Wer so etwas begeht, den kann man zwar einen Schinder, jedoch niemals einen Jäger nennen.

a) Erlegen wir das auffallend schwache Alttier, und zwar möglichst zusammen mit seinem Kalb. In einem solchen Fall nehmen wir natürlich zuerst das Kalb ins Visier und erst danach das Alttier. Riskieren wir niemals die Grausamkeit, dass nach dem Erlegen des Muttertiers sein Kalb als Waise entkommen kann! Kein Rudel ist bereit, ein verwaistes Kalb aufzunehmen! Man vertreibt es, jagt es und verurteilt es zu einsamem Umherirren. Ein solches ausgestoßenes Kalb verfällt binnen kurzem, sein Haar wird zottig, fahl und nimmt eine kränkliche Farbe an. Nun erst recht verabscheuen es die anderen. Ein mutterloses Kalb verurteilt die unbarmherzige Natur zu einem langsamen, aber sicheren Untergang. Aus solch einer Waise kann, selbst wenn es den Winter irgendwie überstehen sollte, niemals ein zur Zucht geeignetes Individuum werden. Ein allein umherirrendes Kalb sollten wir ohne Nachdenken erlegen.

b) Erlegen wir unbedingt jedes krank (oder eventuell verletzt) erscheinende Alttier. Ein solches erkennt man meist ebenfalls an seinem struppigen, glanzlosen Haar. Ein krankes Tier hat ohnehin keine Ruhe unter den anderen. Dies können wir besonders an den Winterfütterungen beobachten. Wiederholt habe ich erfahren, wie herzlos und grob die Gesunden mit einem kränkelnden, kränklich aussehenden Stück Wild umgehen: Sie stoßen es, bedrängen es, aber anscheinend nicht, um es von den Futterstellen zu vertreiben, sie neiden ihm also nicht das Futter! Offensichtlich ist dies der Selbsterhaltungstrieb des Rotwildrudels, der einfach keine Gebrechen in seinen Reihen duldet, ihm den Schutz der Gemeinschaft verweigert, es den vielfältigen Gefahren der Einsamkeit ausliefert und es instinktiv aus der Gesellschaft der Vollwertigen ausschließt. Unserem menschlichen Auge erscheint dieses ewige Gesetz der Natur grausam, das im Grunde genommen nur dem großen Gedanken der gesunden Arterhaltung, dem gemeinsamen Ziel dient. Es ist wahrlich interessant zu beobachten, wie der bloße Anblick eines kranken, verletzten oder in irgendeiner Weise beeinträchtigten Tieres die gesunden, lebensfähigen Gefährten zu plötzlichem Zorn und instinktiver Abwehr reizt. Es scheint, dass das kranke Tier manchmal gar nicht erst auf die ihm zugedachte Ausstoßung wartet; es zieht sich aus eigenem Antrieb zurück und begibt sich in ein freiwillig gewähltes Exil. In Wildparken ist oft zu beobachten, dass ein während der Brunft geforkelter, schwer verletzter Hirsch monatelang unsichtbar ist, auch an den Fütterungen nicht erscheint, in seinem dichten Versteck allein mit seinem Leid ringt und sich erst im Falle einer vollständigen Genesung wieder zeigt, wenn er sich wieder für würdig hält, ein Mitglied der Gemeinschaft zu sein. Aus dem Gesagten folgt von selbst, dass wir kränkelnde, elende Alttiere selektieren sollten.

c) Prinzipiell sind auch die gelten (unfruchtbaren) Alttiere zu erlegen, da sie für die Vermehrung nunmehr ungeeignet sind. Bei diesen müssen wir jedoch sehr vorsichtig sein, da ihre sichere Erkennung sehr schwierig ist. Wie oft kommt es trotz größter Vorsicht vor, dass wir das als gelt beurteilte Alttier erlegen und erst beim Herantreten die aus dem Gesäuge sickernde Milch bemerken. Sein Kalb muss also nur hinter ihm zurückgeblieben sein oder könnte verendet sein. Falls wir in einem solchen Fall erst nach dem Knall des Schusses, also zu spät, das Kalb neben dem für gelt gehaltenen Alttier bemerken, sollten wir eilen, auch dieses zu erlegen, damit dem verwaisten Kalb nicht ein qualvoller Untergang als Los zuteilwird!

Die Erkennungsmerkmale eines überalteten, gelten Alttiers:

Auffallend dünner Hals, hängender Bauch, eingefallene Flanken, mattfarbenes, fahles Haar. Gelte Alttiere folgen meist am Ende des ziehenden Alttierrudels. Es sind dies alte, vielgeprüfte, erfahrene „Csoroszlyák“ (alte Zicken), und genau wie die alten Herren im winterlichen Hirschrudel trotten auch sie am liebsten hinten nach und wählen den sichersten Platz.

Ich wiederhole, dass das Auswählen gelter Alttiere eine schwierige, mühsame und unsichere Arbeit ist, die mit vielen Irrtümern und ärgerlichen Enttäuschungen verbunden ist. Infolgedessen sollten wir uns bei der Reduzierung des Kahlwilds eher auf das Erlegen von Wildkälbern, in Rudeln ziehenden Schmaltieren und auffallend elenden, kränklich erscheinenden Alttieren beschränken. Die übrigen sollten wir nur anrühren, wenn das Geschlechterverhältnis dies unbedingt erfordert. Lieber sollen ein paar alte, grauköpfige gelte Alttiere übrig bleiben, als dass sich nach dem Schuss herausstellt, dass es doch nicht gelt, sondern ein wertvolles Muttertier mit prallem Gesäuge war.

Das Leittier

Meiner Meinung nach nimmt es eine so wichtige und interessante Vertrauensstellung unter dem Rotwild ein, dass es ein eigenes Kapitel verdient. Wir alle wissen, dass an der Spitze eines Rotwildrudels – mit Ausnahme des für die Winterzeit zusammengeschlossenen Hirschrudels – immer ein älteres Alttier, das sogenannte „Leittier", geht. Die Mitglieder des Rudels folgen blind der von ihm vorgegebenen Richtung und ziehen mit absolutem Vertrauen in seiner Fährte.

Jüngste Forschungen haben zweifelsfrei festgestellt, dass das Leittier ausnahmslos ein führendes Alttier ist! Also niemals gelt! Da es mir bisher nicht gelang, das Gegenteil zu beweisen, bin ich gezwungen, dies als tatsächliche Wahrheit anzunehmen. Meine Meinung wird noch mehr bestärkt durch eine interessante Erfahrung eines Freundes von mir, der versuchsweise das Kalb des Leittiers erlegte. Am nächsten Tag zeigte sich an der Spitze desselben Rudels ein neues – aber führendes! – Leittier!

Daraus ergibt sich die Lehre, dass offensichtlich die Tatsache der Mutterschaft, die damit verbundene Aufmerksamkeit und Sorgfalt dafür bürgen, dass die Verpflichtungen der führenden Rolle lückenlos eingehalten werden! Dies ist ein äußerst interessantes Symptom der sozialen Psychologie der Tierwelt.

Von selbst taucht die Frage auf: Wie entsteht das Privileg des Leittiers? Übernimmt es die Hauptrolle aus eigenem Antrieb oder wird es von den anderen dazu ermutigt? Oder ist es etwa ein Spiel des Zufalls?

Ich für meinen Teil stelle mir vor, dass das Leittier gewiss aus dem erfahrensten, selbstständigsten, am wenigsten vom „Herdeninstinkt" besessenen, individuellsten Alttier hervorgeht. Dass es die Führung vielleicht mit Gewalt oder durch Kampf an sich reißen würde, wie etwa die Brunfthirsche die Herrschaft über das Alttierrudel, davon oder von etwas Ähnlichem haben wir nie gehört. Ich glaube also, dass in dem sich zusammenschließenden Rudel jenes Alttier zum Leittier wird, das sich seiner Sache am sichersten ist, das am wenigsten bereit ist, sich den anderen unterzuordnen, das am schnellsten und selbstständigsten entscheiden kann! Dieses läuft einfach seines Weges, und die anderen folgen dem Führer freiwillig, im Gefühl ihrer Unterordnung, auf Eingebung ihres Herdeninstinkts und im Bewusstsein sicheren Schutzes.

Sehr im Irrtum ist derjenige, der behauptet, das Leittier würde in seinem Rudel irgendeine Disziplin oder eine ähnliche Ordnung halten. Im Gegenteil, ich behaupte entschieden, dass das Leittier sich überhaupt nicht um die anderen kümmert, im Falle einer Gefahr auch nicht an das Rudel denkt; seine einzige Sorge gilt dem eigenen Kalb, seine Führerqualität wird also rein durch das elementare Gefühl der Mutterschaft dirigiert.

Wenn wir das friedlich weidende Leittier eines Rudels beobachten, haben wir den Eindruck, als würde es nur für sich allein mit seinem Kalb ziehen, als würde es die übrigen Mitglieder des Rudels nur wohl oder übel hinter sich dulden. Gleichmütig und uninteressiert nimmt es zur Kenntnis, dass die anderen folgen.

Wir alle konnten es erleben, wenn wir uns beispielsweise an ein vor uns weidendes Alttierrudel heranschlichen und ein Mitglied der Gesellschaft unseren Wind oder Geruch vernahm: Wie erfolgt die Flucht des Rudels? Das sichernde Alttier – nicht das Leittier, sondern eines der weiter hinten ziehenden – wirft das Haupt auf. Starr sichert es in unsere Richtung, dehnt den Träger, die Haare seines „Spiegels" sträuben sich... Dann macht es kehrt und trollt sich mit steifen, polternden Schritten ein Stück davon, aber es kommt ihm nicht in den Sinn, die Führung zu übernehmen, seine Gefährten zur Flucht aufzufordern oder sich an ihre Spitze zu stellen!

Nun sind auch die anderen aufmerksam geworden, lauter große Lauscher recken sich uns entgegen, das ganze Rudel ist eine einzige Argwohn. Die Unruhe des Alttiers, das zuerst Wind bekommen hat, hat sich auf die anderen übertragen, natürlich auch auf das Leittier. Auch dieses sichert starr, rührt sich aber vorerst nicht. Steinern stehen sie alle da, keines entschließt sich zur Flucht, keines ergreift die Initiative...

Bis das Leittier plötzlich herumwirft und, da es es nun für gut befindet, sein Kalb in die Sicherheit des Waldes zu retten, die Flucht ergreift. Und die anderen, alle Mitglieder des Rudels, folgen sogleich auf der Fährte. Ausgenommen plötzliche, panikartige Überraschungen, gibt immer das Leittier das Zeichen zur Flucht.

Aus all dem erhellt, dass das Leittier in der Tat eine gegenüber den anderen herausragende, ich möchte sagen, von den anderen anerkannte „Persönlichkeit" ist, in deren Fährte zu ziehen und auf deren Geschicklichkeit zu vertrauen – obwohl die „Persönlichkeit" von all dem keine Notiz zu nehmen bereit ist – Sicherheit bietet, also mit Hirschverstand gedacht, ein vernünftiges Vorgehen ist.

Das Leittier ist zudem nicht nur ein mit herausragendem Talent gesegnetes Alttier, sondern in der Regel auch mit einem schönen, starken Kalb gesegnet. Ein wahres Mustertier! Ich hoffe, dass wir ihm nach alledem einstimmig ständige Schonung zusprechen können!

Der Lebensraum

In laborartiger Fachsprache nennt man ihn „Zuchtgebiet", mit deutsch anmutender Übersetzung wird er auch „Lebensraum" genannt. Er dient dazu festzulegen, wie viel Fläche das betreffende Wild benötigt, um gesund gedeihen und wünschenswerte, starke Geweihe schieben zu können. Zu diesem Zweck teilen wir die Jochzahl der zur Verfügung wehenden Fläche durch die geschätzte Anzahl des darin lebenden Wildbestandes. Das Ergebnis zeigt, wie viele Joch im Durchschnitt auf ein Stück Wild entfallen. Dies ist das „Zuchtgebiet" oder der Lebensraum.

Die angemessene Größe des Lebensraums wird durch die individuelle Qualität des jeweiligen Jagdgebiets bestimmt. Diese Frage hängt in erster Linie von den Ernährungsmöglichkeiten des Wildes ab. Viel hängt auch vom Klima ab, von der geografischen Lage des Gebiets, der Wanderneigung der dortigen Hirsche, ihrer Platzierung während der Brunft, der Schwere der örtlichen Wildschäden und noch zahlreichen weiteren Umständen.

Im Allgemeinen können wir dennoch sagen, dass in unseren heimischen Wäldern ein Raum von etwa 60–80 Joch das ist, was der Rotwildbestand pro Stück benötigt, um frei, gesund und erfolgreich gedeihen zu können und ohne künstliche Mast die in dem betreffenden Gebiet bestmögliche Geweihbildung zu erreichen. Dies bedeutet mit anderen Worten, dass etwa 6–8 Tausend Joch zusammenhängendes Rotwildgebiet erforderlich sind, damit darin 100 Stück Rotwild – Hirsche, Alttiere und Schmaltiere eingerechnet – bequem und ungehindert leben können. (Den jährlichen Kälberzuwachs können wir aus der Rechnung weglassen.)

In den Urwäldern der Karpaten, wo bekanntlich ohne jeglichen menschlichen Eingriff und Hilfe, mangels künstlicher Fütterung, die exzellentesten Kapitalgeweihe wuchsen, entfielen 200–300 Joch, ja im Einzelfall sogar noch mehr Fläche auf ein Stück Rotwild. Allgemein ist die Erfahrung: Je größer der Lebensraum, je dünner also der Bestand, desto besser sind die Geweihe!

Dies kann ich mit unzähligen Beispielen beweisen. In unserem einstigen Komitat Maros-Torda, in den Urwäldern des Maros-Tals, siedelte sich das Rotwild im Grunde erst nach dem Ersten Weltkrieg an. Anfangs gab es dort wenig Rotwild. 400–500 Joch entfielen auf ein Stück. Und dennoch fielen genau damals, in den 10–15 Jahren nach dem Ersten Weltkrieg, dort die Hirsche mit den exzellentesten Geweihen! Danach vermehrte sich der Bestand stetig, und in dem Maße, wie er sich vermehrte, wurden die Kapitalhirsche seltener. In den letzten 5–6 Jahren, also zwischen 1938 und 1943, fiel im Maros-Tal kaum noch ein Goldmedaillen-Hirsch, obwohl der ursprüngliche Bestand etwa auf das Drei-bis Vierfache angewachsen war und somit Gelegenheit zur Auswahl bestanden hätte.

Ein noch viel auffallenderes Beispiel zeigen die Hirsche des transdanubischen Vértes-Gebirges. Vor dem Ersten Weltkrieg gab es im Vértes so viel Rotwild, dass man – in dichterischer Übertreibung – „den Wald vor lauter Wild kaum sah". Zur Brunftzeit reichte ein gewaltiges Alttierrudel an das andere, in jedem Dickicht schrie ein neuer Platzhirsch; der pirschende Jäger wusste gar nicht, welchem er folgen sollte; aber unter den Unmengen an Hirschen fand sich gewiss nicht einmal zur Probe ein passender. Jämmerliche „Großhirsche" mit 3–4 kg schweren Geweihen trieben ihre Harems von 25–30 Stück hin und her.

Es kam der Weltkrieg, und ihm folgte die Unordnung, das zügellose Schießen, die Wildausrottung mit dem Maschinengewehr. Drei Viertel des gewaltigen Wildbestands gingen zugrunde. Danach beruhigte sich die Welt, und auch in die Wälder kehrte Ruhe ein. Das geringe Maß an überlebtem Wild kam hervor, hatte nun reichlich Lebensraum, zerstreute sich also und platzierte sich bequem. Nach Ablauf von 10–15 Jahren nach dem Ersten Weltkrieg schickten die Jäger der Vértes-Wälder solche Geweihe zur Pester Ausstellung, dass wir kaum aus dem Staunen herauskamen. Geweihe von einer Qualität, wie sie der Vértes noch nie oder zumindest in den letzten 60–70 Jahren nicht hervorgebracht hatte.

Wissenschaftlich bewiesen ist die Tatsache, dass nach einer plötzlichen Reduzierung des Bestands das durchschnittliche Körpergewicht des verbliebenen Rotwilds immer zuzunehmen beginnt, dessen natürliche Folge ist, dass sich auch die Qualität ihres Geweihs verbessert. Demgegenüber ist das unausbleibliche Ergebnis einer gewissen Übervermehrung des Bestands: die Abnahme des durchschnittlichen Körpergewichts und zugleich der Geweihqualität.

Aufgrund des oben Gesagten behaupte ich, dass unser gegenwärtig schmerzlich geschrumpfter, verbliebener kleiner Rotwildbestand – vorausgesetzt, es gelingt uns, ihn in seinem heutigen zahlenmäßigen Zustand zu bewahren und fachgerecht zu vermehren – in den kommenden Jahren angenehme Überraschungen bringen kann. Im Verhältnis zur Anzahl der zu erlegenden Hirsche müssten in Zukunft mehr Kapitalhirsche fallen als in der Vergangenheit aus dem damals noch unberührten, zahlreichen Bestand fielen. Für einen ordentlichen Jäger ist nicht die Menge wichtig, sondern die Qualität. In verstärktem Maße gilt dieses Gesetz für das Hochwild, primär aber für den Hirschstier.

Streben wir also alle, in deren Obhut stehenden Gebieten heute noch Rotwild zieht, danach, diesen bescheidenen Rest unseres einstigen Bestands – der, wenn er die Gelegenheit dazu erhielte, in den kommenden zehn Jahren seine exzellentesten Geweihe ausbauen würde – auf jede uns mögliche Weise zu hätscheln, zu schützen und zu pflegen. Es liegt an uns, den ungarischen Hirschjägern, ob in diesem Land noch Zehn-Kilogramm-Geweihe wachsen werden. Tragen wir also Sorge für den geretteten Rest. Und wenn wir nach reiflicher Überlegung festgestellt haben, dass sich doch hier und da ein oder zwei artverschlechternde, im Interesse der Zukunft zu selektierende Tiere finden, so

gönnen wir ihnen die Kugel. Aber hüten wir uns strengstens davor, aus dem heutigen Bestand auch nur ein einziges...

...wertvolles, zur Vermehrung geeignetes, entwicklungsfähiges Wild abzuschießen. Denn dies war schon in der vergangenen Welt ein schwerer Fehler. Heutzutage aber ist es – eine Todsünde.

Zum Abschluss

Ich komme erneut auf die wichtigste Frage zurück, die ich im Vorangegangenen zwar schon kurz angerührt, deren detaillierte Ausführung ich jedoch bis zum Ende meiner Arbeit aufgeschoben habe. Die fachgerechte Selektion kann nur dann ein ernsthaftes, landesweit spürbares Ergebnis haben, wenn sie von den Verwaltern sämtlicher Reviere nach einem gemeinsamen Programm, sozusagen Schulter an Schulter, durchgeführt wird. Punktuelle, isolierte Selektion ist vergebliche Mühe; damit verbessern wir nicht viel, sondern veranlassen unseren eventuell noch vorhandenen kleinen Bestand möglicherweise sogar zum Abwandern.

Selektieren wir also alle über denselben Leisten, nach denselben Prinzipien! Für die Durchführung dieses schönen Plans gab es nie eine geeignetere Gelegenheit als die heutige, da sich unsere Wälder in einer gemeinsamen Hand, in der Hand des Staates, befinden!

Die einstigen, vielerorts übervermehrten Altwildbestände – zu deren vernünftiger Reduzierung sich die meisten der ehemaligen Besitzer nur schwer entschließen konnten – hat der Krieg hinweggerafft. Es ist wahr, dass er leider mehr, viel mehr als nötig hinweggerafft hat! Ein wenig, den dünnen Keim unseres alten Bestands, hat er jedoch übrig gelassen!

Und damit aus diesem Keim wieder ein gutes – wenn auch zahlenmäßig nicht so großes, so doch qualitativ noch besseres als das alte – Hirschgeschlecht herangezogen wird, damit wir unseren Bestand mit den beschriebenen Methoden erneut zur Blüte bringen, ist die Zeit und die Möglichkeit dazu jetzt gekommen.

Unter Berufung auf den alten Weltruf des ungarischen Hirsches bitte ich daher die zuständigen Stellen, die heikle Arbeit der Selektion auf Basis der skizzierten Vorstellungen per Verordnung einheitlich zu regeln und durch Experten ausführen zu lassen. Das Ergebnis aber ist streng zu kontrollieren!

Es sollte zur Pflicht jeder Pächtergemeinschaft eines Hochwildreviers gemacht werden, allen voran den Verwaltern der Staatsreservate, die Geweihe der selektierten Hirsche vorzuzeigen und dem Urteil von Experten vorzulegen! Wer seine Sache richtig gemacht hat, soll eine Belohnung erhalten; wer sich geirrt hat, einen Tadel. Und wenn sich sein Irrtum wiederholt, entziehe man ihm das Recht zur Selektion!

So können wir den Weltruf des ungarischen Hirsches retten!

Die Hirschfährte

Allgemeine Informationen

Alle unsere Schalenwildarten und einige unserer Raubwildarten nutzen im Allgemeinen drei Gangarten: den Schritt, den Trab und den Galopp. Oder in der Jägersprache ausgedrückt: Sie ziehen arglos, sie trollen oder ziehen dahin, sie flüchten oder jagen davon. Die ersten beiden – also das Ziehen und Trollen – sind wechselnde Gangarten, da

die Bewegung in entgegengesetzter Richtung erfolgt; das heißt, der vordere linke Lauf bewegt sich gleichzeitig mit dem hinteren rechten, der vordere rechte mit dem hinteren linken. In diesen Fällen – also beim Ziehen und Trollen – treten die Hinterläufe ungefähr in die Abdrücke der Vorderläufe; die vier Läufe zeigen also nicht vier, sondern nur zwei Trittsiegel!

Wenn wir die Bewegungsrichtung des Wildes als eine gerade Linie betrachten, dann zeigen sich die Abdrücke manchmal auf dieser gedachten Linie – meist jedoch zu beiden Seiten dieser gedachten Linie. Im ersten Fall sprechen wir von einer geschnürten Fährte, im zweiten von einer geschränkten (oder gespreizten) Fährte. Die Fährte des langsam ziehenden Schalenwildes ist immer mehr oder weniger geschränkt, die Abdrücke befinden sich also immer auf beiden Seiten der gedachten Richtungslinie. Das trollende Schalenwild setzt seine Läufe jedoch schon etwas besser unter sich; seine Fährte zeigt sich also unmittelbar zu beiden Seiten der gedachten Richtungslinie, also fast auf der Linie, nahezu geschnürt! Daraus ersehen wir, dass die Fährte des Schalenwildes immer ein wenig schränkt. Über den Grad des Schränkens werde ich bei den einzelnen Wildarten gesondert sprechen.

Bei der dritten Gangart, der Flucht, schnellen die beiden Hinterläufe mit starkem Schwung nach vorne und übertreten weit die Abdrücke der Vorderläufe, die meist etwas hintereinander erscheinen. Von diesen allgemeinen Regeln werde ich die vielfältigen kleineren und größeren Abweichungen bei den einzelnen Wildarten jeweils gesondert zu erläutern versuchen. Das Trittsiegel des Vorderlaufs des Rotwildes ist immer etwas stärker (breiter und länger) als das des Hinterlaufs.

Unterschiede zwischen Hirsch-und Alttierfährte

Die Unterscheidung der Hirschfährte von der Alttierfährte ist ein sehr altes und beliebtes Steckenpferd der Hirschjägergesellschaft. Diese Problematik hat Unmengen an Gesprächen verschlungen und die Federn vieler Jagdschriftsteller abgenutzt; besonders die deutschen „Grünröcke“ taten sich auf diesem Gebiet hervor, die seit Jahrhunderten „sicherere als sichere“ Daten sammeln und, wenn ich mich recht entsinne, zuletzt bereits etwa 70 verschiedene Erkennungsmerkmale zur Unterscheidung der Fährte von Hirsch und Alttier anführten. Es gab unter ihnen sogar so kühne Geister, die aus den Maßen des Trittsiegels die Endenzahl des betreffenden Hirsches für feststellbar hielten!

Die objektive Erfahrung zeigt demgegenüber, dass die Unterschiede zwischen Hirsch-und Alttierfährte zwar unbestreitbar vorhanden, aber dennoch nicht zuverlässig sind. Das einzige wirklich wichtige Merkmal in dieser Hinsicht ist die Größe der Fährte. Es ist wahr, dass die Fährte eines anderthalbjährigen Spießers noch etwas schwächer ist als die eines Alttiers, und die Größe der Fährte eines über zweijährigen Hirsches ungefähr mit der eines ausgewachsenen Alttiers übereinstimmt. Doch die Fährte des dreijährigen Hirsches übertrifft die stärkste Alttierfährte bereits erheblich (um 3–4 cm) und wird von da an Jahr für Jahr ausladender.

Vergleicht man die Sohle eines jungen (zweijährigen) Hirsches mit der eines entsprechend großen, ausgewachsenen Alttiers, findet man absolut keinen Unterschied. Ich behaupte getrost, dass, wenn man zwei solche gleichen, am Knie abgetrennten Läufe nebeneinander legte, es keinen noch so sachkundigen Jäger gäbe, der sagen könnte, welcher der Lauf des Hirsches und welcher der des Alttiers ist. Dies beweist also, dass wir zweifelsfrei und mit voller Gewissheit nur jene Hirschfährte als solche ansprechen können, die aufgrund ihrer Größe die Fährten der stärksten Alttiere des jeweiligen Gebiets bereits übertrifft! Da jedoch aus jagdlicher Sicht ein zweijähriger Hirsch ohnehin nicht von Interesse ist, fällt die Unsicherheit beim Erkennen seiner Fährte nicht schwer ins Gewicht. Bei der Fährte eines

dreijährigen Hirsches gibt es jedoch keinen Zweifel mehr; zudem wird die Fährte des Hirsches immer stärker und wächst, woraus wir gewisse Rückschlüsse auf seine Körpergröße und sein Alter ziehen und mehr oder weniger berechtigte Hoffnungen auf sein Geweih knüpfen können. Diese Hoffnung ist jedoch weit entfernt von jener Gewissheit, mit der einige allzu enthusiastische „Experten" aus der Fährte des Hirsches die Endenzahl des Geweihs gesetzmäßig bestimmen.

Das ziehende Rotwild setzt seine Läufe nicht völlig hintereinander, nicht in einer Linie, das heißt, die Rotwildfährte ist nicht „geschnürt". Die Abdrücke befinden sich zu beiden Seiten der Richtungslinie der Bewegung. Die Abweichung der Abdrücke von der Richtungslinie nennen wir das Schränken der jeweiligen Fährte. Aus dem Schränken können wir auf die körperliche Kondition des Hirsches, eventuell auf sein Alter schließen, bezüglich seines Geweihs können wir jedoch wiederum nur entsprechende Hoffnungen hegen. Der alte Hirsch mit breitem Brustkorb tritt breiter, seine Fährte zeigt ein größeres Schränken. Der gut feiste, sommerliche „Feisthirsch" schränkt seine Läufe im Allgemeinen ebenfalls stärker als der zurückgesetzte, mager gewordene Hirsch. Das Schränken der Hirschfährte ist dennoch immer deutlich erkennbar, während das der Alttierfährte oft so gering ist, dass man fast von einer „geschnürten" (in einer Linie verlaufenden) Fährte sprechen kann. Die Fährte eines tragenden Alttiers – namentlich in den letzten zwei Monaten der Trächtigkeit – schränkt stärker, besonders die der Hinterläufe. In der Fährte des ziehenden Wildes ist das Schränken immer deutlicher zu sehen als in der Fährte des trollenden oder gar des flüchtigen Wildes.

Ein auffälliges Zeichen ist, dass der Hirsch immer etwas nach außen (französisch) tritt, die Spitze seines Trittsiegels zeigt also nach außen, während die Abdrücke des Alttiers geradeaus, fast parallel zueinander stehen. An der Hirschfährte ist also, wenn man ihr folgt, immer klar ersichtlich, welches der rechte und welches der linke Lauf ist. Die Spitzen der Schalen des Hirsches (besonders in felsigen Gebieten) sind stumpfer, abgerundeter als die Spitzen der Schalen des Alttiers; die Vorderseite der Hirschfährte zeigt also immer eine gewölbtere, die der Alttierfährte hingegen immer eine spitzere Zeichnung. Je älter der Hirsch ist, desto stumpfer und gewölbter ist in der Regel sein Trittsiegel. Auch die Spitzen der Schalen sehr alter Alttiere pflegen sich abzuwölben, aber höchstens in dem Maße wie bei einem jüngeren, vier-bis fünfjährigen Hirsch.

Das Fährtenbild des arglos ziehenden Schalenwildes zeigt im Allgemeinen eine einfache Fährtenkette, das heißt, die Hinterläufe treten in die Abdrücke der Vorderläufe. Junge Hirsche tun es oft, dass sie mit dem Hinterlauf den Abdruck des Vorderlaufs etwas übertreten; der Abdruck des Ballens des Hinterlaufs zeigt sich dann in der Spitze des Abdrucks des Vorderlaufs. Ich sage, dies ist ein Charakteristikum junger Hirsche, es ist jedoch sofort erkennbar, da – wie ich zu Beginn meiner Ausführungen erwähnte – das Trittsiegel des Vorderlaufs immer etwas größer ist als das des Hinterlaufs. (Dies ist das Übertreten.) Das Gegenteil davon ist das Zurückbleiben. Bei alten Hirschen mit schwerem Geweih (manchmal auch bei tragenden, schwer gewordenen Alttieren) stellen wir hingegen fest, dass der Abdruck ihres Hinterlaufs den des Vorderlaufs nicht ganz erreicht; die Spitze der hinteren Schale zeigt sich etwa in der Mitte des Abdrucks des Vorderlaufs, bleibt also etwas zurück!

Wie ich bereits zuvor erwähnte, unterscheidet nur die Größe die Hirschfährte zuverlässig von der Alttierfährte. Aus der Größe der Hirschfährte können wir – sofern wir die Qualität und körperliche Kondition des örtlichen Rotwildbestands gut kennen – auf das ungefähre Alter des betreffenden Stücks schließen. Die Größe der Fährte ist – genau wie die Geweihqualität und die Stärke des Körperbaus – natürlich von Gegend zu Gegend verschieden: Eine „große Hirschfährte" aus dem Bakonywald würde im Heimatgebiet der großkörperigen Karpatenhirsche sicher kein Aufsehen erregen. In unseren

transdanubischen Gebieten sind die Maße der Fährte eines Hirsches im Allgemeinen wie folgt:

- **Zweijähriger Hirsch** (dessen Maße in der Regel denen eines alten Alttiers entsprechen): ca. 7,5 cm lang und 6,5 cm breit
- **Dreijähriger Hirsch:** ca. 8,5 cm lang und 7,5 cm breit
- **Vier-bis fünfjähriger Hirsch:** ca. 9,5 cm lang und 8 cm breit
- **Sechs-bis siebenjähriger Hirsch:** ca. 10,5 cm lang und 8,5 cm breit

Die Fährte älterer Hirsche übersteigt im Allgemeinen selten eine Länge von 11–12 cm und eine Breite von 9 cm. Unter den Karpatenhirschen, ja vereinzelt sogar unter den großkörperigen Hirschen aus Somogy-Baranya, kommen jedoch noch größere Hirschfährten von 14 cm Länge vor, wenn auch nur ausnahmsweise. Allgemein können wir sagen, dass in unseren heutigen Gebieten eine Hirschfährte, die 11 cm Länge überschreitet, bereits die Fährte eines sehr beachtenswerten Großhirsches ist. Woraus natürlich noch nicht folgt, dass auch sein Geweih exzellent ist. Es ist anzumerken, dass die oben angegebenen Maße nur durchschnittliche Richtmaße sind, von denen auf Schritt und Tritt kleinere oder größere Abweichungen auftreten. Wir sollten auch nicht aus den Augen verlieren, dass sich die angegebenen Fährtenmaße auf den Vorderlauf des Hirsches beziehen, der – wie bereits erwähnt – etwas ausladender ist als sein Hinterlauf.

In der Fährte des arglos ziehenden oder langsam trollenden Rotwildes zeigen die beiden Schalen ein mehr oder weniger geschlossenes oder nur wenig gespreiztes Bild; in diesen Fällen zeigt sich der Abdruck der Afterklauen (Geäfter) nicht, da sie den Boden gar nicht erst erreichen. Eine Ausnahme kann sehr tiefer, nachgiebiger Schlamm oder Acker bilden, wenn der Abdruck des Geäfters sogar in der Fährte eines ruhig ziehenden Hirsches zu sehen ist. (In solchen Fällen ist er am leichtesten mit der Fährte einer Wildsau zu verwechseln!) In der Fährte eines flüchtigen, galoppierenden Hirsches zeigen die beiden Schalen jedoch ein stark gespreiztes Bild, und dahinter ist auch der Eindruck der beiden Afterklauen deutlich zu sehen. Und zwar – dies merken wir uns gut – ist der Abdruck der Afterklauen ein fast rundes kleines Loch, in der Form so, als hätten wir unseren Finger in den Boden gedrückt, und der Abstand zwischen ihnen ist enger als der Abstand zwischen den Spitzen der gespreizten Schalen!

Die erste Expedition im Sudan (1927)

4. März 1927, an Bord der „Helouan“*

Morgens um halb zehn Ankunft in Triest, herrlicher Sonnenschein, bewegungsloser blauer Himmel und Meer. Im am Meeresufer gelegenen Savoia Hotel ein gutes Bad und Frühstück; und direkt vor dem Haus liegt die „Helouan“. Vom Fenster aus sehe ich zu, wie die Passagiere nach und nach an Bord ziehen. Gegen Mittag ziehe auch ich mit meinen Taschen um und finde – zu meiner großen Freude – die Gewehrkiste bereits in meiner Kabine vor, unter meinem Bett; sie wurde direkt von der Bahn hierher gebracht. Meine Kabinennummer ist 95, furchtbar eng, liegt aber sehr gut, mit Fenster zum Meer, daneben ein Badezimmer. Soweit es ging, habe ich die notwendigsten Sachen ausgepackt, danach ging ich nach oben, um das Auslaufen zu beobachten, was pünktlich um ein Uhr geschah. Gleich darauf ertönte die Suppenglocke, die die Mahlzeiten ankündigt. Das Essen scheint erstklassig zu sein. Nachmittags Schlafen, Kennenlernen, Korrespondenz. Abends saß ich bei einem Whisky noch eine Weile mit dem Kapitän zusammen, dann zog ich mich zurück, da oben nur lauter langweilige alte Männer sitzen; es gibt weder Bridge noch Tanz. Jetzt habe ich mich hingelegt, nur eine kleine Lampe brennt hier an meinem Kopfende, so ist meine Kabine äußerst gemütlich. Das Meer ist (auf Holz geklopft) ständig sehr angenehm, man spürt nichts anderes als das Vibrieren der Maschinen. – Morgen Mittag legen wir in Brindisi an.

5. März

Das Wasser ist heute etwas bewegter, aber überhaupt nicht unangenehm, das Wetter warm, sonnig. Gegen Mittag erreichten wir Brindisi, wo das Schiff ca. zwei Stunden hielt; währenddessen machte ich einen Spaziergang in der Stadt. Es gibt wenig zu sehen, außer den ersten großen Palmen. In den Nachmittagsstunden fuhren wir an der griechischen Küste entlang,

** Zsigmond Széchenyi nahm über seine bekannten afrikanischen Jagdexpeditionen hinaus, die dem ungarischen Lesepublikum aus seinen Büchern „Csui!“, „Afrikanische Lagerfeuer“, „Rollender Sand“ und „Denaturiertes Afrika“ bekannt sind, an zwei weiteren Afrika-Expeditionen teil. Zu seiner ersten Reise brach er mit dem berühmten Wüstenforscher László Almásy auf. Sein nun veröffentlichtes Tagebuch schrieb er im Frühjahr 1927 während seiner Jagd im Sudan, das zweite anlässlich der im Frühjahr 1960 unter der Organisation des Naturwissenschaftlichen Museums verwirklichten Sammel expedition in Tansania. Die zwischen den beiden Expeditionen verstrichene Zeit – 33 Jahre – ist mehr als eine Generation. Die Auszüge aus diesen Tagebüchern zeigen nicht nur den Weg auf, den ein sportbegeisterter Tagebuchschreiber seit seinen ersten Gehversuchen zurückgelegt hat, sondern sind auch ein lebendiger, bewahrenswerter Spiegel der Veränderungen der afrikanischen Verhältnisse über eine Generation hinweg. – Die Redaktion.*

...aber wir sahen nur tief mit Schnee bedeckte Berge. Gegen Abend ging ich mit dem Kapitän durch das ganze Schiff: Außer den Maschinenräumen habe ich alles besichtigt, von den Luxuskabinen bis hin zum Zimmer der chinesischen Bodenwischer.

6. März

Gerade fuhren wir an der Insel Kreta vorbei, die Berggipfel sind mit dickem Schnee bedeckt. Ein herrlicher Anblick, ich habe wohl zwei Stunden lang mit dem Fernglas

zugesehen. Schade, dass meine Reisegefährten so schrecklich uninteressant und unbrauchbar sind. Es gibt zwei Klaviere – eines verstimmter als das andere –, auf denen ich gelegentlich herumklimpere. Morgen Mittag sollten wir in Kairo ankommen. Den Vormittag beabsichtige ich mit Packen zu verbringen, ich habe nämlich aus allen drei Taschen alles ausgeschüttet, und das Durcheinander hier in meinem Zimmer ist so groß, dass mir die Haare zu Berge stehen, wenn ich daran denke, dass ich alles wieder hineinstopfen muss, umso mehr, als ich das Packen hasse, ja mehr noch, es gar nicht kann.

8. März, New Khedivial Hotel, Kairo

Seit vorgestern bin ich nicht zu einem Wort gekommen, um zu schreiben, ja auch jetzt kaum, weil wir bald wieder zum Bahnhof aufbrechen, obwohl ich seit zwei Tagen so viel zu schreiben hätte, so unendlich viele neue Eindrücke, dass ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll. Bis ich wieder Zeit habe (denn jetzt zwei Tage lang im rüttelnden Zug geht es nicht), werde ich mich sicher nicht mehr an die Reihenfolge erinnern. Also zuerst schnell ein paar Worte über den gestrigen Tag. Das Meer war die ganze Zeit über recht ruhig, ja bei meiner Ankunft war es besonders friedlich. Ein herrlicher warmer Tag, ohne eine einzige Wolke, stechend blauer Himmel und stechend grünes Wasser.

Gegen drei Uhr nachmittags tauchte die afrikanische Küste auf, obwohl ich anfangs nur eine kleine gelbe Linie sah, ist dies dennoch ein großer Moment! Natürlich saß ich mit dem Fernglas in der Hand da, bis wir in den Hafen einliefen. Zuerst hielten wir draußen an; auf kleinen Motorbooten trafen die verschiedenen offiziellen Organe einzeln auf unserem Schiff ein. Ärzte, Passkontrolleure, Finanzer usw. Diese Angelegenheiten dauerten eine Stunde, währenddessen versammelten sich um das Schiff ständig schreiende Menschen, die in die buntesten Kleider gehüllt waren und, als wir dann endlich anlegten, auf einmal das Schiff überfluteten, was wirklich ein malerischer Anblick ist, aber mit so schrecklichem Lärm und Durcheinander verbunden war, dass man ganz verwirrt und ermüdet wird.

Bald tauchte ein kleiner dicker Mann auf dem Schiff auf, der aus vollem Hals meinen Namen schrie; es stellte sich heraus, dass es einer von Almásys Leuten war, der die Waffeneinfuhrgenehmigungen brachte. Danach folgte die Gepäckkontrolle, die ungehindert verlief, obwohl die ganze Gewehrkiste bis zum letzten Stück ausgepackt wurde. Jede einzelne Waffennummer, jedes Zielfernrohr wurde notiert, Patronen nachgezählt usw. Als endlich alles in Ordnung war, stiegen wir in den Schnellzug ein. Ich hatte noch zwei Stunden Zeit bis zur Abfahrt, setzte mich in ein Auto, um mich ein wenig umzusehen. Überraschend sind diese bunten, lärmenden Straßen, diese Vielfalt an Farben.

Um zehn Uhr abends kam ich in Kairo an. Almásy erwartete mich mit seinem Auto am Bahnhof, brachte mich ins Hotel, wo ich Abendessen auf mein Zimmer bestellte. Bis ein Uhr nach Mitternacht besprachen wir die am nächsten Tag zu erledigenden Dinge, angesichts der Tatsache, dass wir am nächsten Tag schon weiterreisen. Ich war schon todmüde und schläfrig, als Almásy um ein Uhr nachts, im Begriff zu gehen, auf einmal erklärte: Angesichts der Tatsache, dass wir so wenig Zeit für die Sehenswürdigkeiten haben, darf man nicht schlafen, sondern wir sollen uns in sein Auto setzen und uns das Kairoer Nachtleben ansehen!

Also zog ich mich wieder an, und wir fuhren los. Zuerst fuhren wir hinauf zur Zitadelle, von dort aus sahen wir uns die beleuchtete Stadt an; alle Moscheendächer waren mit Lampenkränzen umgeben, jetzt ist ihr vierzigtägiger Feiertag, der „Ramadan“. Dann führte er mich um die sogenannte „Totenstadt“ herum, in der keine Lampe brennt, kein

Mensch wohnt, die aber aus ordentlichen Häusern besteht und im Inneren voller Gräber und Kryptareihen ist. Hier verirrten wir uns auch in irgendeine Sackgasse und konnten kaum wieder herausfinden. Dann führte er mich zu den alten Kalifengräbern, die im Mondlicht herrlich wirken und, von Autoscheinwerfern beleuchtet, hervorragend zu sehen sind.

Danach machten wir einen Abstecher in die Wüste, drehten dort auch eine Runde, von dort zurück in die Stadt, in das Viertel der Einheimischen. Es ging gegen Morgengrauen, als ich nach Hause kam. Am nächsten Morgen – also heute – war Almásy schon um acht Uhr mit seinem Auto für mich hier. Zuerst führte er mich nach Gizeh zu den Pyramiden, dann machten wir wieder eine Runde in der Wüste. (Das ist seine Hauptleidenschaft, er behauptet, dies täglich zu tun, und dass außer ihm kein Auto dorthin fährt; tatsächlich ist auch keine andere Autospur als die seine zu sehen.) Vor dem Mena House hielten wir zum Frühstücken an, da erwachten gerade die Gäste und kamen heraus, um unter großem Geschrei auf Kamele zu steigen, von denen aus man die Pyramiden zeigt. Ein herrlicher Anblick vor dem großen Hotel mit den vielen bunt gekleideten „Dragomanen" auf ihren bunten Kamelen.

9. März

auf dem Schiff „Sudan" auf dem Nil

Gestern Abend um sechs Uhr erfolgte also die Abfahrt von Kairo mit dem ganz aus schneeweißen Wagen bestehenden Luxor-Express. Nach dem Abendessen legte ich mich schnell schlafen und erwachte heute Morgen um acht Uhr in El-Uqsor (Luxor). Der Zug fährt durch schöne grüne Weizenfelder, und wenn dazwischen nicht die Palmhaine und die auf Kamelen und Eseln reitenden Menschen wären, könnten wir fast in Ungarn sein. Wenn ich aus dem Fenster schaue, sieht man immerzu wunderbare große Bäume voller herrlich bunter Blüten. Was die Tierwelt betrifft, sah ich viele Störche, einige weiße Löffler und dann, direkt neben dem Zug, einen toten Esel, auf dem Unmengen von Geiern saßen. Mittags erreichten wir Assuan; hier ist es schon heiß, wir gehen in Leinenkleidung und Tropenhelm. Eine Stunde nach Assuan erreichten wir Shellal, wo wir nun um drei Uhr nachmittags eingeschifft haben und mit dem Schiff bis Wadi Halfa fahren. (Übermorgen Mittag kommen wir dort an.)

Es tat unglaublich gut, auf das schöne, saubere Schiff zu gehen. Ausgezeichnete, geräumige Kabinen, wir bekamen sofort ein gutes Bad, und jetzt sitze ich hier sauber und gesättigt an Deck. Die Luft und die Aussicht sind herrlich, ich schreibe das Tagebuch.

Wir sind in großer Eile, um unser Ziel so bald wie möglich zu erreichen; den Sehenswürdigkeiten können wir keine Zeit widmen. Wir fuhren durch Luxor, sahen aber außer dem Bahnhof nichts anderes; auf dem Rückweg wollen wir uns jedoch wenigstens den Tutanchamun ansehen. Kaum waren wir heute mit dem Schiff von Shellal aufgebrochen, als wir an den Ruinen des Tempels von Philae vorbeikamen, die, obwohl noch recht unversehrt, inmitten des durch das Nilwasser angestauten Gebiets stehen, sodass nur noch die Spitzen der Säulen herausragen. Dies wird das Wasser in kürzester Zeit zum Einsturz bringen, aber es musste wegen des großen Damms von Assuan geopfert werden, mit dessen Hilfe nun ganz Oberägypten bewässert wird.

Es ist schon ganz dunkel geworden, wir sitzen hier an Deck in großen Sesseln. Es ist eine schöne sternenklare, kühle Nacht. Ich habe die Schifffahrt heute Nachmittag sehr genossen. Am linken Ufer die Nubische Wüste, am rechten Ufer die Sahara; am Wasserrand reihen sich die kleinen grauen, farblosen Lehm dörfer aneinander, so als wären es an das Ufer geklebte Schwalbennester. Man sieht keinen einzigen farbigen

Punkt, das ganze Dorf ist einheitlich gräulich-rot und gleicht der Wüste dahinter. Es gibt keinen einzigen grünen Punkt im Dorf, weder einen Baum noch einen einzigen Grashalm. Wovon mögen diese unglücklichen Völker leben? Und wovon leben ihre Ziegen (denn auch die gibt es)? Direkt vor ihren Häusern der Nil, hinter ihrem Rücken die endlose Wüste.

10. März

auf dem Nilschiff namens „Sudan"

Endlich gab es heute Nacht einen richtig langen Schlaf. Die Farben und Beleuchtungen hier sind staunenswert. Dunkelblau ist der Nil, am Ufer ein paar grellgrüne Bäume, und dahinter dieser helle zinnoberrote Sand, dahinter wieder grellblauer Himmel – die Farben sind so lebhaft, dass es fast in den Augen weh tut.

Nach dem Frühstück. Wir haben angelegt und den Tempel von Amada besichtigt, erbaut 1500 v. Chr. Nach ausgiebigem Fotografieren zurück auf das Schiff, denn es herrscht schon Hundstage-Hitze. Am Nachmittag Bridge-Spielen mit den amerikanischen Mädchen, aber von echtem Bridge haben sie keine Ahnung.

Die Sonne ist untergegangen, auf einmal wurde die Luft ausgezeichnet und kühl, wir atmen alle auf. Was wird mit mir dort während der Jagd geschehen, wenn mir schon jetzt, hier auf dem Schiff, die Hitze zu viel ist? Vorhin fuhren wir an der Burg Kasr Ibrim vorbei, die oben auf einer hohen Felswand liegt. Sie stammt aus römischer Zeit und war seinerzeit Nubiens Hauptfestung. Heute Abend um halb zehn legen wir beim berühmten Tempel von Abu Simbel an, der zu den herausragendsten Sehenswürdigkeiten des alten Ägypten zählt und angeblich bei Mondschein besonders schön ist. Er wird innen bei Lampenlicht gezeigt. – Morgen früh erreichen wir Wadi Halfa, wo die angenehme Schiffsreise leider ihr Ende findet und wir sofort in den Zug steigen. Den Schmalspurzug, den sogenannten „Sunshine-Express", mit dem wir unsere Reise in Richtung Khartum fortsetzen.

Diese Entfernungen sind gewaltig. Am 3. bin ich von zu Hause aufgebrochen, heute ist der 10., seit einer Woche reise ich ständig – und wie weit sind wir noch von unserem Ziel entfernt!

Um zehn Uhr abends legten wir bei herrlichem Mondschein beim Tempel von Abu Simbel an. Das war nun wirklich staunenswert schön. Der ganze Tempel ist aus einer hohen Felswand herausgehauen, direkt am Ufer des Nils. Vor dem Eingang sitzen rechts und links je zwei aus dem Fels gemeißelte Steingestalten von ganz unwahrscheinlicher Größe, die im Mondlicht noch größer erscheinen. Ihre Höhe mag 25–30 Meter betragen. Auch im Inneren des Tempels befinden sich riesige Statuen, jede aus demselben Fels gehauen. Nach der Besichtigung des Tempels kletterten wir auf den Gipfel des Berges, aus dessen Flanke der Tempel herausgearbeitet wurde. Es war ein unbeschreiblich schöner Anblick von dort oben auf die im Mondlicht schwimmende Wüste – und vor uns im Tal der Nil. An die Abfahrt dachten wir erst, als unser Schiff unten laut zu pfeifen begann. Es war Mitternacht, als wir unser Schiff erreichten, und wir fuhren sogleich weiter.

Wir blieben noch lange auf, wir haben gerade herausgefunden, dass der Engländer, der die Amerikaner führt, ein sehr berühmter Mann ist. Er ist der bekannte Mr. Barns, der jene wunderbaren afrikanischen Jagdbücher geschrieben hat. Er war 12 Jahre lang Berufselefantenjäger und schoss etwa dreihundert Elefanten. Wir sind ständig zusammen, und ich ließ mir Unmengen interessanter Dinge von ihm erzählen. Viele

Planmöglichkeiten bezüglich Uganda und Belgisch-Kongo (das heutige Zaire), wo es, wie es scheint, wenn man die Art und Weise kennt, noch große Möglichkeiten gibt, viele und große Elefanten zu schießen, billiger als unsere diesjährige Reise. Natürlich braucht man viel mehr Zeit dafür, und es bedeutet Unmengen an Mühe und Entbehrung, zudem ist die Gegend sehr ungesund.

11. März

im Sunshine-Express von Wadi Halfa nach Khartum

Heute Morgen um acht Uhr kamen wir in Wadi Halfa an, wo wir das Schiff verließen; dies ist die sudanesische Grenzstation. Wieder musste alles ausgepackt werden: Revision, Pass, Stempel; dann Einsteigen in den Sunshine-Express, der zwischen Wadi Halfa und Khartum verkehrt und die Nubische Wüste durchquert. – Nun, das ist wirklich ein prachtvoller Zug: Seine Gleise sind ganz schmal (kaum breiter als die einer Feldbahn), er besteht aus lauter schneeweißen Schlafwagen und einem schönen, bequemen, großen Speisewagen. – Jeder Passagier hat ein schönes, bequemes Abteil mit gutem Bett, einem kleinen Waschtisch und einem kleinen Schreibtisch; alle Fenster sind aus blauem Glas, so ist die Beleuchtung trotz der blendenden Wüste sehr angenehm gedämpft; in jedem Abteil befindet sich ein großer elektrischer Ventilator, der ständig läuft, sodass auch die Luft sehr angenehm ist; die Aussicht aus dem Fenster ist auf beiden Seiten endlose gelbe Wüste, ohne einen Baum, ohne eine menschliche Seele, nur hier und da sitzt ein Paar Geier auf irgendeinem alten Stumpf.

Gegen Abend. Wir sind die Einzigen im ganzen Zug, dieselben, die wir auch schon auf dem Schiff zusammen waren; jetzt am Abend nach dem Essen haben wir im Speisewagen Bridge gespielt – zurzeit ist es ein Uhr nachts. Auch der Ventilator hilft nicht, die Hitze ist schrecklich, und es gibt sehr viele Fliegen. Jetzt haben wir angeblich die Wüste verlassen und sind wieder in die Nähe des Nils gekommen, was man in der Dunkelheit natürlich nicht sehen kann; morgen um halb zehn sollen wir in Khartum ankommen, wo wir Unmengen zu erledigen und einzukaufen haben, und am Abend reisen wir wieder weiter, mit dem Zug. – Heute tagsüber zeigte Almásy an mehreren Stellen in der Wüste Spuren ihrer letztjährigen Autodurchquerung; interessant, dass sie sogar jetzt, nach einem Jahr, noch ganz gut erkennbar sind. – Ich weiß schon den Namen jeder einzelnen Wildart. – Trotz der Tatsache, dass wir alle Fenster schließen, ist das ganze Abteil ständig von einer gelben Sandschicht bedeckt, und alle Sachen sind voll davon.

12. März

Khartum, Grand Hotel

Um zehn Uhr vormittags sind wir angekommen, am Abend reisen wir weiter. Es herrscht eine schreckliche Hitze, und wir sind an einem furchtbaren Ort; nach der Ankunft gingen wir sogleich zum Oberstjägermeister, an den mein Empfehlungsschreiben gerichtet war. Er ist jedoch gerade vorgestern für längere Zeit verreist, nur sein Stellvertreter ist hier. Das ist ein recht großes Problem, denn es ist irgendein junger, neuer Mann, der die Dinge nicht recht versteht. Zudem hören wir mit Schrecken, dass in diesem Jahr schon 5–6 Expeditionen dorthin gegangen sind, wohin wir wollen, und auch jetzt sind noch drei von ihnen draußen; das ist wiederum unangenehm, denn sie bringen alles durcheinander, bis wir dort ankommen! Zudem ist es sehr betrüblich, dass von den bereits zurückgekehrten Expeditionen keine einzige einen Elefanten gebracht hat, kurzum: die Aussichten sind sehr schwach. Wir dachten daran, diese Reise abzublasen und uns in Richtung Weißer Nil aufzumachen. Aber auch das geht nicht mehr, da unsere

Karawane vor vier Tagen telegrafisch in Richtung Dinder-Rahad losgeschickt wurde; diese zurückzurufen ist nicht mehr möglich. Die ersten hundert Kilometer wollen wir mit dem Auto zurücklegen, dies sei angeblich noch befahrbar, und so sparen wir wenigstens vier Tage Fußmarsch; von dort an ziehen wir mit der Karawane weiter. Mit einem Wort: Es bleibt nun nichts anderes übrig, als die Dinder-Rahad-Reise anzutreten. Wir haben noch viel zu erledigen, und um sechs Uhr abends geht es mit dem Zug weiter nach Sennar.

13. März

Bahnhof Sennar

Um drei Uhr morgens stiegen wir am Bahnhof Sennar aus; der Zug fuhr ab, und damit brachen wir jeglichen Kontakt zur weißen Zivilisation ab. Die „Station" in Sennar ist ein Bahnwärterhaus in der Wüste. Angefangen vom „Chef" sind alle Schwarze, kein einziger kann ein Wort Englisch; mit großer Mühe machen wir ihnen in der Dunkelheit verständlich, dass sie unser Gepäck in den „Wartesaal" (eine Art offene Scheune) neben dem Bahnwärterhaus schleppen sollen, wohin sie uns auch noch zwei Betten brachten (vier separate Holzrahmen, auf den Rahmen ist ein Stricknetz gespannt); auf diese legten wir uns und sind nun um sechs Uhr morgens erwacht. Gerade eben ist auch das Auto angekommen, mit dem wir sogleich weiterfahren; wir nehmen nur schnell ein Frühstück aus dem mitgebrachten Proviant ein.

Sieben Uhr abends. Ich schreibe bei Kerzenlicht vor unserem Zelt, beim Dorf Abu Hashim, am Ufer des Dinder. Wie ich am Morgen schrieb, fuhren wir nach sechs Uhr von Sennar in einem dorthin beorderten Ford-Auto zum nächsten englischen Kommando, das sich in Maguar befindet; hier gingen wir zum englischen Distriktkommandanten, einem sehr freundlichen englischen Offizier.

Ich setze die Geschehnisse also fort: Wir verabschiedeten uns vom Kommandanten und stiegen in den Ford. – Wir brachen nach neun Uhr auf und fuhren 165 km in einem Stück, teils auf guten, teils auf schrecklichen Wegen, anfangs entlang des Blauen Nils, bald bogen wir jedoch in den wildesten Bush (Buschland) ein. Gegen halb sechs Uhr abends kamen wir beim Dorf Abu Hashim an, wo wir unser Lager fanden. Unterwegs hielten wir nur einmal für fünf Minuten an, um eine Kompottkonserve zu essen, ansonsten fuhren wir ständig. Den ganzen Tag über sah ich nichts anderes als einige sehr schöne bunte Vögel, darunter in einem großen Schwarm eine Turteltaube mit langem, dünnem Schwanz, sie ist wie die unsere, hat aber einen elsternartigen Schwanz; dann einen schönen grünen Papagei, einen grellroten Vogel (drosselgroß) mit blauem Rücken, dann wunderbare grünschwarze Elstern und Krähen mit weißer Weste, eine große Gruppe „Guinea-fowl", das heißt Wildperlhühner, dies wird angeblich unsere Hauptspeise bilden.

Unsere Ankunft mit der Karawane löste große Freude aus; der leitende Hauptmann, Abdul, ist sehr freundlich und scheint geschickt zu sein (der Einzige, der einigermaßen Englisch spricht). Er freute sich sehr über Almásy, mit dem er schon letztes Jahr zusammen war, und fing sogleich an, ihn zu umarmen, ebenso auch mich. Die heutige Nacht verbringen wir hier, im Morgengrauen brechen wir auf. Am Ufer des Dinder (im Dinder befindet sich zurzeit kein Tropfen Wasser) stehen unsere Zelte, darin ist schon alles vorbereitet: zwei Feldbetten und je eine Badewanne. Wir machten uns sogleich daran, alles aus-und umzupacken, uns zu waschen und zu Abend zu essen; dann packten wir die Gewehre aus, teilten die Patronen auf, schickten eine Zielscheibe an das gegenüberliegende Ufer des Dinder und probierten vor dem Zelt sitzend unsere Gewehre aus.

Die Zusammensetzung der Karawane: ein „Headman“ (der eingeborene Leiter der Expedition, der Abdul), ein Koch (Ahmed), ein Diener (namens Ibrahim), drei Schikaris (Jäger), 1 Eselsjunge und 10 einfache Leute. Tiere: 3 Esel, 2 Reit-und 10 Lastkamele. Unser Zelt steht unter einem riesigen Baum. Während wir hier gerade packen, kletterte plötzlich ein schöner großer blauer Affe vom Baum herunter, schaute uns an und kletterte wieder hinauf. Das erste Wild! Bevor es dunkel wurde, traf ein englischer Offizier ein, er versieht irgendeinen Polizeidienst und ist auf Rundreise; er ließ sich neben uns unter dem großen Baum ein Bett herrichten. Wir haben ihn schon zum Abendessen eingeladen, er sitzt auch jetzt hier bei uns. Ich glaube, wir werden die Betten auch aus dem Zelt herausstellen; trotz der Tatsache, dass es jetzt acht Uhr abends ist und ich in einem dünnen Pyjama draußen sitze, schwitze ich dennoch. Vorhin war der Scheich aus dem Dorf hier (ein alter, weißbärtiger, auf einem Auge blinder Neger) und meldete sich sehr respektvoll bei uns.

Ich habe vergessen, den wunderbaren Anblick zu erwähnen, dass wir heute, als wir an den im tiefsten Urwald liegenden Negerdörfern vorbeikamen, deren Bevölkerung mehr oder weniger völlig nackt geht, sahen, dass am Ende des Dorfes (so wie neuerdings in unseren Dörfern) zwei ordentliche aufgestellte Tore stehen und die gesamte Jugend des Dorfes, zwar nackt, aber bereits den besten englischen Fußball tritt. Sie spielten ganz vorschriftsmäßig und regelgerecht; demnächst werden sie – wenn sie auch keine andere Kleidung haben – sicher Fußballschuhe bekommen.

Unser Abendessen ist fertig, ich schließe also ab. Überall zirpen die Grillen, hie und da schreit ein Esel, ein paar Hunde bellen, dieselbe Stimmung wie in einer sehr warmen Julinacht zu Hause. Das Unangenehmste ist, wie ich sehe, dass wir nur ganz warme Getränke bekommen werden, da wir keine Eismaschine haben. Trinkwasser schöpfen sie aus dem Dinder, und auch gefiltert ist es gelb, trüb und warm; wir haben etwa 50 Flaschen Mineralwasser. Aber das ist natürlich nur als Leckerbissen zu gebrauchen, denn so viel, wie man bräuchte, können wir nicht mit uns führen.

14. März

abends beim Camp „El Durraba“

Heute schreibe ich nur ein paar Zeilen, damit der Zusammenhang gewahrt bleibt, denn ich bin so todmüde, dass ich kaum noch sehen kann. Morgens um sechs Uhr brachen wir auf, teils zu Fuß, teils auf dem Esel, teils auf dem Kamel. Kaum waren wir losgegangen, trafen wir auf eine heimkehrende englische Gesellschaft, Mann und Frau; sie sagen, sie hätten eine aus 20 Tieren bestehende Elefantenherde dort gesehen, wohin wir streben, hätten aber keinen geschossen, da alle schwach waren. Hingegen gebe es viel Büffel und anderes Wild, sagen sie.

Wir gingen in einem Stück bis elf Uhr, in schrecklicher Hitze am Ufer des Dinder. Das Bett des Dinder ist völlig ausgetrocknet, nur etwa alle 5–10 km gibt es einen kleinen seeartigen Wasserrest (Pool). Um elf Uhr hielten wir es nicht mehr aus, wir erreichten ein weiteres Wasser, legten unsere Kleider ab und legten uns hinein. Es war ganz heiß, reichte nur bis zu den Knien und war voll mit schwimmendem Kamelmist, dennoch tat es sehr gut. Wir lagen zwei Stunden lang darin wie die Nilpferde. Etliche blaue Paviane kamen dorthin ans Ufer, um zu trinken; wir saßen mittendrin und beobachteten sie; dann eine Menge schöner kleiner Vögel; ich schoss zwei wunderbare, bunte kleine Kolibri-Arten.

Um zwei Uhr nachmittags setzten wir unseren Weg fort und sind nun beim Dorf El Durraba angekommen, wo wir in einem Wald das Lager aufschlugen. Ich bin schrecklich

müde, vorerst quält mich die Hitze furchtbar, umso mehr, als ich weder schlafen noch essen kann. Heute habe ich den ganzen Tag nichts gegessen, nur etwa zwei oder drei Liter abgestandenes Dinder-Wasser getrunken, da dies noch verhältnismäßig am kühlsten war! Unser Mineralwasser ist natürlich ganz heiß. Ab morgen will ich etwa 3–4 Liter Tee in dem sackartigen eingeborenen Wasserbehälter, dem „Zenzimir", mit mir führen; daraus verdunstet ständig Feuchtigkeit, so erwärmt sich das Getränk darin noch vergleichsweise am wenigsten.

Jetzt am Abend, vor unserer Ankunft, schoss ich im Wald drei schöne fette Wildperlhühner für die Küche; sie fliegen immer wieder auf, in Gruppen, wie die Rebhühner, sind aber etwa doppelt so groß, etwas größer als bei uns die zahmen Perlhühner. Anderes Wild habe ich noch nicht gesehen. Wohl eine Viertelstunde lang ließ ich mir von Ibrahim die Wasserkübel über den Nacken gießen. – Wir sitzen unbekleidet vor dem Zelt, gleich werden wir essen, dann versuche ich sofort zu schlafen, vielleicht gelingt es heute endlich. Obwohl ich es nicht glaube, denn auch jetzt ist die Hitze unverändert; gegen drei Uhr morgens kühlt es sich ein wenig ab, dann schläft man zwar sogleich ein, aber nach fünf Uhr laden wir schon wieder auf, da wir um sechs Uhr weiterziehen. Morgen sollten wir angeblich auch das wildreiche Gebiet erreichen. Heute haben wir mit der Chinineinnahme begonnen – von nun an nehmen wir es täglich.

Der Kuriosität halber erwähne ich, wir haben es gerade ausgerechnet: Pro Kopf haben wir heute mit Almásy zwischen vier und fünf Liter Flüssigkeit konsumiert!

15. März

Camp „Ereif el Dick"

Heute war auch ein sehr anstrengender Tag, aber schon viel interessanter. Im Morgengrauen Abfahrt von El Durraba. Bald schoss ich einen großen grauen Adler aus recht weiter Entfernung von einem Baum im Wald; ich sprang vom Esel, schoss mit dem kleinen Kugelkopf-Gewehr dorthin – er fiel herunter.

Wir reisten weiter in schrecklicher Hitze durch ganz ausgebrannte, heiße kleine kränkliche Wälder; immer wieder sahen wir kleine Dikdik-Antilopen (so groß wie ein großer Hase), aber ich konnte nie erkennen, ob es ein Bock oder eine Geiß war, so schoss ich dann keine von ihnen.

Gegen elf Uhr erreichten wir ein Wasser, in dem ich die ersten Krokodile sah, etwa 7–8 Stück. Nur ihre Nasen schauten heraus, so schoss ich nicht auf sie, da sie klein waren und man sie wegen der anderen ohnehin nicht aus dem Wasser holen kann, wenn man sie erschießt; ich schieße erst dann, wenn ich eines draußen auf dem Trockenen sehe. Wir freuten uns schon, dass wir uns in dieses Wasser zum Ausruhen hineinlegen könnten, aber angesichts der Krokodile trauten wir uns doch nicht. Später kamen wir zu einer anderen, kleineren Pfütze. Wer dies nicht ausprobiert hat, kann sich nicht vorstellen, welch unbeschreiblicher Genuss es ist, sich in eine solche schmutzige Pfütze hineinzulegen, wenn man von der Hitze so erschöpft ist, dass man glaubt, man könne keinen Schritt mehr weiter. Die Kehle trocknet aus, man wagt nicht einmal zu sprechen, weil auch das wehtut. – Wohl anderthalb Stunden lag ich in der warmen Pfütze, kam dann heraus, um eine Fruchtkonserve zu essen, und legte mich wieder hinein und freute sich über die vielen seltsamen Vögel, die zum Trinken kamen. Von unseren bekannten heimischen Vögeln habe ich bisher unsere zwei Arten Schwalben, den Storch, den Wiedehopf, die Turteltaube (in großen Mengen) und unsere Blauracke (in Somogy heißt sie „grüner Weihe") beobachtet; sie ist genauso wie die unsere, außer dass der Hahn einen langen, dünnen Schwanz hat, wie der Fasan. Als ich dort im Tal lag, sah ich noch

einen wunderbaren großen schwarz-weißen Adler mit einer Haube wie ein Kakadu; dann kamen zwei schöne weißbunte ägyptische Ibisse, von denen ich einen mit Schrot erlegte; ein wunderschöner riesiger Schwarzstorch ließ sich nicht weit von mir nieder; letzterer sei sehr selten, wie ich hörte, und man darf nur einen schießen. Mit der Kugel hätte ich ihn erlegen können, aber es tat mir leid.

Gegen drei Uhr setzten wir unseren Weg fort. Bald zeigten sich überall Elefantenspuren; alte, aus der vergangenen Regenzeit stammende, aber es ist überraschend, wenn man diese riesigen waschbecken großen und knietiefen Löcher erblickt! Mehrmals sahen wir kleine Dikdik-Antilopen, aber ich konnte nicht schießen. Gegen vier Uhr trafen wir auf drei Ariel-Gazellen (Sömmering-Gazelle – *Gazella soemmeringi*), die etwa 300 Schritte vor uns im Wald vorbeizogen. Auf die letzte schoss ich, aber sie war zu weit weg. Eine Zeit lang ging ich ihr nach, sah aber ein, dass es aussichtslos war, also ließ ich es bleiben. Eine Ariel ist so groß wie ein Damwildtier, von heller fahler Farbe. Gegen Abend sahen wir wieder ein Rudel Ariels, aber zu weit weg, und gleich darauf, ebenfalls aus etwa 250 Schritten Entfernung, einige Reedbucks (Riedböcke – buschbewohnende Antilope). Genauso groß wie eine Ariel, rehfarben, das Gehörn wie ein nach vorne gebogener Gemsen-Haken, aber viel größer als dieser. Ein guter Bock stand allein, ich sprang vom Esel und schoss dorthin. Ich traf etwas tief (Weidwundschuss), er flüchtete und blieb etwa 300 Schritte entfernt stehen. Dann schoss ich auf das Blatt; er blieb liegen; ich hatte also mein erstes ordentliches afrikanisches Wild. Ich war unbeschreiblich glücklich, da es angeblich ein sehr guter Bock ist. Meine Begleiter waren rührend, sie schüttelten mir einzeln die Hand und baten um Segen für mich für das Weitere. Wir warfen ihn auf einen der Esel und gingen weiter. Es war schon fast dunkel, als wir aus etwa 100 Schritten Entfernung einen großen trappenartigen Vogel spazieren sahen. Der Mond stand schon am Himmel, als wir unsere vorausgeschickte Karawane erreichten, die bei Ereif el Dick das Lager aufgeschlagen hatte. Wohl eine halbe Stunde lang ließ ich mir von Ibrahim Wasser über den Nacken gießen. Dass dies ein überirdischer Genuss ist, ist unbeschreiblich.

Wieder sitze ich hier unbekleidet und schreibe bei der Kerze (selbst im dünnsten Pyjama bricht einem der Schweiß aus).

Man sagt, von hier an beginne das wildreiche Gebiet. Morgen früh ziehen wir gar nicht weiter, sondern ruhen uns aus und schauen uns ein wenig um. Während des heutigen Marsches habe ich einen mit Tee gefüllten Drei-Liter-Zenzimir völlig ausgetrunken, und jetzt am Abend trinke ich noch mindestens zwei Liter Wasser – ganz unvorstellbar, nicht wahr? Gerade sagt Abdul, dass man für heute Nacht die Kamele zusammenbinden und sie zusammentreiben müsse, die Gewehre müsse man laden, denn hier ziehe nachts schon ein „Assad“ (Löwe) umher.

Zehn Uhr abends. Das ganze Lager hat sich schon zur Ruhe gelegt, Almásy hat sich hingelegt, unsere Leute haben sich hingelegt, in einem Haufen liegen hier neben meinem Zelt unsere 12 Kamele und knurren so seltsam in sich hinein, als ob ihr Magen knurren würde. Das Ufer des Dinder ist hier sehr steil, auf dessen Krone steht unser Lager. Unter uns gerade eine Pfütze, darin – sagt man – gebe es sehr viele Krokodile. Immerzu hört man, wie sie mit einem großen Plitschen etwas fangen (denn zu dieser Zeit jagen sie). Ansonsten herrscht völlige Stille, ich sitze bei einer Kerze und lese noch, solange mein Whisky reicht, denn schlafen kann ich wegen der Hitze ohnehin erst nach Mitternacht... Gibt es schon Veilchen zu Hause und Schnepfen?

16. März

Camp „Ereif el Dick“

Schnell ein paar Zeilen über die Ereignisse am Vormittag: Die ganze Nacht wehte ein schrecklich heißer Wind. Wir sind schon sehr geschwächt, schrecklich ist diese Hitze. Um sieben Uhr erwachte ich und brach auf, um in der Umgebung zu pirschen; ich fand eine ganz frische Löwenspur und sehr viele, aber alte Elefantenspuren und Losung. Auf einmal kamen wir oben am hohen Dinder-Ufer aus dem Dickicht heraus und blickten in das unter uns liegende kleinere Wasser; vorne ging der eingeborene Fährtensucher. Plötzlich setzt er sich hin und sagt: „Timsah!" (Krokodil). Ich schaue auch hin und sehe, dass etwa 200 Schritte entfernt am Wasserrand drei liegen – ein größeres, zwei kleinere. Ich legte eine Stahlkugel in die kleine Schönauer, zielte beim Großen gut auf den Ohransatz; bei meinem Schuss blieb es auf der Stelle liegen, fuchtelte nur mit dem Schwanz, und ich sah sofort durch das Fernglas, dass genau dort das Blut aus seinem Kopf rinnt, wohin ich gezielt hatte. Die anderen zwei verschwanden im Wasser; noch etwa zehn Minuten saßen wir dort und beratschlagten, wie man es aus dem Flussbett heraufziehen könnte, als es plötzlich einen großen Stoß tat und ins Wasser kippte, das dort nur knietief war; es begann im Kreis zu schwimmen und hielt den Kopf immer aus dem Wasser. Da schoss ich nacheinander sechs Mal auf seinen Kopf, aber leider hatte ich nur Bleispitzgeschosse bei mir, da ich nur mit Antilopen gerechnet hatte; die Kugeln klatschten laut auf seinem Kopf auf, aber das nahm es gar nicht wahr, denn das Bleispitzgeschoss dringt nicht ein. Auf einmal sprang einer der Begleiter mit großem Geschrei zu ihm hin und stieß ihm seine Lanze in die Seite, während der andere ihm gleichzeitig mit seiner Axt in den Nacken schlug. Nach noch ein paar Axtschlägen verendete es und sie zogen es ans Ufer; wir brachten es auf dem Esel heim ins Lager und fotografierten es.

So schrecklich ist die Hitze, manchmal glaube ich, ich halte es nicht mehr aus und muss umkehren. Auch jetzt sitze ich unbekleidet in meinem Zelt, und das Wasser strömt an mir herab; essen kann ich nicht, aber ich könnte die ganze Donau austrinken. Möchte ich mich doch bloß schon an diesen Zustand gewöhnen, denn so wird diese wunderbare Jagd wahrlich zur Qual. Von meinem Zelt kaum fünfundzwanzig Schritte entfernt liegen die Überreste des Reedbucks von gestern Abend und die des Krokodils; einige Riesengeier und einige Marabus streiten sich mit großem Lärm um das Fleisch, und so nah, dass ich sie von hier von meinem Bett aus mit meinem Stock bewerfen könnte.

Während ich gerade schrieb, kommt Almásy mit seinen Leuten an, notwendigerweise noch zitternd vor Aufregung. Sie trafen auf acht Elefanten tief im dichtesten Dickicht; sie waren auf 10–15 Schritte heran, als sie sie bemerkten, und die Elefanten griffen angeblich an. Ein großer Bulle rannte auf Almásy zu, und er schoss ihm dreimal in den Kopf; einen letzten Schuss gab er aus drei Schritten Entfernung ab, als ein Elefant ihn schon fast gepackt hatte; aber zum Glück geschah dennoch kein Unheil, aber – wie es scheint – hätte nicht viel gefehlt. Der Elefant ging jedoch weg; sie folgten ihm zwei Kilometer im undurchdringlichen Dickicht; weiter konnten sie nicht gehen und fanden ihn nicht. Es herrscht schreckliche Aufregung, jeder spricht durcheinander, aus dem Ganzen scheint hervorzugehen, dass sie es gründlich verpatzt haben. Es ist ein furchtbares Glück, dass sie überhaupt auf Elefanten getroffen sind, es waren ja dieses Jahr schon acht Gesellschaften hier und keine einzige hat geschossen. Ob ich wohl Gelegenheit dazu haben werde? Ich wage es gar nicht zu hoffen.

Wir haben beschlossen, uns im Morgengrauen mit Unmengen an Wasser bereitzuhalten und uns daran zu machen, der Fährte des verwundeten Elefanten zu folgen. Seine Gefährten verlassen ihn nicht, solange er lebt; natürlich muss man dabei sehr vorsichtig sein, denn eine solche wütend gemachte Herde greift sofort an, und das kann mit unseren kleinen Gewehren recht unangenehm sein. Vielleicht wird ja doch noch etwas gelingen.

Könnte ich doch bloß endlich schlafen! Dann wäre alles gut, aber außer der Zeit zwischen drei und fünf Uhr morgens bin ich nicht dazu fähig. Ein interessanter Beweis für die große Hitze ist, dass alle Vögel, die ich von hier aus meinem Zelt beobachte: Geier, Marabus, Reiher, Wasser-und Singvögel, ausnahmslos mit weit geöffnetem Schnabel dasitzen, wie Jagdhunde im Sommer. Ich könnte so viel schreiben, so viel Interessantes beobachte ich und sehe ich ständig, aber ich bin so verblödet und ermüdet, dass ich nur mit größter Anstrengung ein paar Zeilen schnell notieren kann.

Gerade eben kamen zwei Ariel-Gazellen zum Wasser, um zu trinken. Als ich mich ihnen näherte, blieben sie stehen und sprangen zurück.

Acht Uhr abends, bei der Kerze. Um vier Uhr nachmittags brach ich mit meinem Schikari (Jäger) namens Mohamed, einem Esel und dem Eselsjungen auf. Kaum hatte ich mich vom Lager entfernt, sah ich, oben am hohen Dinder-Ufer ziehend, weit vor mir am Rande eines kleinen Wassers drei Krokodile liegen. Auf etwa 200 Schritte pirschte ich mich an sie heran, weiter ging es nicht. Ich legte mich hin, stellte die kleine Schönauer gut ein und schoss dem größten eine Stahlkugel genau neben das Auge. Es blieb auf der Stelle liegen, wiegte nur den Kopf hin und her, aber sich bewegen konnte es nicht mehr. Danach schoss ich von dort, wo ich war, noch zweimal genau hinter das Auge zielend, worauf es sich nicht mehr rührte. Ich kletterte zu ihm hinunter und freute mich sehr über mein gut schießendes Gewehr: Alle drei Kugeln saßen nebeneinander hinter dem Auge.

Es ist kleiner als das, welches ich am Morgen geschossen habe, ca. 2,5 Meter (das vom Morgen war ca. 3 Meter).

Danach ging ich weiter, saß mit meinem Schikari an einem schönen Aussichtspunkt am Ufer im Ansitz, von wo aus sich eine gute Aussicht auf ein schönes kleines Wasser bot. Es war ein wunderbarer, genussvoller Ansitz, auch die Hitze ließ etwas nach, wir saßen an einem schönen schattigen Platz unter einem großen Sykomorenbaum. Vor mir fischten allerlei Wasservögel, darunter ein schöner Silberreiher, und einige kleine Krokodile streckten immer wieder den Kopf heraus; auf einmal kam ein riesiger Schwarm Perlhühner zum Trinken und verursachte einen schrecklichen Streit und Lärm. Dann zupft Mohamed an meinem Ärmel und mahnt: „Ariel, Efendi!“ Ein einsamer Arielbock (die gestern verwundete Gazellenart) schreitet vorsichtig zum Wasser. Sobald er breit steht, schieße ich ihn mit dem kleinen Gewehr auf das Blatt. Nach einigen Sprüngen bricht er zusammen, ein sehr guter Bock, ganz hell semmelfarben. Danach wollte der Schikari nach Hause gehen, da jetzt nach dem Schuss ohnehin nichts mehr käme, aber ich erklärte ihm, dass wir ruhig bis zur Dunkelheit bleiben sollten. Die Sonne war gerade untergegangen, als gegenüber eine große schwarze hirschartige Gestalt stehen blieb, ohne Geweih. Sie trat aus dem Dickicht. „Katambur!“ – sagt der Schikari; das bedeutet „Waterbuck“ (Wasserbock). Er kam zum Trinken herunter, war aber ein Alttier. Ein paar Minuten später stößt mich Mohamed an: „Daker kebir, katambur!“ (Großer Bock, Waterbuck!). „Atrup, efendi!“ (Schieß, Herr!) Nun sehe ich doch, dass hinter dem Alttier ein Tier derselben Art kommt, aber ein prächtiges männliches Tier; so groß wie unser Hirsch, dunkel schokoladenbraun, struppig behaart, mit langen, geraden, geringelten Hörnern. Es war ein wunderbares Bild, wie sie am Wasser nebeneinander standen und tranken, hinter ihnen die untergehende Sonne und im Wasser ihr Spiegelbild. Ich schoss genau auf das Blatt. Er machte drei große Sprünge und brach dort am Ufer zusammen, auch dies ist, wie es scheint, ein gutes Beutestück seiner Art. Es war ein großer Genuss, dieser heutige Abend, und glücklich kehrte ich auf meinem Esel ins Lager zurück. Kaum war ich zu Hause angekommen, hörte man in weiter Ferne Löwengebrüll, aber nur ein paar Mal.

Jetzt hat Almásy mein Grammophon aufgezogen, die Eingeborenen hocken im Kreis drumherum und hören mit glänzenden Augen zu. Ich würde die Safari so genießen, wenn ich nur die Hitze etwas besser vertragen würde. Morgen im Morgengrauen brechen wir auf hinter Almásys verwundetem Elefanten her, mit vier Schützen, drei Lanzenträgern, zwei Pferden und einem wasser tragenden Esel.

17. März

beim Camp „Wad-el-Hag"

Heute im Morgengrauen sind wir hinter Almásys gestrigen Elefanten hergegangen; bis zehn Uhr folgten wir ihnen durch furchtbar dichtes, dorniges Gebüsch und hohes Elefantengras in unbeschreiblicher Hitze, aber ohne Erfolg. Wie es scheint, haben sie das Weite gesucht.

Heute ließ ich mir am Ort des Geschehens Almásys Vorfall von gestern schildern: Den ersten Schuss feuerte er aus etwa fünfzehn, den zweiten aus zehn und den dritten aus drei Schritten Entfernung auf den Elefanten ab, und dennoch entkam er. Ach Gott! Wäre ich doch nur dabei gewesen. Nach der Suche reisten wir noch bis ein Uhr mittags zu unserem jetzigen Lagerplatz Wad-el-Hag weiter; ich kann die Schrecken einer solchen Wanderung am hellichten Tag nicht gebührend beschreiben, wenn man völlig verblödet und vor Hitze halb ohnmächtig auf dem Esel hängt, während dieser im hohen, trockenen Unkraut immer wieder in unsichtbare Elefantenspuren tritt und auf die Nase fällt. Erst jetzt am Abend, nachdem ich mich eine halbe Stunde lang habe begießen lassen, komme ich wieder etwas zu mir – zumindest so weit, dass ich die Ereignisse in etwa niederschreiben kann.

Während unseres Weges am Vormittag traf ich auf immer mehr Wild, vor allem auf riesige Herden von Ariel-Gazellen. In Gruppen von vierzig bis fünfzig Tieren tauchten sie immer wieder im vertrockneten Wald und im Schilf auf. Zwei Böcke schoss ich von ihnen, einen sehr guten und einen mittelmäßigen. Von dieser Art darf ich zwölf Stück schießen.

Gegen Mittag sahen wir das erste Rudel Roan-Antilopen (Pferdeantilope – *Hippotragus equinus*), wunderbare große Tiere, pferdegroß, mit großen, nach hinten gebogenen Hörnern. Davon darf man nur zwei schießen, aber leider kam ich nicht zum Schuss, da sie davon sprangen. Ich sah zudem ziemlich viele frische Büffel-und Giraffenfährten. Es war schon fast dunkel, als ein Rudel Reedbucks zum Wasser kam, um zu trinken; darunter war ein guter Bock, den ich aus wirklich großer Entfernung (250–300 Schritte) mit einem Blattschuss erlegte. Danach legte ich mich, da es ohnehin dunkel war, selbst in die Pfütze; erst nachdem mich das ein wenig belebt hatte, lud ich den Reedbuck auf und kehrte ins Lager zurück. Nun sehen wir, dass das erlegte Tier sehr gut ist, viel besser als jenes, das ich vorgestern schoss.

Nach der Heimkehr erfuhr ich, dass Almásy zwei mittelmäßige Arielböcke geschossen hat.

Heute habe ich lange die Marabus beobachtet. Sie sind so seltsam! Wie ernste Professoren mit großen Nasen spazieren sie ständig um unser Zelt herum, bleiben zwischendurch stehen, breiten ihre Flügel aus und stehen so mit gespannten Schwingen manchmal eine halbe Stunde lang regungslos da.

18. März

vormittags neun Uhr, Camp „Wad-el-Hag"

Um fünf Uhr morgens ging ich auf die Pirsch, jetzt bin ich zurückgekommen: Außer großen Ariel-Rudeln habe ich nichts gesehen. Während ich gerade hier vor dem Zelt schrieb, sah ich, dass zu dem etwa 700–800 Schritte entfernten Wasser ein riesiges Rudel Ariels zum Trinken kam. Ich nahm das Gewehr, pirschte mich heran, aber sie bemerkten mich und zogen ab. Ich setzte mich unter einen Busch und musste nicht viel länger als eine halbe Stunde warten, da kamen sie zurück; es mochten etwa achtzig Stück sein. Sie tranken dort vor mir, ich beobachtete sie lange und schoss dann den größten Bock heraus.

Jetzt sitze ich wieder vor dem Zelt und sehe von hier aus mit bloßem Auge gut, wie der Bock am Ufer liegt; ich habe gerade zwei Leute losgeschickt, um ihn herzhubringen.

Mittags. Jetzt sind die Leute von der Nachsuche mit dem Arielbock zurückgekommen, sie haben ihn gebracht! Sehr geschickte Leute, besonders mein Eselsjunge, der „Tutanchamun" gerufen wird. Ein sonderbar aussehender Sudanese, der bei aller Geschicklichkeit dadurch bemerkenswert ist, dass er eine ganz normale Männerstimme hat, aber wenn er Wild sieht, wird seine Stimme vor Aufregung plötzlich ganz dünn und hoch, wie die einer kleinen miauenden jungen Katze; wir müssen fast platzen vor Lachen, so eigenartig ist das in solchen Momenten.

Derzeit ist es etwa Mittag, Almásy ist seit dem Morgen noch nicht zurückgekehrt; wahrscheinlich sitzt er bei irgendeiner Pfütze mit seinem Fotoapparat im Ansitz. Ich sehe, dass er ein sehr tüchtiger und fähiger Mann ist, er macht alles sehr gut, sodass ich mich um recht wenig kümmern muss. Ein sehr bequemer und angenehmer Reisegefährte.

Heute Nachmittag packen wir unsere Zelte zusammen und wandern weiter, da es hier außer den großen Arielmassen kaum Wild gibt. Nun habe ich zwei Arielböcke geschossen, vorerst schieße ich keine weiteren mehr, es sei denn, es findet sich etwas ganz Besonderes. Hier ist es nicht üblich, die Gehörne auszukochen wie bei uns; man schlägt das Haupt ab, wirft es hier vor das Zelt, im nächsten Augenblick bedeckt es eine Menge Geier und säubert in kurzer Zeit das Fleisch vollständig.

Heute war endlich die erste Nacht, in der ich schlafen konnte; ich hoffe, das lag nicht nur an der völligen Erschöpfung, sondern wird auch künftig so sein. – Inzwischen habe ich zwölf Stück Wild erlegt und (außer einer Trappe) noch nicht gefehlt. Gegen Abend brachen wir weiter auf, und als es dunkel wurde, erreichten wir das Wasser namens Chor el Gosar. Diese Namen, von denen zuletzt die Rede war, sind allesamt Namen einzelner Gewässer; Dörfer gibt es hier nirgendwo mehr. Unterwegs sahen wir außer Ariels nichts anderes; eine große Trappe habe ich erneut gefehlt, aber sie mochte wohl 350 Schritte weit weg gewesen sein. – Wir lagern heute an einem schönen Platz unter einer riesigen Sykomore.

19. März

mittags, Camp „Ein el Sheims"

Im Morgengrauen brachen wir von Chor el Gosar weiter auf, einer von uns auf der rechten, der andere auf der linken Seite des Dinder-Bettes, dabei pirschend und die Karawane mit der Anweisung zurücklassend, uns nach zwei Stunden zu folgen. Jetzt um elf Uhr bin ich hier in Ein el Sheims angekommen, dem vereinbarten Ort. Almásy und bald auch die Karawane müssen hier eintreffen. Heute lagern wir hier. Unterwegs sah ich einen großen Affen; sobald er mich bemerkte, kauerte er sich hinter einen Baum, genau

wie ein Kind, das man bei etwas Verbotenem ertappt. Meine Leute wollten unbedingt, dass ich schieße, aber ich brachte es nicht übers Herz. Später sah ich noch einen guten Waterbuck und zweimal ein Rudel Roan-Antilopen. Die Roan ist ein furchtbar vorsichtiges Wild, und es ist sehr schwer, den Bock herauszusuchen, da auch die Alttiere Hörner haben. – Mein Schikari will mich heute Abend zu einer Pfütze bringen, zu der – wie er behauptet – abends ein „Assad" (Löwe) zum Trinken kommt. Wenn ich doch nur schon einen sehen könnte. Mittags kam Almásy an; er hat einen mittelmäßigen Roanbock und zwei Warzenschweine geschossen, letztere habe ich noch gar nicht gesehen.

Acht Uhr abends. Jetzt bin ich heimgekommen, und ich hatte ein wunderbares Erlebnis: Etwa eine Stunde vom Lager entfernt erreichten wir eine unübersehbar große, flache Savanne; beim Hinausblicken bot sich mir ein so unglaublicher Anblick, dass mir wahrlich der Mund offen blieb. (Nicht weit vom Lager, ca. 200–300 Schritte entfernt, brüllt auch jetzt ein Löwe.) Aber zurück zur Savanne, die im Abendrot badet. Wir blicken auf diese große Wiese, und dieser Wildreichtum ist mein bisher größter Eindruck während meiner Zeit hier; etwa 2000 Stück Wild auf einem Haufen, wie eine riesige Rinderherde oder ein Gestüt. Ich schätzte grob: etwa 1500–1600 Ariel-Gazellen, 200–300 Tiangs (nordafrikanische Leierantilope – *Damaliscus korrigum tiang*) und Kuhantilopen sowie etwa 40–50 Roan-Antilopen (die in zwei Rudel aufgeteilt separat grasten), außerdem 3–4 einzelne alte Roanböcke. Letztere sind große, graue, pferdegroße, herrliche Tiere, die einzeln für sich inmitten der Arielmassen standen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, da es kaum eine Pirschmöglichkeit gab; sie standen in der Mitte einer großen trockenen Ebene, ringsherum der ausgetrocknete lichte Wald, in dem man jeden Schritt meilenweit hört. Kaum hatte ich sie etwa 5 Minuten lang beobachtet (außerhalb der Schussweite), da sahen sie mich schon und stürmten mit gewaltigem Lärm und unter Aufwirbelung einer großen Staubwolke davon. Ganz hinten trotteten diese 2–3 starken einzelnen Roanböcke. Ich sah, dass meine einzige Chance für einen Schuss darin bestand, zu versuchen, ihnen vorauszulaufen; also rannte ich, so schnell ich nur konnte. Ich war schon eine Weile gerannt, als ich bemerkte, dass ich die kleine Schönauer in der Hand hielt, obwohl ich auf dieses pferdegroße Tier auf jeden Fall mit der größeren schießen wollte. Es gelang mir, ihnen so weit den Weg abzuschneiden, dass ich gerade noch sah, wie etwa 250–300 Schritte entfernt die letzten zwei großen Roanböcke in den Wald traben wollten. Ich schoss auf den letzten, hörte den Kugeleinschlag, der Bock wurde sogleich langsamer und brach dann zusammen. Ich freue mich sehr darüber, ein herrliches Wild, ein guter Bock, und es war ein sehr schöner Sport. Von dieser Art darf man zwei schießen. Ich habe noch vergessen zu erwähnen, als ich meinen Blick auf diese wilderfüllte Savanne beschrieb, dass der Boden unter den vielen Tieren wohl wegen der Tausenden von Perlhühnern beinahe schwarz war. Wenn sie in solchen Massen auffliegen, ist das so, dass die herrschaftliche Jagd in der Fasanerie von Kígyós wirklich nichts dagegen ist.

Jetzt ist es zehn Uhr abends, wir haben zu Abend gegessen. Ein Löwe, der hier in der Nähe brüllte, ist verstummt. Wir planen, morgen für ihn irgendein Wild zu schießen und uns nachts in den Ansitz zu begeben, falls er kommt. Schießen könnte man, es herrscht herrlicher Mondschein.

20. März

beim Camp „Ein el Sheims"

Vormittags zehn Uhr. Jetzt bin ich heimgekommen. Aber ich möchte nicht, dass irgendjemand sieht, in welcher seelischen Verfassung ich bin. Man müsste diesen Tag mit einem Trauerand versehen. Aber der Reihe nach.

Im Morgengrauen brachen wir auf, liefen lange kreuz und quer herum, sahen aber nur wenig und schwaches Wild. Nachdem die Hitze stärker geworden war und wir eine große trockene, kahle Savanne erreicht hatten, verkroch ich mich mit meinem Schikari am Rand in den Schatten eines Dornbusches. Von dort beobachtete ich das vor uns liegende große kahle Gebiet, in dessen Mitte ein kleiner Sumpf prangt, zu dem das Wild zum Trinken geht. Es waren etwa zweihundert Ariels draußen auf dem Feld, einige von ihnen kamen ganz nah an den Busch heran, unter dem wir saßen, dazu zwei schwache Roantiere und ein Kuhantilopenbock. Letzteren hätte ich gerne erlegt, aber er graste außerhalb der Schussweite, weit draußen auf dem Feld. Da es sehr warm zu werden begann, legten wir uns beide rücklings hin, und nur ab und zu setzte sich einer von uns auf, um hinauszuschauen. Als ich wieder einmal hinausschaue (es war genau neun Uhr morgens), sehe ich, dass Unruhe unter dem draußen grasenden Wild herrscht, denn alle haben die Köpfe oben. Alle beobachten die Richtung rechts von mir und sind unruhig. Kaum bemerke ich dies, tritt rechts von mir, etwa zweihundert Schritte entfernt, ein Löwe heraus und trottet langsam und schläfrig zur Mitte des Feldes. Die draußen befindlichen Wildrudel ergreifen daraufhin die Flucht; ich schnappe mir die neben mir liegende große Schönauer, ziele, aber da ich keinen unsicheren Schuss abgeben will, pfeife ich ihm zu, damit er vielleicht stehen bleibt. Aber er nimmt davon natürlich keine Notiz, hält weiter seine Richtung bei, dreht sich nicht einmal um, sondern wandert weiter hinein auf die Wiese, ständig im Zielfernrohr meines Gewehrs. Mein Finger am Abzug, aber zwischendurch sage ich mir ständig: „Schieß nicht, denn auf diese Entfernung fehlst du ihn im Lauf, sei ruhig, warte, bis er stehen bleibt.“ Aber er blieb gewiss nicht stehen, sondern wanderte nur weiter.

Da mochte er schon etwa 400 Schritte weit weg sein. Ich befahl dem Eingeborenen, regungslos unter dem Busch zu bleiben, und schlich mich, unter dem Busch hervorkommend, auf allen Vieren hinterher. Eine ganze Zeit lang ging das so, vorne trottete er, dahinter kroch ich, aber natürlich blieb der große Abstand zwischen uns konstant. Plötzlich blieb er stehen, blickte zurück, bemerkte mich und setzte sich wie ein Hund hin und schaute zu mir her. Daraufhin setzte ich mich auch und wir schauten uns an. Ich zielte immer wieder, aber auf etwa 350–400 Schritte bot er, frontal sitzend, ein so kleines Ziel, dass ich die Sache nicht mit einem unsicheren Schuss verderben wollte. Da er seine sitzende Position nicht aufgab, wurde es mir überdrüssig, und ich begann erneut, auf ihn zuzukriechen. Kaum krieche ich ein paar Schritte, da steht der Löwe auf, erkennt mich und trabt davon. Ich sah, dass jetzt ohnehin alles vorbei war, also stand ich auf, zielte auf seine Nase und schoss ab. Direkt bei seinem Hinterteil schlug die Kugel in den Boden ein, daraufhin suchte er auf direktem Weg das Weite. Auch die anderen drei Kugeln, die ich ihm nachschickte, verpufften neben ihm, aber keine traf ihn, und er verschwand im Wald. Mein Befinden, so glaube ich, muss nicht weiter erörtert werden; wenn ich nicht schon vergessen hätte, wie man es macht, möchte ich am liebsten „reanen“ (weinen), denn in dieser Gegend gibt es verhältnismäßig so wenige Löwen, und es ist ein ganz besonderes Glück, einem zu begegnen. Werde ich wohl im Leben noch einem begegnen? Es war eine Löwin, ein riesig großes, semmelfarbenes Tier; die im Budapester Zoo sind nur eine Art Kätzchen dagegen. Aber sprechen wir nicht mehr davon. Wenigstens habe ich einen Löwen gefehlt, das kann auch nicht jeder von sich behaupten.

Elf Uhr. Jetzt ist Almásy angekommen; er hat zwei Waterbucks (Wasserböcke) geschossen. Jetzt können wir uns keine Vorwürfe mehr machen: Er lässt den großen Elefanten und ich den Löwen laufen.

– Ich stehe immer noch völlig unter dem Eindruck des Löwen-Ereignisses. Ich Rindvieh, ich Rindvieh, hätte ich doch bloß sofort geschossen, als ich ihn bemerkte. Jetzt würden

sie schon hier vor dem Zelt seine Haut abziehen, und wir würden vor Freude ein gewaltiges Fest feiern.

21. März

Camp „Chor Galegu"

Vormittags elf Uhr. Jetzt sind wir bei unserem neuen Lager, Chor Galegu, angekommen. Das ist unser bisher schönstes Lager; wir stellen die Zelte unter drei riesige, alleinstehende Sykomoren. Wir sind gerade erst angekommen, und zwar gleichzeitig mit der Karawane. Jetzt läuft das Abladen, das Aufstellen der Zelte usw., was immer mit furchtbarer Unruhe, Geschrei und Ohrfeigen unter den Leuten verbunden ist.

Die Reise im Pirschgang war sehr interessant; zuerst erreichten wir gegen acht Uhr ein großes Wiesengebiet, wo außer vielen Hundert Ariels ein aus zwölf Tieren bestehendes Antilopenrudel graste, mit zwei guten Böcken. Sie bemerkten uns und zogen ab. Auf Umwegen liefen wir ihnen voraus und kamen gerade rechtzeitig an, als das Roan-Rudel etwa 150 Schritte vor uns im Gänsemarsch vorbeizog. Hinten ging einer der guten Böcke, dem ich mit der großen Schönauer zweimal in die Flanke schoss, woraufhin er sich niederlegte. Almásy machte sieben Fotoaufnahmen von ihm. Wenn diese gelingen, werden es wunderschöne Bilder sein. Der Bock ist gut, aber schwächer als die erste Roan. Das war der zweite, von dieser Art darf man nur zwei schießen, die Roans interessieren mich also nicht weiter.

Als wir weitergingen, sahen wir bald eine kleine gelbe Katze im Wald herumschleichen. Die Eingeborenen riefen: „Cheetah" (Gepard). Ich sprang vom Esel und schoss die Katze mit dem kleinen Gewehr auf das Blatt; sie blieb auf der Stelle liegen. Nun, es war kein Gepard, sondern eine Wildkatze, etwa so groß wie unsere Wildkatze, nur löwengelb gefärbt. Man sagt jedoch, dass es ein sehr seltenes Tier sei. Später wollte ich eine kleine Dikdik-Antilope schießen, die man sehr oft sieht; ich habe nur deshalb noch keine geschossen, weil ich immer fürchtete, mit meinem Schuss irgendein ernsteres Wild zu verscheuchen. Dies ist nämlich die kleinste Antilopenart, etwa so groß wie ein Hase, und hat so kleine Hörner wie ein Reh-Spießer. Sie schleicht ständig im hohen Gras herum, und man sieht nur für einen Moment ihren Kopf, dann versteckt sie sich sofort wieder.

Gerade ist unser Koch angekommen, der mit einem Teil der Karawane etwas zurückgeblieben war, und erzählt, dass vor ihnen nicht weit entfernt ein Löwe den Weg kreuzte, kaum eine Viertelstunde von hier. Dann fanden sie einen ganz frischen, von einem Löwen geschlagenen Roanbock, dessen Haupt sie auch gleich mitbrachten. Am Nachmittag wollen wir uns beim Kadaver ansetzen, da der Löwe gewöhnlich zu einem am Vortag geschlagenen Wild zurückkehrt. Ich habe vergessen zu erwähnen, dass Almásy heute Nacht bei Mondschein draußen im Ansitz bei dem Kadaver eines gestern geschossenen Waterbucks saß, aber es kam nicht einmal eine Hyäne. Jetzt habe ich mich glücklicherweise anscheinend an die Temperatur gewöhnt, mein Appetit ist zurückgekommen und ich schlafe ausgezeichnet. Jetzt fange ich erst richtig an zu genießen.

22. März

Camp „Chor Galegu"

Im Morgengrauen brachen wir auf und setzten uns am Rand einer großen Lichtung nieder, in deren Mitte ein kleiner Sumpf war. Wir warteten, dass vielleicht ein Löwe herauskäme, da wir am Rand der Lichtung ganz frische Spuren von ihm fanden; natürlich

kam er nicht. Heute Morgen pirschte ich in einem Wald, der aus lauter großen Bäumen bestand, voll mit fliederfarbenen, lila Blüten. Dann begegne ich immer wieder einem Baum, der voll von magnolienartigen großen gelben Tulpen ist, deren Blüten einen ausgezeichneten, aber sehr starken jasminähnlichen Duft verströmen, sodass man ihn schon von Weitem riecht. Ansonsten sind die meisten Bäume jetzt völlig kahl, sie haben ihr Laub abgeworfen. Alles ist ausgetrocknet, verbrannt. Die Wälder und das Gras entzünden sich immer wieder von selbst. Überall schwelt die Gegend, und ein Großteil der Wälder ist statt mit Gras mit schwarzem Brand und Asche bedeckt. Verstreut stehen einige riesige Fächerpalmen und gewaltige, alte Sykomoren. Eigentlich sind dies die einzigen grünen Flecken, ansonsten ist alles verbrannt. Wie ich bereits schrieb, stehen unsere Zelte derzeit unter drei riesigen Sykomoren, die die größten in der Umgebung sind, Sammelplätze für Tausende von Vögeln. Außer den Hunderten von Geiern (die die Karawane nie verlassen), wimmelt es von Unmengen kleiner bunter Vögel auf diesen großen Bäumen, in einem Maße, dass sie einem ständig auf den Kopf oder den Rücken koten, egal ob wir etwas vor dem Zelt aufhängen oder uns zum Lesen oder Essen hinsetzen. Vergeblich versucht man, sie zu verscheuchen; nach ein paar Minuten kommen sie wieder.

23. März

Camp „Bet el Wahash"

Vormittags elf Uhr. Jetzt sind wir hier mit der ganzen Karawane am neuen Lagerplatz angekommen. Eine unübersehbar große Grassavanne liegt vor uns, an deren Rand einige Bäume stehen, unter denen wir lagern.

Während unsere Leute mit dem üblichen großen Lärm unsere Zelte aufschlagen, sitzen wir oben mit Almásy auf einem Termitenhügel; von dort aus beobachten wir mit dem Glas die vor uns liegende Savanne. Überall, soweit das Auge reicht, sieht man kleinere und größere Wildrudel: Tiangs, Ariels, Reedbucks und – als Hauptattraktion – in etwa anderthalb Kilometern Entfernung eine große, schwarze, lange Masse – die erste Büffelherde.

Bis jetzt lagen sie, nun sind sie aufgestanden und grasen, in einer Deckungslinie aufgefächert, hierher; man kann sie gut mit dem Fernglas sehen. Es sind sechzig und ein paar mehr, eine riesige schwarze Masse, auf deren Rücken winzige weiße Punkte sitzen (Kuhreiher, die die Insekten von ihrem Rücken picken). Sofort wollte ich aufbrechen, um sie anzupirschen, aber die Leute lassen mich nicht, da sie sagen, „that's fortish thing to do" (das ist eine törichte Sache); man müsse warten, bis sie eine bestimmte Richtung einschlagen, und dann müsse man sich an einem geschützten Ort vor sie setzen, da unter ihnen etliche Kühe mit kleinen Kälbern seien und sie angeblich, wenn man sie auf offener Savanne anpirscht, sofort auf den Menschen losgehen, sobald sie ihn bemerken. Jedenfalls verspricht der heutige Nachmittag sehr spannend zu werden; wir haben die Gewehre mit Stahlkugeln geladen und beobachten die Herde. Sie haben sich direkt uns zugewandt und kommen grasend in Richtung unseres Lagers näher.

Heute Vormittag, während wir von unserem gestrigen Lagerplatz zum jetzigen strebten, gab es folgende Aufregung: Vorne ging Fahlata, Almásys Schikari, dahinter Almásy, dann ich, hinter mir mein Schikari, alle auf dem Esel. Wir bewegten uns an einem dicht bewachsenen Ort auf einem ausgetretenen, schmalen Karawanenweg. Auf einmal springt der vorne gehende Fahlata wie der Blitz mit dem Schrei „Assad!" (Löwe) vom Esel, und im nächsten Augenblick waren wir auch unten, das Gewehr in der Hand. Almásy sah noch, wie etwa fünfundzwanzig Schritte vor uns ein großer Löwe über den Pfad spazierte. Ich konnte ihn nicht mehr sehen, da die beiden vor mir standen. Sofort

versuchten wir, ihm aus zwei verschiedenen Richtungen vorauszulaufen, aber er verschwand im Dickicht und wir sahen ihn nicht mehr.

Abend. Die Büffel haben sich nicht aus der Mitte der offenen Wiese wegbewegt. Von den Eingeborenen war keiner bereit, mit mir hineinzugehen; sie behaupteten, sie würden schon herauskommen und man müsse sie im Wald oder am Wasser erlegen, und dass es in einer so großen Gruppe ohnehin keinen guten Bullen gäbe usw. Mit einem Wort: Sie wagten es nicht, hineinzugehen, und die Büffel kamen nicht, sondern sind auch jetzt noch am selben Ort und wären, wenn es nicht dunkel wäre, mit dem Fernglas von hier aus dem Zelt zu sehen.

Am Nachmittag brach ich auf, ich sah Unmengen an Wild, alle in großer Entfernung. Unter anderem eine einsame Giraffe, die am Horizont defilierte. Ein wunderbarer Anblick für das erste Mal, wie eine Art beweglicher Aussichtsturm. Wir pirschten weiter, auf einmal erreichten wir einen Sumpf, der kaum so groß wie ein Zimmer war. Nur in den Wildfährten war Wasser, ringsherum schaute überall die Erde hervor. Zwei meiner Eingeborenen kletterten hinein und fingen an, mit ihren Lanzen in die Wasserlöcher zu stechen; ich verstand nicht, was sie machten. Ich beobachtete sie vom Ufer aus. Nach ein paar Minuten Stechen brachten sie einen Haufen großer, halbmeterlanger welsartiger Fische hervor, die sie dort im Sumpf erstochen hatten. Sie reihten sie auf einen Lanzenschaft und brachten sie heim. Bevor ich zum Lager zurückkehrte, blickte ich von dort in 500–600 Schritten Entfernung noch einmal auf jene große Ebene hinaus, ob ich wohl die Büffel noch sähe. Als ich auf einen Termitenhügel stieg, um die Aussicht zu prüfen, sehe ich kaum 300 Schritte von mir entfernt auf der Spitze eines kleinen trockenen Baumes einen riesigen Panther nach Vogelart herumsitzen. Ich dachte, es sei ein Löwe, so groß war er. Sofort zog ich mich zurück. Das spielte sich alles in einem Augenblick ab, denn gleichzeitig bemerkte mich der Panther, indem er den Kopf zu mir drehte, sprang vom Baum und verschwand. An einen Schuss war wegen der großen Entfernung und der Kürze der Zeit nicht zu denken. Sobald er im Gras verschwand, lief ich ihm sofort entgegen, wobei ich meine Leute auf einem großen Umweg hinter ihn schickte, damit sie diesen krautbewachsenen Teil, in den er gesprungen war, auf mich zu trieben. Aber wir sahen ihn nicht mehr.

Im Lager angekommen, finde ich Almásy in größter Aufregung vor: Er hat drei Löwen gesehen, eine alte Löwin, einen alten Löwen und eine kleinere Löwin, alle getrennt voneinander. Einen sah er trinken, ein anderer sprang vor ihm aus dem Gras auf, aber der eine war weit weg, den anderen sah er nur für einen Augenblick. Mit einem Wort: Er konnte keinen Schuss abgeben.

24. März

Camp „Bet el Wahash"

Heute Nacht kam ein solcher Orkan auf, dass er fast alles von uns weggetragen hätte; ich musste sogar unter das Zelt umziehen. Zum ersten Mal seit wir lagern; bisher habe ich immer draußen geschlafen. Die Büffel von gestern sind heute den ganzen Tag über immer noch am selben Ort, wo man sie nicht erreichen kann. Wie es scheint, gibt es dort irgendein kleines Sumpfwasser. Heute von sechs Uhr morgens bis elf Uhr bin ich gepirscht und habe große Gebiete durchstreift. Ich sah vielerlei Wild, aber keinen Büffel, Löwen oder Giraffen. Auf einmal erreichte ich eine große Wiese, an deren einem Ende ein kleinerer Sumpf war; einige hundert Marabus saßen am Ufer auf einem Haufen, darunter wunderbare große weiß-schwarze Vögel mit gelbem Kopf und großem, pantoffelförmigem blutrotem Schnabel. Außerdem viele schöne schneeweiße Silberreiher. Ich konnte ganz nah an sie herangehen. Lange habe ich mich an diesem

seltenen Anblick erfreut. Schießen werde ich auf keinerlei Vögel, denn wegwerfen will ich sie nicht, und ausgestopfte Vögel kann ich nicht ausstehen.

Beim weiteren Pirschen erreichte ich einen Waldabschnitt, der aus Palmen bestand; es war wie ein wunderschöner Park; ein schöner hoher Hochwald aus Palmen. Darunter in kleineren und größeren Gruppen verschiedene Arten kleiner Palmen. Nichts anderes, ausschließlich Palmen.

Almásy suchte den ganzen Vormittag seine Löwen von gestern, sah sie aber nicht. Jetzt haben wir von den gestern erwähnten, im Sumpf mit der Lanze gestochenen Welsen gegessen; sie waren sehr gut.

Acht Uhr abends. Nun, heute Nachmittag konnte ich diese vor uns grasende Büffelherde nicht mehr länger mitansehen und trotz aller gegenteiligen Ratschläge sind wir mit meinem Schikari einfach auf sie zugegangen. Ich konnte bis dahin nichts Schlechtes über Büffel sagen, da dies meine erste Begegnung mit ihnen war. Diesmal verhielten sie sich jedoch jedenfalls sehr sanft, ja geradezu feige, denn sie liefen einfach davon. Es trug sich folgendermaßen zu. Bei gutem Wind gingen wir direkt auf die Herde zu, es mochten etwa fünfzig sein. Um uns herum in großen Rudeln verschiedene Antilopen; diese liefen bei unserer Annäherung alle davon. Die Büffel blieben jedoch stehen und schauten uns an. Auf der offenen Wiese näherten wir uns ihnen auf ca. 250 Schritte; da liefen sie auf einen Haufen zusammen, wandten sich uns alle zu und knurrten sehr zornig. Ich dachte, dass sie sich nun wahrscheinlich zum Angriff rüsteten; ich schaute sie mir durch das Fernglas gut an, es waren lauter Kühe, Bullen sah ich zwei unter ihnen. Aber – soweit ich es beurteilen konnte – waren sie schwach. In Anbetracht dessen, dass wir nun angeblich jeden Tag Büffel sehen werden und die Erlaubnis nur für zwei gilt, schoss ich nicht auf sie. Ich wollte noch näher an sie herangehen, aber daraufhin machten sie kehrt und ergriffen die Flucht. Sie rannten ein paar Schritte, blieben wieder stehen, wandten sich uns alle zu. Wieder näherte ich mich ihnen auf 200–250 Schritte, wieder liefen sie davon. Das wiederholte sich dreimal, woraufhin sie in den Wald rannten, wo sie endgültig verschwanden. Aber es war schon ein herrlicher Anblick, diese vielen riesigen schwarzen Tiere, wie sie frontal stehend knurrten und mit dem Schwanz schlugen, während auf ihrem Rücken die Kuhreiher hin-und herflogen!

Nachdem die Büffel verschwunden waren, schoss ich bald einen guten Reedbuck und kurz darauf aus einem Rudel einen guten Tiangbullen. Als es schon zu dämmern begann, kamen wir vom Tiang zum Reedbuck zurück, wohin ich mit einem zurückgeschickten Mann ein Kamel zum Abtransport des Wildes bestellt hatte. An der Stelle des Reedbucks angekommen, finden wir den Kamelführer schon dort, der das Tier aufladen wollte, es aber nicht findet. Es dauerte nicht länger als eine Stunde, bis ich zum geschossenen Reedbuck zurückkehrte, und in dieser Zeit hatte ihn schon irgendein Raubtier (Löwe oder Hyäne) weggeschleppt, sodass wir außer den Eingeweiden nichts mehr fanden, obwohl wir ihn völlig mit Schilf und Ästen zugedeckt hatten! Überaus ärgerlich, da es ein kapitaler, starker Bock war.

Bei der Heimkehr sah ich von Weitem am Rand eines Sumpfes eine einsame Giraffe. Ich pirschte sie im Sumpf auf etwa 200 Schritte an, aber bis dahin war es schon so dunkel geworden, dass man nicht mehr schießen konnte. In dem abscheulich riechenden Sumpf gab es eine solche Menge Moskitos, dass ich mich beeilte, dort herauszukommen, denn ich glaube, dass dies ein typischer Fieberherd sein muss. Morgen im Morgengrauen packen wir die Zelte zusammen und ziehen weiter.

25. März

Camp „Chor Semsir"

Mittags. Wir sind gerade hier angekommen. Drei Tage wollen wir bleiben, hier soll es angeblich das meiste Wild geben. Vor allem möchte ich hier meine zwei Büffel schießen. Unterwegs trug sich Folgendes zu: Wir bewegten uns am Ufer des Dinder flussaufwärts, jedoch getrennt. Almásy am einen, ich am anderen Ufer. Kurz nach dem Aufbruch schoss ich einen guten Reedbuck. Jetzt ist Almásy angekommen; auch er hat einen geschossen, zudem sah er mitten im Dinder-Bett eine Giraffe stehen. Er pirschte sie mit seinem Fotoapparat an (da er keine Erlaubnis für Giraffen hat), er kam im offenen Flussbett immer näher, aber die Giraffe rührte sich immer noch nicht; er ging ganz nah an sie heran, sah, dass sie völlig verkommen war und irgendein Gebrechen hatte. Es stellte sich heraus, dass sie auf beiden Augen blind war, woraufhin er sie erlöste.

26. März

Camp „Chor Semsir"

Ich habe mich an ein riesiges Rudel Tiangs herangepirscht und zwei sehr gute Bullen aus ihnen herausgeschossen. Jetzt schreit und lacht hier eine Hyäne, ganz in der Nähe des Lagers.

Als ich die erwähnten zwei Tiangs erlegte, musste ich noch fast eine Stunde lang draußen sitzen, denn solches Wild – das erst am nächsten Tag ins Lager transportiert werden kann – bereiten die Eingeborenen mit großer Umständlichkeit vor, um es vor den nächtlichen Raubtieren (Löwen, Hyänen) zu schützen. Zuerst schlagen sie riesige Äste ab und schleppen sie zum Wild. Wenn alles unter den Zweigen verschwunden ist, stecken sie die abgeschossenen Patronenhülsen in die Ohren des Tieres (angeblich verscheucht das die Hyänen), dann entzünden sie einen riesigen Scheiterhaufen neben dem Wild, der bis zum Morgen brennen müsste, ebenfalls um die Raubtiere fernzuhalten. All diese Verrichtungen geschehen mit schrecklicher Langsamkeit (wie alles hier), sodass ich heute z. B. eine volle Stunde draußen warten musste, bis sie mit diesen zwei Tiangs fertig waren. Natürlich war es bis dahin dunkel. Danach folgt das Heimstolpern in das anderthalb Stunden entfernte Lager, was in der Dunkelheit, das kann ich sagen, ein schreckliches Vergnügen ist. Man reitet auf dem Esel, vorne ein Eingeborener, hinter einem ein Eingeborener, ständig durch das hässlichste Dickicht; das Gesicht, die nackten Knie und die Hände werden von den Dornen und der Menge scharfer Schilfhalme blutig gerissen; der Esel tritt alle zehn Schritte in eine alte Elefantenspur, fällt auf die Nase, und man selbst stürzt vom Esel mitten in die Dornen. Anfangs klettert man mit großer Geduld immer wieder hinauf, weil man hofft, der Weg würde besser werden, aber schließlich gibt man das Reiten auf und geht trotz der großen Müdigkeit lieber zu Fuß. Das heutige war wieder so eine typische abendliche Heimkehr.

27. März

Camp „Chor Semsir"

Früh am Morgen brach ich zur Pirsch auf. Als wir auf eine große Wiese hinauskamen, defilierten vor uns auf etwa 150 Schritte zwei große Warzenschweineber im Trab hintereinander her. Mit dem kleinen Zielfernrohrgewehr schoss ich auf den ersten, fehlte aber; daraufhin stürmten sie davon. Ich schnappte mir das große Gewehr, in dem sechs Kugeln waren, riss schnell das Zielfernrohr herunter und begann auf die flüchtenden Schweine zu zielen. Bald lagen beide. Ich freue mich sehr, denn ein Warzenschwein hatte ich noch nicht.

Als wir weitergingen, erreichten wir einen großen Sumpf, in dem Marabus und Pelikane zu Hunderten standen. Lange beobachtete ich sie, als der Schikari kaum 20 Schritte von uns entfernt im Gras, etwa 10 Schritte vom Ufer, ein großes liegendes Krokodil bemerkte. Wir betrachteten es mit dem Fernglas, aber es war so regungslos, dass wir glaubten, es sei tot. Ohnehin schien es unwahrscheinlich, dass in einer kaum knietiefen Pfütze ein so großes Krokodil lebte. Wir gingen hin, und einer der Männer wollte es schon fast berühren, als das Krokodil plötzlich erwachte und mit der ihm eigenen Schnelligkeit (in solchen Momenten ähnelt es einem Dackel) in den Sumpf raste, wo es unter Wasser zog, bevor ich darauf schießen konnte.

Abend. Den ganzen Nachmittag, bis es dunkel wurde, saß ich an einem kleinen Wasser. Aber es kam nur wenig uninteressantes Wild zum Trinken. Endlich ein Rudel Wasserböcke mit einem sehr starken Bock. Aber nicht dorthin, wo ich saß, sondern zu einer anderen Pfütze, die außerhalb der Schussweite lag. Nachdem sie getrunken hatten, zogen sie sich in einen Wald zurück. Bei gutem Wind schnitt ich ihnen den Weg ab, und es gelang mir, einen starken Bullen zu erlegen.

28. März

Camp „Chor Semsir"

Am Nachmittag, bereits bei Sonnenuntergang, sah ich auf dem Heimweg inmitten einer großen Ebene ein starkes Warzenschwein wühlen; es mochte etwa 500 Schritte weit weg sein. Unser Wind ist so schlecht, dass ein Anpirschen unmöglich ist, zudem ist es von einem Haufen Gazellen umgeben. Mein Schikari sagt, ich solle mich mit dem Gewehr in der Hand auf den Esel setzen und direkt auf das Schwein zureiten; es werde glauben, ich sei eine Giraffe! Das gelang hervorragend; ich ritt bis auf 150 Schritte an es heran, als es Wind bekam und anlief. Ich sprang vom Esel und schoss ihm in die Flanke; es blieb im Feuer liegen. Ich glaube, das erste Wild, das sofort an Ort und Stelle blieb, seit ich hier bin.

Morgen früh ziehen wir weiter; wir haben nämlich beschlossen, zu versuchen, die abessinische Grenze zu erreichen, was von hier aus noch etwa sieben Tage Reise entfernt ist. Die meisten Jagdgesellschaften, die zum Dinder kommen, pflegen nämlich nur bis hierher (bis Chor Semsir) heraufzukommen. Dies ist immer die Endstation, von hier aus kehren sie wieder um. Deshalb beabsichtigen wir, so weit wie möglich vorzustoßen, um an Orte zu gelangen, wo andere das Wild noch nicht beunruhigt haben. Angeblich gibt es viele Büffel und Löwen, zudem macht man uns Hoffnung, dass an der abessinischen Grenze ein großer See voller Flusspferde liegt.

29. März

Camp „Mush Alib"

Um sechs Uhr morgens Aufbruch von Chor Semsir. Ständig am Bett des Dinder entlangziehend, erreichten wir um elf Uhr vormittags unseren heutigen neuen Lagerplatz. Vor unserem Aufbruch kam einer unserer Leute im Lager an, den wir eine Woche zuvor für einige zur Neige gehende Dinge zum nächsten bewohnten Ort zurückgeschickt hatten.

Inzwischen erzähle ich, was heute Vormittag geschah. Wir sahen Unmengen an Wild; wahrlich, je weiter man in unwegsames Gebiet vordringt, desto mehr und weniger scheue Tiere findet man. Nur schade, dass auf Elefanten hier keine Hoffnung mehr besteht, da es zu wenig Wasser gibt. Diese halten sich angeblich nur in jener Gegend auf, wo Almásy

vor zwei Wochen auf sie schoss. Also, wie gesagt, heute Vormittag sahen wir viel Wild: Ariel, Roan, Reedbuck, Waterbuck, Tiang, alle in großen Mengen. Plötzlich, während wir direkt am Rand des hohen Ufers des Dinder-Bettes ziehen, kommen uns mitten im ausgetrockneten Flussbett vier starke Tiangs entgegen. Ich sage zu Almásy, dies sei eine großartige Gelegenheit für einen schönen Galeriering-Schuss, er solle den letzten, den stärksten, herausschießen. Er steigt vom Esel ab, und als sie an uns vorbeiziehen, schießt er, fehlt, woraufhin die Tiangs stehen bleiben; so hat er ihn dann mit dem zweiten Schuss im Stehen totgeschossen. Alle gehen auf den erlegten Tiang zu, ich aber blicke zufällig im Flussbett in unsere Marschrichtung voraus – da sehe ich doch, wie etwa 300–400 Schritte von uns entfernt mit aller Ruhe ein Löwe das Flussbett überquert! Na, das gab eine Hektik! Wir hatten vorher abgemacht, dass, da ich bereits einen Panther habe und schon auf einen Löwen geschossen habe, nun Almásy an der Reihe ist, sofern wir gemeinsam reisend auf einen Löwen oder Panther treffen. Also läuft Almásy ihm voraus, um ihm den Weg abzuschneiden; der Löwe bemerkt es, beginnt zu traben, Almásy rennt, was seine Beine hergeben, ich auch vom Esel runter, das Gewehr in die Hand, und ich renne zum gegenüberliegenden Ufer, so schnell ich kann, damit ich schießen kann, falls er von Almásy umkehren sollte. Noch ein paar Minuten lang sahen wir ihn, er beeilte sich nicht einmal, trabte nur ganz langsam, dann verschwand er in einem Schilfgürtel, und zwar endgültig. Danach suchten wir noch eine Weile seine Fährte, trieben ihn, wir erstickten fast in der schrecklichen Hitze – nichts. Es ist nun der siebte Löwe, den wir sehen: Almásy sah drei an einem Tag, auf einen habe ich geschossen, einen sah der Koch vor der Karawane, einer sprang neulich unterwegs vor uns über den Weg, und dies heute ist der siebte. Schreckliches Pech, dass sie immer nur wie Erscheinungen auftauchen und wir keinen sicheren Schuss abgeben können.

An solchen Reisetagen ziehen wir immer folgendermaßen: Vorne reiten wir zwei mit Almásy auf Eseln, neben uns je ein Schikari mit einem Gewehr zu Fuß, und hinter uns der andere mit den zwei Ersatzgewehren, ebenfalls auf einem Esel; hinter uns, in etwa einer halben Stunde Entfernung, kommt erst die Karawane mit den Kamelen, der Küche und dem Gepäck.

Heute Vormittag kamen wir auf unseren Eseln am neuen Lagerplatz an, suchten aus, wo der geeignetste Platz für die Zelte, die Küche, die Kamele usw. sein würde. Dann aßen wir das mitgebrachte Frühstück und warteten auf die Ankunft der Karawane, von der wir wussten, dass sie eine halbe Stunde hinter uns war. Eine halbe Stunde vergeht, eine Stunde vergeht, die Karawane kommt nicht; endlich, nach langer Zeit, trifft sie ein. Wir erkundigen uns nach dem Grund der Verspätung. – Während sie ziehen (zwölf Kamele hintereinander im Gänsemarsch), springt plötzlich ein riesiges Warzenschwein aus dem Gebüsch und geht ohne jeden Grund zähnefletschend auf das erste Kamel los. Die Kamele erschrecken, rennen in alle Richtungen auseinander, von vier Kamelen fällt das gesamte Gepäck herunter, und einem der darauf Sitzenden fällt eine Kiste Konserven auf die Seite, sodass er sich kaum bewegen kann. Abdul, der Headman, der seinem Namen treu immer ganz hinten reitet, ist mit einer alten Schrotflinte bewaffnet, aber auch sein Kamel ging durch und trug ihn ins Dickicht, sodass er sein Gewehr nicht benutzen konnte. Das Schwein suchte das Weite, nachdem es sie so ordentlich erschreckt hatte. Das war der Grund für die Verspätung! Ist das nicht ein hervorragender Vorfall? Unsere Leute besprechen es jetzt noch mit solcher Aufregung und solchem Lärm, wie es eine solche Sensation erfordert.

Ich habe vergessen zu erwähnen, dass wir heute, nachdem wir den Löwen gesehen hatten, sogleich am Rand des Flussbettes drei kapitale Reedbucks zerrissen nebeneinander fanden. Von jedem war nur noch der Kopf und die Haut übrig; der Löwe muss zwischen ihnen gelegen haben und stand erst bei Almásys Schuss (mit dem er den

Tiang schoss) von dort auf. Wenn er zufällig nicht auf die Tiangs geschossen hätte, hätten wir den Löwen ganz sicher von Weitem gesehen und hätten ihn mit Leichtigkeit anpirschen können. Almásy geht heute Nachmittag dorthin zum Ansitz, wo die zerrissenen Reedbucks liegen.

Abend. Wieder ein denkwürdiger Tag, ich habe meine Giraffe geschossen. An einem wunderschönen Ort war ich heute, lauter Palmen und riesige alte Bäume, voll von Lianen, die bis zum Boden hingen. Am Ufer saß ich im Ansitz und sah bald einen großen einsamen Giraffenbullen, wie er sehr weit von mir entfernt aus dem Wald trat. Wahrscheinlich wollte er zum Wasser kommen, aber etwas mochte ihm verdächtig vorkommen, denn er stand wohl eine Viertelstunde lang regungslos da. Ich kroch von meinem Ansitzplatz zurück und näherte mich ihm mit großer Vorsicht auf etwa hundertfünfzig Schritte. Von hier aus schoss ich mit dem großen Gewehr aufs Blatt. Er sprang an, und da der Arme nicht wusste, woher die Gefahr kam, kam er direkt auf mich zu. Es ist so ein wunderbares Tier, wie es mit langen, wiegenden Bewegungen galoppiert, wie ein Schaukelpferd. Ich musste sozusagen vor ihm wegspringen, so nah kam er. Als er mich sah, sprang er zur Seite, wie ein Pferd, das vor etwas scheut, und rannte dann im vorigen langen, wiegenden Galopp weiter. In schneller Folge schoss ich die vier noch im Gewehr befindlichen Kugeln in seine Flanke. Er zeigte keinerlei Reaktion, beschleunigte nicht, verlangsamte sein Tempo nicht, sondern galoppierte ganz ruhig weiter. Ich schaute nur, was passieren würde, denn ich sah, dass ich jede Kugel getroffen hatte, er war ja nicht weiter als 20 Schritte entfernt. Er lief noch etwa 100 Schritte, dann blieb er stehen, begann zu schwanken und brach zusammen. Es ist kein schöner Anblick, wie dieses riesige Bauwerk aus dieser großen Höhe so zusammenfällt. Denn es fällt im wahrsten Sinne des Wortes zusammen wie ein Kartenhaus. Alle vier Beine und dieser lange Hals jedes für sich. Ein riesiger, alter Bulle. Auf dem Heimweg sah ich noch sechs, die ich in einem Wald anpirschte. Es waren vier Kühe mit zwei Kälbern. Als ich dann ganz zwischen sie trat, wussten sie nicht, was das war, denn sie schauen niemals nach unten, sondern immer in die Ferne. Wenn man ihnen so nah ist, schauen sie über den Kopf hinweg. Sie liefen ringsherum, man hätte wunderschöne Fotos machen können.

Ich bin gerade heimgekommen und habe sogleich vier Leute mit einem Kamel ausgeschickt, die dort bei der Giraffe übernachten und ständig Feuer machen, um die Hyänen fernzuhalten. Morgen werden wir sie dann fotografieren. Es gibt so viele kleine und amüsante Dinge, die ich alle aufschreiben möchte, aber wenn ich damit anfange, hätte das Schreiben weder Ende noch Länge, und ohnehin bin ich, wenn ich heimkomme, so müde, dass ich hier beim Kerzenlicht nur eben die wichtigsten Ereignisse erwähne; an die Details werde ich mich dann durch diese erinnern. Heute sah ich auf der Spitze eines großen Baumes einen Haufen schöner, langschwänziger, grüner Papageien unter großem Zank und Lärm.

30. März

Camp „Mush Alib" (Ulush Alib)

Früh am Morgen gingen wir hinaus, um die Giraffe zu fotografieren; unterwegs verewigten wir einen Urbaum mit riesigem Stamm, den ich gestern während meiner Pirsch in einem Dickicht gefunden hatte. Zu sechst standen wir in einer Reihe davor und verdeckten seinen Stamm noch immer nicht. Ich fand viele frische Löwenspuren hier im Sand des Dinder-Bettes. Hej, wenn ich nur schon einen davon bekommen könnte! Jetzt ist es 11 Uhr vormittags, es ist schrecklich heiß; ich bin heimgekommen, habe gebadet und schwitze im Zelt weiter.

Abend. Der Nachmittag war ziemlich uninteressant, das heißt, es ist niemals uninteressant, denn zu sehen gibt es immer Unmengen, nur nicht immer etwas zum Schießen. Heute sah ich unter anderem etwa 20 Giraffen und einen Haufen verschiedener Antilopen. Am Abend saß ich am Ufer im Ansitz, aber es kam nichts; erst als die Sonne gerade untergegangen war, brüllte ein Löwe in der Ferne etwa viermal, aber so, wie ein fernes Donnern. Jetzt am Abend schreien einige Hyänen, ansonsten ist alles still. Am Morgen ziehen wir wieder weiter.

1. April

Camp „Um Orug"

Nun, so schwach dieser Tag anfing, so großartig wurde er am Abend! Im Morgengrauen Aufbruch, wie üblich wir vorne mit den Gewehren und den Schikaris, dahinter eine halbe Stunde später die Karawane. Gegen acht Uhr sehen wir einen starken Wasserbock aus sehr weiter Entfernung. Ich schieße darauf, er zeichnet gut, verschwindet, wir finden Schweiß, wir suchen alles ab, aber das Wild ist nirgends, es ist verloren.

Wir ziehen weiter; gegen zehn Uhr sehen wir in großer Entfernung in einem Wald neben einem kleinen Sumpf einen großen einsamen Büffel herumwandern. Mit einem wohldurchdachten Plan, großem Umweg und Mühe nähere ich mich auf 150 Schritte; als ich dort ankomme, erkenne ich, dass es eine Kuh ist. Natürlich habe ich sie nicht behelligt; wir gingen weiter, und um halb zwölf, in der größten Hitze, bevor wir unseren neuen Lagerplatz erreichten, sehen wir einen Bushbuck (Schirrantilope). Dies ist hier eine sehr seltene Art und nur so groß wie ein Reh, rot, mit eher langem Haar. Sobald wir ihn sahen, sprang Almásy vom Esel und eilte ihm ins Dickicht nach, ich aber rannte ihm voraus, um ihm den Weg abzuschneiden. Tatsächlich sah ich, wie er im schnellen Lauf im Gras immer wieder aufleuchtete. Zweimal schoss ich dorthin, fehlte aber.

Während ich jetzt schreibe (acht Uhr abends), brüllt wieder ein Löwe, gar nicht einmal so sehr weit weg! Es beginnt dunkel zu werden, ich halte auf das Lager zu, da schnalzt plötzlich der vor mir gehende Mohamed mit der Zunge, geht in die Hocke und sagt: „Assad!" (Löwe) und zeigt in ein etwa 50 Schritte entferntes Schilf. Ich saß schon auf dem Esel, es dauerte nicht lange, bis ich unten war und das Gewehr ergriff! Endlich sah ich durch das Glas (ca. 50 Schritte entfernt) im Schilf zwei Ohrenspitzen, sonst aber nichts. Zeit zum Überlegen oder zum Auflegen des Gewehrs hatte ich nicht, also schoss ich, mir seinen Kopf unter den Ohren berechnend, freihändig unter den Kopf. Nach dem Schuss Stille. Wir näherten uns auf etwa zehn Schritte der Stelle des Schusses, nichts rührt sich. Da war ein Baum, auf den kletterte Mohamed; von dort aus spähte er das Gelände aus, sah aber auch von dort nichts. Eine Weile warteten wir, denn in so hohes Schilf, wo man keine zwei Schritte weit sieht, hineinzugehen, ist nicht ratsam. Also warteten wir eine Weile, dann kroch ich vorsichtig mit gespanntem Gewehr hinein. An der Stelle des Schusses ein großer Haufen Blut; ich mache noch ein paar Schritte, da liegt ein seltsames, graues Tier. Wir kommen heran – nun, eine große Hyäne! Das ist jedenfalls weit entfernt von einem Löwen, aber dennoch freute ich mich darüber, denn eine solche haben nur wenige Menschen geschossen, da sie sich tagsüber so gut wie nie zeigt. Ein großer, starker Rüde, so groß wie ein Wolf. Auch über den Schuss freute ich mich sehr, denn er saß genau dort, wo ich ihn haben wollte, mitten in der Kehle. So kam ich mit der Hyäne in sehr guter Stimmung nach Hause. Auf diese Weise erreichte meine Freude ihren Höhepunkt, und ich lege mich heute sehr zufrieden zur Ruhe.

2. April

Camp „Um Orug"

Kaum war ich im Morgengrauen aufgebrochen, sah ich wieder eine Kuhantilope, aber bevor ich schießen konnte, bemerkte sie mich. Dann pirschte ich vier Warzenschweine an, unter denen zwei große waren. Mit drei Schüssen schoss ich die zwei großen heraus. Einer ist ein kapitaler Eber.

Im Laufe der Nacht brüllten drei Löwen um das Lager. Heute Morgen fand ich am Wasser auch die frischen Spuren. Ich saß den ganzen Vormittag dort, schoss aber nichts anderes als einige riesige Krokodile und einen schönen Raubvogel, als er vor mir am Ufer eine Taube schlug, sich auf einen nahen Ast setzte und sie vor meinen Augen verzehrte. Auf dem Heimweg zog nah bei mir ein Rudel Tiangs vorbei; ich schoss den hinten ziehenden starken Bock heraus. Im Lager angekommen, erfahre ich, dass Almásy wieder in die Nähe von Elefanten gelangt ist; er hat sie nicht gesehen, nur brechen gehört, aber da es nur zwei ganz schwache Spuren waren, folgte er ihnen nicht, und ohnehin hat er kein Recht auf den Elefantenabschuss, nur ich.

Um neun Uhr abends. Im Laufe des Nachmittags fand ich auf einer großen Lichtung 4 Kuhantilopen, von denen ich schon öfter schrieb, dass sie selten sind und ich noch keine habe. Wegen des schlechten Windes konnte man sich ihnen nicht nähern. Anderthalb Stunden lang saß ich am Rand der Lichtung und wartete ab, was sie tun würden. Endlich zogen sie in die entgegengesetzte Richtung davon. In einem großen Bogen rannte ich ihnen voraus und kam völlig außer Atem dort an; als sie über eine kleine Lichtung ziehen wollten, bemerkten sie mich und zogen in schnellem Galopp in etwa 150 Schritten Entfernung an mir vorbei. Es gelang mir, drei herauszuschießen. Darüber freute ich mich sehr. Die Kuhantilope ist im Körper fast identisch mit dem Tiang. Eselgroß, pferdeköpfig, ein rotbraunes Tier. Von dieser Art darf ich insgesamt nur vier schießen. Sonst sah ich nichts Besonderes.

3. April

Camp „Um Orug"

Die ganze Nacht brüllte wieder der Löwe, an derselben Stelle wie gestern. Heute Morgen ging ich in jene Gegend und untersuchte mit meinen Leuten jene Plätze, von denen ich hoffte, dass er darin stecken könnte. Aber natürlich fanden wir ihn nicht. Ich sah viel Wild, nur leider keine Büffel, die ich am meisten suche. Unbegreiflich, wo sie sein können, alles ist voll von ihren Spuren. Auf dem Heimweg traf ich wieder ein kleines Rudel Kuhantilopen; darunter war ein Bock, den ich totschoss. Er blieb auf der Stelle liegen, was hier immer eine Seltenheit ist. Damit habe ich meine vierte Kuhantilope, für mehr habe ich keine Erlaubnis.

Abend. Im Laufe des Nachmittags eine lang andauernde, ermüdende, aber ergebnislose Pirsch. Ich sah wenig und uninteressantes Wild. Während ich hinter einem Busch im Ansitz saß, kam ein kleines Warzenschweinferkel bis auf fünf Schritte vor mich hin. Ich bewarf es mit Holzstücken; es wusste nicht, was das war, und verhielt sich sehr seltsam.

Im Morgengrauen brachen wir wieder weiter auf. Von nun an wird das Wild angeblich abnehmen, je mehr wir uns der abessinischen Grenze nähern. Wir setzen unsere Reise ausschließlich wegen der bereits erwähnten Flusspferde fort; vier Tagereisen von hier entfernt, direkt an der abessinischen Grenze, liegt nämlich ein See mit vielen Flusspferden. Da wir diese aber nirgendwo finden, müssen wir dorthin reisen. Von dort aus kehren wir dann um, da wir die Grenze ohnehin nicht überschreiten dürfen und zudem bereits sehen, dass die Reise länger dauern wird, als wir berechnet hatten. Heute haben wir eine Kalkulation gemacht: Im besten Fall können wir erst Mitte Mai nach Ungarn zurückkehren.

Ich bin wieder mit meinem Bett aus dem Zelt hinausgezogen; ich bemerke, dass die Hitze nachts draußen doch geringer ist als unter dem Zelt. Draußen ist wiederum unangenehm, dass man bis zum Morgen von der Menge der auf dem Baum sitzenden Geier völlig zugeschissen wird. Abends wie jetzt ziehen wir immer das Grammophon auf und hören bei einem Glas Whisky-Soda, das unser einziger täglicher Alkoholgenuss ist, zusammen mit der dazugehörigen Chinindosis, „Red, red Robin", „Dinah" und andere heimatliche Klänge, die hier im Urwald, 300 km vom nächsten bewohnten Ort entfernt und beim Brüllen der Löwen, gut zu hören sind. Zu zweit sitzen wir mit Almásy am Klapptisch (jeder von uns hat einen Klappstuhl), auf dem Tisch brennt eine Kerze, das Grammophon spielt, im Hintergrund kauern unsere Begleiter. Zwischendurch steht einer auf, wagt sich ganz nah an das Grammophon heran, schaut hinein (er glaubt, es sei jemand darin, der musiziert), kriecht dann wieder zu seinen Gefährten zurück und berichtet ihnen, was er gesehen hat. Ein paar Schritte weiter ruhen unsere Kamele und verbreiten einen großen Gestank; daneben sind unsere Esel an einen Baum angebunden und brechen zu jeder Stunde der Nacht (als täten sie es auf ein verabredetes Zeichen) in ein schreckliches Gebrüll aus und schrecken einen jedes Mal aus dem Schlaf. Schließlich liegen um das ganze Lager verstreut Unmengen von Knochen, abgezogene Häute usw., was natürlich einen ständigen Aasgestank verbreitet. Anfangs war es schrecklich, aber jetzt haben wir uns daran gewöhnt, und es wird uns sicher fehlen, wenn es einmal nicht mehr da ist. Aber man kann es nicht anders machen, denn wenn wir diese Sachen etwas weiter vom Lager entfernt ablegen, würden die Hyänen sie bis zum Morgen wegschleppen. Man muss sie jedoch auslegen, damit die Geier tagsüber das Fleisch säubern.

4. April

Camp „Heigirath"

Früh am Morgen Aufbruch. Almásy am rechten, ich am linken Ufer des Dinder. Kurz nachdem wir aufgebrochen waren, sehe ich in etwa zweihundert Schritten Entfernung Warzenschweine. Sie blieben stehen – ich beobachte sie schon seit fünf Minuten vom Esel aus mit dem Fernglas –, als vor mir auf 50 Schritte aus einem kleinen Schilfhaufen ein Panther springt! Bis ich abgesprungen war und das Gewehr ergriff, verschwand er in einem großen, etwa 50–60 Joch großen Schilfgürtel. Obwohl es aussichtslos war, rannte ich doch zur Beruhigung meines Gewissens vor das Schilf und ließ es von meinen zwei Männern (denn mehr waren es nicht) so weit wie möglich durchtreiben. Natürlich ohne Erfolg. Einen Panther kann aus einem so großen Schilfgürtel nicht nur zwei, sondern selbst hundert Menschen nicht heraustreiben, wenn er einmal nicht herauskommen will. So war ich gezwungen, schweren Herzens weiterzuziehen.

Später sah ich ein riesiges Krokodil; es lag draußen neben einem kleinen Wasser im Sand und schlief mit weit geöffnetem Maul. Ich näherte mich ihm, schoss aber nicht darauf; ich habe ohnehin schon drei, und es ist ein so widerwärtiges Tier. Bevor ich unseren neuen Lagerplatz erreichte, sah ich von Weitem vier starke grasende Wasserböcke. Es waren vier etwa gleich alte Bullen.

5. April

Camp „Heigirath"

Heute Vormittag habe ich den ersten Bushbuck erlegt; dies ist hier eine sehr seltene Antilopenart, rehgroß, hat anspruchslose kleine Hörner und ist dunkelbraun mit weißen Tupfen. Er hält sich nur im dichtesten Dickicht auf und kommt niemals auf die Lichtung heraus. Er ist furchtbar scheu und vorsichtig, bemerkt die kleinste Störung, springt nach

Hasenart davon und bleibt nicht mehr stehen. Ich sah sie zwar ständig im großen Dickicht herumschleichen, und es dauerte lange, bis ich schießen konnte. Endlich sah ich für einen Augenblick seinen Hals, schoss schnell dorthin, und als ich hinkomme, sehe ich, dass ich mit einem Schuss den Bock und das hinter ihm stehende Schmalreh totgeschossen habe! Jetzt, da ich auch einen Bushbuck habe, besitze ich acht Antilopenarten, das heißt, ich habe alle, die hier zu finden sind, außer dem Kudu; der ist jedoch so selten, dass man ihm nur durch Zufall begegnen kann. Wir haben noch keinen einzigen gesehen. Zudem habe ich heute Vormittag noch einen guten Wasserbock geschossen. Er trabte in gutem Abstand vor mir her, hinter vier Kühen. Auf den Schuss hin blieb er auf der Stelle liegen. Dies war mein elfter Wasserbock, einen darf ich noch schießen. Noch eine Neuigkeit sah ich heute Vormittag: eine große Herde Paviane! Darunter waren einige riesige, wie eine Art kleinerer Bär. Lange folgte ich ihnen.

Irgendetwas hat mich heute Nacht ins Auge gestochen; es ist ganz zugeschwollen, ich kann es kaum öffnen, und es schmerzt sehr.

Abend. Den Nachmittag verbrachte ich an einem kleinen Wasser, wo ich mich sehr gut unterhielt, obwohl ich nicht schoss, da lauter Wild kam, das ich nicht mehr benötige. Zuerst ein schwacher Wasserbock (ich saß ganz nah am Wasser in einem guten Versteck, von wo aus ich alles gut sehen konnte), dann ein Rudel Wasserbockkühe. Während diese tranken, traf ein Warzenschwein ein (nicht sehr stark), und als es hinter einem Baum hervortrat, fand es sich genau einer Wasserbockkuh gegenüber. Beide erschraken schrecklich und sprangen mit großem Lärm auseinander; dann blieben sie stehen, schauten sich an und erkannten sich, woraufhin das Warzenschwein auch zu ihnen ans Wasser kam. Kaum waren diese weg, traf eine einsame Giraffenkuh ein, dann wieder ein Rudel Wasserböcke mit einem starken Bullen. Aber da ich nur noch Recht auf einen Wasserbock habe, behelligte ich ihn nicht. Als letzter Akt kroch ein großes Krokodil aus der kaum zimmergroßen Pfütze ans Ufer. Genau bevor es dunkel wurde, sah ich aus der Ferne acht Giraffen auf das Wasser zukommen. Aber da brachen wir schon auf. Hier beginnt sich die Gegend insofern zu verändern, als große runde Felsen (wie riesige glatte, runde rote Kieselsteine) im Wald auftauchen; ja, wir fanden heute sogar einen kleinen Berg aus lauter grotesk geformten, runden roten Felsen. Als wir darauf kletterten, konnte man in der Ferne bereits die abessinischen Berge sehen. Dies ist eigentlich schon verbotenes Gebiet, und bisher kommen Jagdgesellschaften niemals hierher. Aber da wir diesbezüglich aus Khartum keine ausdrückliche Anweisung erhalten haben (da sie ohnehin nicht annahmen, dass wir hierherkämen), tun wir so, als hätten wir keine Kenntnis davon, und versuchen den See zu erreichen, von dem wir hörten, dass Flusspferde darin seien.

Die Engländer lassen die Jäger deshalb nicht in die Nähe der abessinischen Grenze, weil man dort von ständigen kleinen Zusammenstößen hört. Die Situation stellt sich nämlich folgendermaßen dar: Abessinien ist ein eigenständiges Königreich, in dem natürlich die größte Unordnung und Gesetzlosigkeit herrscht und die Jagd freigegeben ist. Und da die Abessinier zu Hause bereits alles ausgeschossen haben – die Grenzen sind hier ohnehin so unsicher –, kommen sie ständig nach Sudan herüber, um zu jagen. Die englischen Patrouillen, die hin und wieder an die Grenze hinausgehen, schießen einfach auf die Abessinier, sobald sie sie sehen. Die Abessinier wiederum (da die sudanesisch-englischen Soldaten Helme tragen) schießen ebenfalls sofort, sobald sie irgendwo einen Helm sehen. Deshalb verbieten die Engländer den Jagdexpeditionen streng das Vordringen bis in die Gegend der Grenze. Wir hoffen, wir werden nicht gezwungen sein, uns in einen Kampf mit ihnen einzulassen, umso mehr, als wir wenig Munition haben. Wir gehen ja nur wegen der Flusspferde, da das übrige Wild hierherum ohnehin schon stark abnimmt.

6. April

beim Camp „Abu Ramla"

Mittags. Heute Morgen traf eine sudanesisch-englische Patrouilleneinheit unter der Führung eines Unteroffiziers in unserem Lager ein. Sie sind sehr nett, aber wir verständigen uns vorerst nur mit Zeichen, da es lauter Sudanesen sind, einschließlich des Offiziers. Sie sind auf Maultieren beritten, ihre Kleidung von unten nach oben: Sandalen an den Füßen, kurze Khakihosen, ein brauner Pullover, Khakihelm, ein über die Schulter geworfener Patronengürtel, vollgestopft mit Patronen, und ein einschüssiges kurzes Kugelgewehr. Sobald wir sagten, dass...

Wir bereiten uns auf die abessinische Grenze vor, auf diesen See mit den Flusspferden; sogleich bot der Unteroffizier an, dass sie uns begleiten – so sind wir wenigstens in Sicherheit – und uns auch den Weg zeigen, da unsere Leute sich hier nicht mehr auskennen. Wir gaben ihnen sogleich einen Wasserbock und versicherten ihnen, dass es ihnen an Fleisch nicht mangeln werde. So kamen wir schnell in beste Freundschaft. Es sind dreiundzwanzig Mann; beim Aufbruch am Morgen teilten wir uns in zwei Gruppen auf, nachdem wir wie üblich am rechten und linken Ufer des Dinder getrennt voneinander vorangingen, Almásy auf der einen, ich auf der anderen Seite. So fielen mir elf Soldaten zu, von denen einer vor mir ritt und den Weg wies, während die übrigen 100–200 Schritte hinter mir folgten. Sie sind sehr nett, soldatisch und respektvoll; sobald man versucht, mit einem von ihnen zu sprechen, schlägt er sofort die Hacken zusammen. Wenn sie unter einem Baum liegen und ruhen und Almásy oder ich vorbeikommen, springen sie sofort auf und stehen stramm. Ich glaube, sie denken, dass wir englische Offiziere sind. Kurz gesagt: Auf diese Weise setzten wir heute früh unter militärischem Schutz unseren Weg fort.

Der heutige Tag war sehr anstrengend, wenn man bedenkt, dass wir um halb sieben aufbrachen und bis Viertel vor eins ununterbrochen marschierten. Sechs Stunden im Sattel eines Esels sind in dieser Hitze etwas viel, und ich muss sagen, am Ende war mir schon schwindlig. Aber glücklicherweise hatte ich unterwegs allerlei Abenteuer, was so einen Weg sehr erleichtert. Bald nachdem wir aufgebrochen waren, sah ich einen starken Reedbuck in einem Schilfgürtel stehen; er war nicht weit, aber man sah nur die Hörner. Da diese vielen Soldaten jetzt dringend Fleisch brauchen, dachte ich mir, ich schieße ihn. Ich zielte eine Spanne unter seine Hörner; auf den Schuss hin verschwand er im Schilf, ich hatte ihm genau den Hals durchschossen. Dies ist mein achter und zugleich letzter Reedbuck. Später zog ein Rudel Waterbucks in guter Entfernung vor uns vorbei; hinten ging ein guter Bulle, den ich mit einem guten Blattschuss streckte. Dies ist mein zwölfter und diesmal letzter Waterbuck! Die elf Soldaten, die hinter mir kamen, ließ ich beim Wasserbock zurück, damit sie ihn häuten und zerlegen, denn den hatte ich ohnehin für sie geschossen; wir aber gingen weiter.

Jetzt, da wir hier am neuen Lagerplatz alle zusammengekommen sind, erzählen die Soldaten ganz aufgeregt, dass, kaum dass sie den Wasserbock gehäutet hatten und mir wieder gefolgt waren, in kaum dreißig Schritten Entfernung ein großer Löwe saß. Sie ritten alle an ihm vorbei, aber der Löwe blieb einfach sitzen! Ist das nicht ein staunenswertes Pech? Bald nach dem Erlegen des Wasserbocks hörte ich fünf Schüsse vom gegenüberliegenden Ufer, von Almásy. Jetzt, im Lager angekommen, sagt er, dass ein Panther vor ihm auf einer verkrauteten Wiese aufgesprungen sei und er ihm im Laufen fünfmal nachgeschossen, aber gefehlt habe! Bevor ich den Lagerplatz erreichte, sah ich noch drei Bushbucks, aber bis ich das Gewehr an die Backe riss, waren sie schon verschwunden.

Schließlich schreibe ich noch als Sensation, dass ich mitten im Dinder-Bett einen Strauß spazieren sah! Das ist schon der zweite. Das Schießen von Straußen ist verboten, aber ohnehin gelten sie hier als ausgestorben, und in Khartum sagte man mir, dass sie seit Jahren nicht mehr am Dinder vorgekommen seien.

Als wir unseren jetzigen Lagerplatz erreichten, erlebten wir noch eine große Überraschung: Wir fanden nämlich eine unbekannte Gesellschaft von etwa 40–50 Personen mit einer großen Schafherde vor. Sobald sie uns sahen, ergriffen sie die wilde Flucht. Unsere Soldaten auf Maultieren hinterher und fingen die ganze Gesellschaft ein. Es stellte sich heraus, dass es Bergbewohner aus weiter Ferne sind, denen zu Hause angeblich das Wasser ausgegangen war und die auf der Suche nach Wasser hierher gelangt waren. Ihr Gesicht und ihr Körper sind ganz zerschnitten, ihre Frisur ist flach wie ein Teller. Die Frauen tragen bodenlange weiße Perlenketten aus Kieseln, die Männer tragen außer Lanzen einen hockeyschlägerförmigen Wurf-Bumerang. Heute Nachmittag werden uns die Unseren zeigen, wie sie damit werfen.

Abend. Heute Nachmittag habe ich gar nichts gesehen; die Eingeborenen haben alles Wild aus der Gegend verscheucht. Im Morgengrauen ziehen wir weiter, und laut dem Unteroffizier müssten wir im Laufe des Vormittags den See mit den Flusspferden erreichen. Mittlerweile sind wir 300 km auf dem Esel bzw. zu Fuß gereist, etwa so viel wie die Entfernung zwischen Pest und Wien.

7. April

Camp „Um Edla"

Nun, meine Herrschaften, das ist heute ein so verkehrsreicher und ereignisvoller Tag, dass ich fürchte, der Rest meines Buches geht dafür drauf. Früh am Morgen Aufbruch, wie üblich einer von uns am rechten, der andere am linken Ufer, hinter uns in gebührendem Abstand je zehn Soldaten auf Maultieren, weit hinten die Karawane. Kaum sind wir eine halbe Stunde unterwegs, bemerke ich am gegenüberliegenden Ufer Almásy, wie er winkt und signalisiert, ich solle schnell herüberkommen. Ich eile dorthin, und was höre ich: Gerade eben sah er von Weitem einen Löwen, wie er auf eine kleine Insel mitten im Flussbett ging; er kam nicht wieder heraus, er ist jetzt noch dort. Diese kleine Insel ist natürlich jetzt nicht von Wasser umgeben, da das Flussbett trocken ist. Die Insel ist etwa 50 Schritte lang und kaum 10 Schritte breit, also ein langes, schmales Stück Land, bewachsen mit undurchdringlich dichtem und hohem Schilf. Sofort war der Plan fertig: Almásy und ich stellen uns an einem Ende der Insel auf beiden Seiten auf, und die Soldaten zünden die Insel vom anderen Ende her an. Dies geschieht, wir warten mit großer Erregung: nichts. Die Insel brennt sehr schlecht, weil das Schilf nicht trocken genug ist und das Feuer den Wind von der Gegenseite bekommt. Wir glauben schon, dass der Löwe gar nicht drin ist, als ich ganz aus meiner Nähe ein tiefes Knurren im Schilf höre. Ich gebe Zeichen, dass der Löwe hier vor mir ist und dass die Soldaten die Insel durchtreiben sollen. Sie laufen unter großem Geschrei los. Als sie in die Nähe jener Stelle kommen, von der ich das Knurren hörte, ein schreckliches Gebrüll aus dem Schilf, genau vor mir, aber ich sehe nichts. Die Soldaten stutzen und trauen sich nicht weiter vor. Auf einmal bewegt sich vor mir das Schilf, und durch eine kleine Lücke sehe ich den Löwen, aber eher nur schattenhaft, etwa 40 Schritte von mir entfernt. Schnell schieße ich zweimal dorthin, er brüllt laut vor Schmerz und verschwindet. Im nächsten Moment springt er auf Almásys Seite von der Insel ins Flussbett hinunter (das habe ich natürlich nicht gesehen, da er auf der anderen Seite war). Daraufhin ein furchtbar schnelles Feuer auf der anderen Seite, Almásy gibt sechs Schüsse ab. Der Unteroffizier, der neben ihm stand, schießt in seiner Aufregung mit Gewehr und Pistole gleichzeitig. Endlich Stille –

ein Siegesgeheul –, der Löwe liegt! Ich renne auf die andere Seite hinüber, es ist eine mittelgroße Löwin. Wir gehen zurück an die Stelle, wo ich zuerst auf sie geschossen hatte, und siehe da, sie hatte stark geblutet, noch bevor sie bei Almásy ankam. Mein ist der erste Schuss, mein ist der Löwe! Von meinen zwei Schüssen lässt sich nur einer zweifelsfrei feststellen. Jedenfalls behauptet Almásy, dass sie noch sehr frisch herankam, als sie ihn erreichte; nun ja, es nimmt mir natürlich schrecklich viel von meiner Freude, dass es so ein „Kompagnie-Löwe" ist, aber nach den Jagdregeln gehört er jedenfalls rechtmäßig mir, da ich ihr den ersten Schuss gab. Trotz alledem bin ich sehr glücklich und Almásy dankbar, dass er mich vom anderen Ufer herübergerufen hat, denn er hätte genauso gut stillbleiben und den Löwen für sich selbst heraustreiben lassen können, ohne dass ich etwas bemerkt hätte. Nachdem sich die Löwen-Aufregung gelegt hatte und fotografiert worden war, kehrte ich an mein Ufer zurück, und wir setzten unseren Weg fort. Laut den Soldaten hätten wir heute Vormittag nach dreistündigem Marsch den Flusspferd-See erreichen sollen, doch obwohl wir um halb sieben morgens aufbrachen, kamen wir erst um halb zwölf an, sehr stark ermüdet von der großen Hitze.

Wir sind also am Endpunkt unserer Reise angekommen, an der abessinischen Grenze. Weiter können wir nicht gehen. Von hier aus kehren wir wieder um, auf demselben Weg, den wir gekommen sind. Ich kann sagen, wir haben es nicht bereut, die Reise bis hierher forciert zu haben, denn es ist ein sehr interessanter Ort. Es gibt bereits kleinere felsige Berge. Und am Fuße eines Berges erstreckt sich ein langer, schmaler, windungsreicher See, beide Ufer von steilen Felsen begrenzt. Angekommen, blickten wir von dem Felsufer hinunter und sahen sogleich einige Flusspferdköpfe, wie sie mit großem Schnauben unter dem Wasser auftauchten. Wir kletterten zum Ufer hinunter und belauerten sie hinter einem Felsen. Ein seltener, interessanter Ort ist das! So eine Art „No man's land", Niemandsland, wohin sich nie eine Jagdexpedition verirrt. Bald tauchten etwa zehn bis zwölf Flusspferdköpfe auf, nicht weiter als 10 Schritte von uns entfernt. Sie machen ein riesiges Schnauben und Prusten, die ganze Familie, Eltern mit den Jungen, kommen gleichzeitig hoch, um Luft zu holen. Außerdem schwimmen alle möglichen Krokodile, große Fische und riesige Schildkröten herum; dieses Wasser wimmelt nur so von vielerlei Getier. Zuerst nahmen wir die Gewehre gar nicht zur Hand, sondern Almásy fotografierte die Flusspferde. Er machte auch ein Bild, wie eines seinen Kopf unter dem Wasser hochschiebt und uns sein riesiges Maul entgegenstreckt, ganz wie der „Jonas" im Zoo.

Dann nahmen wir die Gewehre zur Hand. Ich habe eine Erlaubnis für zwei Flusspferde, Almásy für keines, da er nur eine kleine Lizenz gelöst hat. Deshalb überlasse ich ihm eines, und so können wir beide je eines schießen. Also machte ich mich bereit, und als das Tier, das ich für das größte hielt, den Kopf herausstreckte, schoss ich ihm hinter das Ohr. Ich sah, dass ich gut getroffen hatte, das Flusspferd tauchte unter. Wenn der Treffer tödlich ist, treibt es der See angeblich nach drei bis vier Stunden nach oben. Nun, das können wir jedenfalls erst morgen erfahren, ob es da ist. Nach meinem Schuss erschraken die anderen sehr und begannen erst nach langer Zeit wieder ihre Köpfe herauszustrecken, auch dann nur für Augenblicke. Auf einmal kam ein riesiger Kopf hoch, viel größer als meiner war. Jetzt war Almásy mit dem Schuss an der Reihe. Über eine Stunde lang belauerten wir diesen Großen, aber er kam nur selten hoch, und auch dann streckte er meistens nur die Nase heraus. Endlich – es dämmerte bereits – schaute er ein bisschen weiter heraus, Almásy schoss ihm hinter das Ohr, woraufhin auch dieser unter dem Wasser verschwand. Jetzt kann man nichts anderes mehr tun als heimzugehen ins Lager, das hier ganz in der Nähe des Sees ist. Morgen gehen wir hinaus, um nachzusehen, ob das Wasser sie nach oben getrieben hat.

8. April

beim Camp „Um Edla”

Heute Morgen, als wir aufwachten, rannten wir ans Ufer, und siehe da, die Flusspferde von uns beiden schwimmen oben wie zwei riesige schwarze Kugeln. Es folgte das Herausziehen, was ein großer Spaß war und zusammen mit dem Fotografieren den ganzen Vormittag ausfüllte. Das Herausziehen geschieht folgendermaßen: Zwei Jungen schwimmen zum Flusspferd hinaus. Sie nehmen zwei lange Seile mit sich, dort angekommen klettern sie auf den Rücken des Flusspferdes und binden die Seile an seine Beine. Danach schwimmen sie mit dem Ende des Seils wieder zurück. Während des Hinein-und Heraussprungens der Jungen schießt Abdul, der Führer, mit seiner Schrotflinte ununterbrochen neben den Springern auf beiden Seiten ins Wasser, die anderen schreien am Ufer und werfen Steine ins Wasser. All dies geschieht, um die Krokodile von den Schwimmern fernzuhalten. Wenn sie dann die Seile herausgebracht haben, klammern sich alle daran fest, und im Rhythmus einer uralten Melodie ziehen sie das Flusspferd ans Ufer. Es sind riesige Tiere, und zu etwa dreißig Mann konnten wir sie kaum ans Ufer schleifen. Endlich waren sie draußen. Meines ist leider eine Kuh, während Almásys ein fast elefantengroßer riesiger Bulle ist, mit wunderschönen Zähnen von der Dicke eines Hirschgeweihs.

Heute Morgen schickten wir zwei unserer Leute für Honig in den Wald; man findet hier ausgezeichneten Honig! Als sie ins Lager zurückkehrten, sagten sie, dass sie einem großen männlichen Löwen ganz aus der Nähe begegnet seien! In der vergangenen Nacht hörten wir ihn auch einige Male brüllen. Heute im Morgengrauen war es so kühl, dass wir uns im Bett zudecken mussten, was wir uns bisher gar nicht vorstellen konnten. Das ist schon die Kälte, die von den nahen abessinischen Bergen kommt; tagsüber ist dann auch hier die Hitze schrecklich, der kühle Morgen tat wahrlich gut.

Abend. Den Nachmittag verbrachte ich an einem kleinen Wasser, wo die Honigsucher heute Morgen den Löwen gesehen hatten. Natürlich kam er nicht heraus, dagegen kamen zwei sehr starke Waterbucks und ein einsamer Giraffenbulle. So habe ich heute keinen einzigen Schuss abgegeben. Almásy schoss ein Krokodil. Morgen bleiben wir noch hier, weil es mit dem Häuten und Zerlegen der zwei großen Flusspferde viel Arbeit gibt und sie heute nicht fertig werden konnten. Übermorgen beginnen wir dann die Rückreise. Interessant ist, dass die Flusspferde den gestrigen Schuss so übel nahmen, dass im Laufe der Nacht die ganze Gesellschaft, etwa fünfzehn Tiere, aus dem See in ein anderes Wasser umgezogen ist. Heute ist der See leer.

9. April

beim Camp „Um Edla”

Heute Morgen sah ich wieder einen Bushbuck (diesen seltenen), wie er in das große Dickicht hineinlief. Ich ließ durchtreiben, weit weg von mir sprang er pfeilschnell in den lichteren Wald heraus, und es gelang mir, ihn nach Hasenart mit einem Überschlag zu schießen, worüber ich mich sehr freute. Jetzt habe ich schon zwei Schirrantilopen. Ich fand ganz frische (gestrige) Büffelherdenspuren und ebenso gestrige Elefantenspuren, letztere waren jedoch allesamt kleine Exemplare.

Abend. Am Nachmittag begegnete ich drei Pavianen; darunter war ein großer Rüde, den ich totgeschoss. Er hat einen wunderschönen langen grünen Pelz und ein Gebiss wie ein Wolf. Ich hoffte, dass man uns diesen nicht zu essen gibt; sie kochen nämlich alles auf der Welt und lassen es uns erst wissen, wenn wir es schon gegessen haben. Unser Koch macht aus allem Schnitzel von derselben Form und derselben Farbe und demselben Geschmack. Gestern haben wir zum Beispiel Flusspferd gegessen, neulich Krokodil, und

seinerzeit – glücklicherweise bemerkte ich es rechtzeitig und blies es ab – wollten sie gerade den Panther in der üblichen Schnitzelform servieren. – Morgen wollen wir sehr früh aufbrechen, wir beginnen den Rückzug.

10. April

beim Camp „Abu Ramla"

Noch bei Dunkelheit brachen wir heute Morgen gegen fünf Uhr auf; um zehn Uhr kamen wir hier an. Unterwegs schoss ich wieder einen Bushbuck (den dritten), von Weitem, im Laufen, zwischen den dichten Bäumen. Almásy ist schon sehr, sehr wütend, weil er letztes Jahr auch keinen Bushbuck schießen konnte und dieses Jahr auch nicht, ich aber schon drei habe. Ansonsten sahen wir nichts Interessantes.

Abend. Im Laufe des Nachmittags fotografierten wir die Schönheiten der nahen Siedlung. Wir kauften ihnen vier Ziegen ab. Diese wollen wir dann bei Mondschein anbinden und uns daneben zum Löwenansitz setzen.

11. April

beim Camp „Um Orug"

Heute war ein sehr anstrengender Tag; im Morgengrauen um halb sechs Aufbruch von Abu Ramla; um halb elf kamen wir in Heigirath an (wo wir neulich übernachteten). Diesmal ruhten wir hier nur in den Mittagsstunden, am Nachmittag wieder weiter, und nach einem erneuten dreistündigen Marsch kamen wir hier an. Heute sind wir also acht Stunden gereist. Zum großen Teil kam ich zu Fuß, was weniger anstrengend ist, als den faulen Esel anzutreiben. Glücklicherweise leide ich überhaupt nicht mehr unter der Hitze; Appetit und Schlaf sind ausgezeichnet, Müdigkeit spüre ich so gut wie nicht. Ich hätte nicht gedacht, dass man sich so sehr daran gewöhnen kann.

Vormittags schoss ich noch einen Bushbuck, diesmal einen ganz kapitalen Bock. Auch diesen aus etwa hundert Schritten, im Laufen. Bis ich nach Hause komme, lerne ich ganz ordentlich mit der Kugel zu schießen, aber das kann ich auch, denn ich habe schon fast siebzig erlegte Tiere.

Während des Weges am Nachmittag sah ich nichts Besonderes. Ich habe vergessen zu erwähnen, dass ich während der Mittagsruhe im Dinder-Bett aus großer Entfernung wieder drei Strauße sah; es scheint also, dass sie doch noch nicht ganz ausgestorben sind. – Morgen bleiben wir hier. Heute schlafe ich zum ersten Mal unter dem Moskitonetz, weil die Insekten schon sehr lästig werden.

12. April

beim Camp „Um Orug"

Den ganzen Vormittag saß ich draußen am Wasser und beobachtete vor allem die Vögel. Schießen will ich nichts anderes mehr außer einem Büffel (ausgenommen natürlich Elefant, Löwe, Panther), aber auf letztere zu treffen ist immer nur Zufall und Glück. Mit den übrigen Wildarten bin ich im Großen und Ganzen „komplett". Heute Vormittag sah ich einen neuen Vogel, einen großen grauen Storch. Mit grauem Schnabel und gelber Stirn. Den hatte ich noch nie gesehen; er kam bis auf etwa zehn Schritte an mich heran. Danach kamen drei große Krokodile aus dem Wasser und legten sich mit weit geöffnetem Maul in die Sonne. Jetzt ziehen unsere Sommer-Wildtauben von hier nach

Norden; heute den ganzen Vormittag saß ich genau unter ihrer Zugrichtung. Sie ziehen ständig, ohne Unterbrechung, in etwa 40–50 Meter Breite. Während ich zusah, riss ihre Kontinuität den ganzen Vormittag nicht für einen Moment ab, und das wird sicher bis zum Abend so weitergehen. Da diese Tauben mit einer Geschwindigkeit von mindestens 80 km/h reisen – wenn sie nur fünf Stunden lang ununterbrochen über einem Ort zu sehen sind, dann kommen sie bereits in einer Länge von 400 km in einer ununterbrochenen Masse hintereinander! Wenn heute den ganzen Tag ein Mensch dort stünde, mit zwei Gewehren und einem Lader, könnte er eine unberechenbare Menge schießen; tausend, denke ich, mit Leichtigkeit.

Jetzt haben wir mit Almásy eine Kalkulation gemacht, und angesichts des rasanten Schwindens von Zeit, Geld, Patronen, Essen, Fotoplatten usw. müssen wir in zehn Tagen von heute an, also am 22., unbedingt in Khartum ankommen. Da wir noch sehr weit entfernt sind, haben wir beschlossen, dass wir zwei der üblichen Tagesmärsche an einem Tag absolvieren müssen. Also wollen wir ab morgen fast ohne Aufhalt sieben bis acht Stunden täglich reisen, sofern die Kamele das aushalten. Auch für uns wird das kein besonders großes Vergnügen in dieser Hitze sein.

13. April

beim Camp „Chor Semsir"

Ein sehr anstrengender Tag: im Morgengrauen um halb sechs Aufbruch, und um zwei Uhr nachmittags kamen wir in Chor Semsir an, wo wir das Lager aufschlugen. Der Weg am Vormittag zog sich vor allem deshalb so in die Länge, weil er voller Abenteuer war: Zuerst sahen wir eine Schirrantilope ins Dickicht springen; ich freute mich, dass Almásy vielleicht doch noch Gelegenheit haben würde, eine zu schießen. Ich stellte ihn am Ende des Dickichts auf, und ich trieb mit den Leuten das Dickicht durch; die Schirrantilope brach jedoch zurück, und als sie in 100 Schritten Entfernung rückwärts aus dem Treiben herauslief, sah ich sie für einen Augenblick, wie sie über eine kleine Lichtung sprang. Ich schoss dorthin, sie überschlug sich. Ich freute mich sehr über den Schuss, umso mehr, als es ein kapitaler Bock ist, noch besser als der von vorgestern. Ich habe schon fünf Schirrantilopen, Almásy hat noch immer keine.

Später, als wir uns durch ein großes Dickicht kämpften, warf sich der vor mir gehende Schikari plötzlich auf den Boden und zeigte mit seinem Stock ins Dickicht, mit dem Flüstern: „Assad, Assad!" (Löwe). Schnell war ich von meinem Esel unten; der Eingeborene wurde immer aufgeregter und zeigte zitternd ins Dickicht, wobei er mich drängte, doch endlich zu schießen. Ich sehe, worauf er zeigt, und erkenne sofort den Kopf einer Waterbuckkuh, die zwanzig Schritte vor uns im Gebüsch liegt. Daraufhin erkannte auch er sie und schämte sich sehr für seinen Irrtum. Die Aufregung war umsonst.

Gegen Mittag ruhten wir eine halbe Stunde unter einem großen Baum und aßen etwas; auf einmal springen unsere Leute auf und zeigen auf die Baumäste über uns. Da sehen wir doch, dass auf einem Ast zusammengerollt eine dicke Riesenschlange liegt. Zuerst wollten wir sie erschießen, aber die Eingeborenen sagten, dass sie nicht giftig sei, und einer von ihnen kletterte auf den Baum, durchstach mit seiner Lanze den Kopf der Schlange, welche daraufhin hinunterfiel. Woraufhin die anderen über sie herfielen und mit Stöcken ihren Kopf zerschlugen. Almásy nimmt ihre Haut mit nach Hause, das Fleisch essen sie auf.

Nach all dem kamen wir, wie erwähnt, um zwei Uhr am Lagerplatz an. Ich ruhte anderthalb Stunden und brach schon zur Pirsch auf; hier hatte ich nämlich am 27. des

letzten Monats meinen Büffel geschossen, und hier hält sich immer eine Herde auf, mit der ich zusammenzutreffen hoffte. Ich war bis zur Dunkelheit draußen, sah Unmengen an Wild, aber keinen Büffel. Ich beginne mir schon Sorgen wegen des zweiten Büffels zu machen. Ich hoffe, dass ich ihn morgen schießen werde, denn dort, wo wir ankommen, kommt er ebenfalls vor. Wenn ich ihn morgen nicht schieße, dann wird es ihn auch nicht mehr geben, denn übermorgen kommen wir schon in büffelloses Gebiet.

Heute Abend auf dem Heimweg (es war schon dunkel) kam ich an einem kleinen Wasser vorbei, an dem zehn Giraffen tranken. Es war ein sehr schöner Anblick im Mondschein. Als wir uns am 27., 28., 29. des letzten Monats an diesem Ort aufhielten, beschlossen wir hier, dass wir unsere Reise möglichst bis zum Flusspferd-See fortsetzen würden. Damals ließen wir von hier aufbrechend drei unserer Leute mit unseren bisherigen Trophäen zurück, damit wir sie nicht unnötig hin-und herzerren müssten. Heute hierher zurückkehrend, sehen wir, dass diese drei Leute während unserer Abwesenheit mindestens zwei Kamelladungen voll Fisch in den kleinen Pfützen gefangen haben. Die Fische haben sie getrocknet und in etwa einen Kubikmeter große Quader mit Schilfseilen zusammengebunden. Es stinkt schrecklich, aber sie sind glücklich und sagen, dass davon das ganze Dorf während der Regenzeit leben wird. Morgen früh brechen wir wieder weiter auf, aber morgen machen wir nur einen kurzen Weg, teils wegen des zu schießenden Büffels, teils wegen der sehr ermüdeten Kamele.

14. April

Camp „Bet el Wahash"

Im Morgengrauen brach ich auf, um neun Uhr kam ich hier an, auf der großen Ebene namens Bet el Wahash, wo ich meinen zweiten Büffel schießen müsste. Bei meiner Ankunft bemerkte ich sogleich inmitten des Wiesengeländes zwei große Büffelherden. Von neun bis zwei Uhr mittags versuchte ich auf jede erdenkliche Weise, in ihre Nähe zu gelangen, aber ohne Erfolg. Sie passen schrecklich auf, auch der Wind dreht sich ständig, und sie springen immer wieder ab. Diese große Wiese verlassen sie jedoch nicht. Jetzt ist es drei Uhr; todmüde bin ich ins Lager gekommen, um zu baden und zu essen, und ich breche sofort wieder auf. Es klingt doch seltsam, dass ich, während ich hier vor dem Zelt in meiner Wanne sitze, mit bloßem Auge die Büffel ein paar hundert Schritte weit gut sehe und dennoch nicht an sie herankommen kann. Jetzt haben sich die zwei Trupps vom Vormittag zusammengeschlossen; es mögen etwa einhundertachtzig sein; wie ein dicker schwarzer Strich sehen sie von hier aus aus. Und um sie herum prangt eine große Schar anderen Wildes. Ich habe die Absicht, mit drei Kamelreitern und zwei Leuten ganz hinter sie zu gelangen und in Form einer ordentlichen Treibjagd zu versuchen, die ganze Herde auf mich zu treiben. Vielleicht gelingt es so. Jetzt breche ich auf.

Abend. Natürlich ist es nicht gelungen. Ich habe es den Leuten lang und breit erklärt und aufgezeichnet, wie sie treiben sollen. Diejenigen gingen langsam, die hätten eilen sollen, und umgekehrt, sodass die Büffelgruppe genau auf der entgegengesetzten Seite, als ich gehofft hatte, davonsauste und im Wald verschwand. Danach versuchte ich, sie im Wald zu erreichen. Lange rannte ich auf ihrer Fährte, bis ich sie endlich vor mir ruhig ziehen sah. Von der Seite näherte ich mich ihnen auf etwa 150–200 Schritte und schlich eine gute Zeit lang parallel zu ihnen von Baum zu Baum, ohne einen Schuss abgeben zu können. Sie zogen nämlich in einer dichten großen Masse, förmlich einer auf dem Rücken des anderen, und die Kühe hielten die Bullen ständig in der Mitte des Klumpens. Zudem verdeckte in diesem ausgetrockneten, brandigen Wald eine solche Staubwolke die ganze Herde, dass man ebenfalls nichts sehen konnte; schließlich leuchtete mir auch noch die untergehende Sonne genau in die Augen. Sodass ständig nur eine unbestimmte

schwarze Masse vor mir war, die nur hier und da aus einer großen hellen Staubwolke herausschaute. Lange Zeit begleitete ich sie, mal rennend, mal auf allen vieren kriechend, wovon ich schließlich völlig erschöpft aufgab. Inzwischen wurde es Abend, wir hatten uns sehr weit vom Lager entfernt; zudem hatte ich meinen Esel dort zurückgelassen, wo ich beim Treiben auf die Büffel gewartet hatte, in einem endlosen und hohen Schilfgürtel, aus dem der Esel nicht einmal herausschaute. Als wir endlich todmüde dort ankamen, wo wir den Esel gelassen zu haben glaubten – Esel war da, Esel ist weg. Lange Zeit suchten wir, bis wir ihn endlich fanden; glücklicherweise war Mondschein. Mein Schikari, dem ich meinen Esel zum Abschluss der Expedition als Geschenk versprochen hatte, war ganz aufgelöst und jammerte ständig darüber, dass ein Löwe ihn geholt habe. Was es bedeutet, müde in einem hiesigen Schilfgürtel – im sogenannten Elefantengras – zu gehen (und erst recht einen Esel zu suchen) bei Nacht, wenn man mit jedem zweiten Schritt bis zum Knie in eine alte Elefantenspur aus der Regenzeit fällt und ständig darauf wartet, wann einem das Bein bricht, zudem einem das Schilf die nackten Körperteile zerschneidet und den Kopf die Moskitos überfallen – das weiß wirklich nur der, der es versucht hat. Es ist sehr traurig, dass ich meinen zweiten Büffel nicht habe, denn von nun an habe ich nur noch sehr wenig Hoffnung auf eine Begegnung mit ihnen, und morgen Nachmittag gehen wir weiter. Wenn ich das geahnt hätte, hätte ich bei meinem letzten Aufenthalt hier den zweiten geschossen. Damals bestärkten mich alle unsere Leute darin, dass es schade sei, ihn jetzt zu schießen; in der Herde gäbe es nie einen wirklich starken Bullen, den alten Bullen würden wir erst danach begegnen. Die würden immer getrennt gehen, und wir würden noch so und so viele sehen usw. Auf dieses Versprechen bin ich ordentlich hereingefallen, und jetzt kann ich meinen zweiten Büffel abschreiben.

15. April

beim Camp „Chor Gal"

Mittags. Jetzt bin ich reingekommen; seit dem Morgengrauen suche ich die Büffel, aber ohne Erfolg; von der gestrigen Herde fehlt jede Spur, und eine neue habe ich nicht gefunden. Dann zündete ich zwei große Schilfinseln an, aber es kam nichts anderes heraus als ein noch nie gesehenes otterähnliches Tier. Darauf konnte ich auch nicht schießen, es war weit weg. Heute fand ich mitten in einem großen ausgetrockneten Schilfgürtel eine kaum zimmergroße kleine Pfütze, zum Bersten voll mit riesigen, meterlangen Fischen; bei allen schaute der Rücken heraus, so seicht war das Wasser. Als wir dort ankamen, begannen sie ein schreckliches Plätschern und Springen, wobei sie das Wasser hoch aufwirbelten; manch einer sprang ans Ufer und konnte nicht mehr zurück. Hässliche, breitköpfige, bärtige, schwarze Fische, halb Wels-, halb aalartig. Am Nachmittag gehen wir weiter, und damit bin ich gezwungen, schweren Herzens auf den zweiten Büffel zu verzichten, was ich überaus bedauere.

Abend. Wir lagern bei Chor Belegu. Den ganzen Nachmittag sind wir gereist; jetzt sind wir hier, wo ich seinerzeit den Panther schoss. Morgen früh gehen wir weiter; unterwegs schoss ich eine schöne große Trappe (größer als unsere Art) und eine schöne, gekrönte Kranichart, beide aus sehr weiter Entfernung. Ansonsten sah ich viel Wild, wie üblich, aber nichts zum Schießen.

Heute fragten mich meine Leute, was ich in Europa sei: Polizeichef oder König? Es scheint, nach ihrer Meinung gibt es nur diese zwei Möglichkeiten.

16. April

Camp „Wad-el-Hay"

Abend. Wir sind gerade erst hier angekommen; wir waren fast den ganzen Tag unterwegs, außer in den Mittagsstunden, als wir unter einem großen Baum die schlimmste Hitze abwarteten. Beim Aufbruch am Morgen bemerkten wir, dass ganz nah am Lager in der Nacht Büffel getrunken hatten. Eine Zeit lang folgte ich ihrer Fährte, aber sie hielten sich immer in der entgegengesetzten Richtung zu unserer Marschroute, sodass ich abbrechen musste. Jetzt gibt es wirklich keine Hoffnung mehr, einem Büffel zu begegnen.

Heute habe ich unterwegs ein schwaches Warzenschwein und eine kleine Dikdik-Antilope geschossen. Wieder einmal konnte ich nicht umhin, die Zähigkeit des hiesigen Wildes zu bestaunen. Ich erwähnte, dass ich ein kleines Dikdik schoss – das ist eine winzige Antilope von der Größe eines Hasen. Mit der großen Neuneinhalber Schönauer schoss ich ihr mitten in die Flanke; die schwere Kugel zerriss sie beinahe und schmetterte sie zu Boden. Im nächsten Moment war sie schon wieder auf den Beinen und trabte davon. Ich schoss nicht noch einmal, sondern beobachtete durch das Fernglas, was nun geschehen würde. Auf beiden Seiten klaffte eine faustgroße Wunde, aus der das Blut in einem langen Strahl schoss, sie aber lief einfach weiter, noch mindestens fünfzig Schritte, bis sie plötzlich umkippte wie eine Spielkarte und sich nicht mehr rührte. Offenbar deshalb, weil sie keinen Tropfen Blut mehr im Leib hatte.

17. April

Camp „Ereif el Dick"

Mittag. Wir sind gerade hier angekommen und trafen auf die ersten nomadischen Eingeborenen, die wir nach Elefanten fragten, denn auch auf dem Hinweg waren hier Elefanten gewesen; Almásy hatte hier auf sie geschossen. Die Eingeborenen behaupten, dass seit einer Woche täglich vier Elefanten hierher an ein nahes Wasser zum Trinken kommen. Angeblich waren sie gestern Vormittag um zehn Uhr hier; zudem machen sie uns Hoffnung, dass zwei Löwen ständig ihr Vieh gefährden und dass sie wissen, wo sie stecken. Sie wollen uns hinführen und sie heraustreiben. Wegen dieser Nachrichten haben wir natürlich die Zelte aufgeschlagen und bleiben morgen auf jeden Fall noch hier, aber weiter ist es leider unmöglich, da uns alles ausgegangen ist. Seit gestern kochen wir zum Beispiel schon ohne Salz. Ich bin wirklich gespannt, was an den Behauptungen der Einheimischen wahr ist, denn meistens übertreiben sie maßlos. Auf dem Weg am Vormittag habe ich zwei Arieltoms geschossen, beide von Weitem, beide in den Hals (das ist die einzige Art, dass sie am Platz bleiben), und beide blieben auch sofort liegen.

Ich habe gerade etwas Zeit, also beschreibe ich schnell mit ein paar Worten, was ich im Augenblick um mich herum sehe. Vor einer Stunde sind wir hier angekommen. Wir befinden uns in einem typischen sogenannten „Trockenwald", der eigentlich sowohl landschaftlich als auch vegetativ trostlos ist: völlig ausgetrocknete, von der Hitze rissige, knochenharte, schwarze, klumpige, brandige Erde, auf der kein einziger Grashalm oder ein sonstiger grüner Punkt zu sehen ist. Die gesamte Vegetation besteht aus spärlich und wirr stehenden, krummen, hässlichen, akazienartigen Bäumen und Dornenbüschen. Der Großteil der Bäume ist um diese Zeit völlig vertrocknet und ohne Laub, die eine oder andere Sorte trägt Laub (aber auch das nur sehr spärlich). Derzeit steht unser Zelt zu beiden Seiten des Stammes eines verkümmerten, gleditschienartigen Baumes, die übrigen Zelte am hohen Ufer des Dinder-Flussbettes, sodass vor uns das ausgetrocknete, sandige Flussbett liegt, an dessen diesseitigem Rand eine Wasserstelle von der Größe eines Tennisplatzes ist, während sich hinter uns der vorhin erwähnte endlose „Trockenwald" erstreckt.

Ich schreibe in meinem Zelt, das ist noch der einzige schattige Ort; gerade eben wurde das Aufstellen der Zelte beendet, was immer unter schrecklichem Zank und Lärm geschieht. Diese Prozedur verbringt man am besten fernab vom Lager. Momentan komme ich gerade von dem erwähnten Wasser, wo ich in einer kaum knietiefen Pfütze badete, während hier die Zelte aufgestellt wurden. Etwa 20 Schritte von den Zelten entfernt, unter dem nächsten Baum, lässt sich die Küche nieder. Ahmed, der Koch, kauert schon dort am Feuer. Er ist der einzige saubere Mensch in der Karawane; er trägt immer ein frisch gewaschenes langes weißes Hemd und einen frischen, weißen, riesigen Turban und murmelt ständig (auch beim Kochen) Gebete. Wenn die Karawane reist, geht er immer ganz vorne (weil er den Weg gut kennt) auf einem weißen Esel, mit einer unwahrscheinlich langen Lanze in der Hand. Derzeit bereitet er gerade unser Frühstück vor; über seinem Kopf auf dem Baum sitzt eine Schar von Weihen (diese ziehen ständig mit der Karawane mit), und sie sind so frech, dass sie überall herabstoßen, und wenn der Koch irgendwohin geht, schnappen sie sich das Fleisch aus der Schüssel. Nicht weit von der Küche liegen die Trophäen auf einem großen Haufen, Mengen an Häuten und Hörnern, die fast ganz von den großen Geierscharen verdeckt werden, die sich ständig um sie zanken; diese folgen der Karawane fast wie Haustiere. Wieder ein Stück weiter lassen sich unsere Begleiter unter einzelnen Bäumen in drei verschiedenen Gruppen nieder.

Wir haben nämlich dreierlei Leute: Jede Gruppe ist nur unter sich befreundet, mit den anderen zwei Gruppen liegt sie ständig im Argen und zankt sich. Die erste Gruppe sind die Mitglieder der Karawane, das sind: der Vorarbeiter, der Abhäuter, der Koch, der Diener und die Waffenträger (Jäger). Dies ist die vornehmste Gruppe, denn diese erhalten Tagegelder und ein festes Gehalt. Die zweite Gruppe sind die Kamel-und Eseltreiber, die kein Gehalt bekommen, sondern nur Fleisch vom geschossenen Wild erhalten und dafür die Kamele versorgen und bei der Karawane mithelfen müssen. Die dritte Gruppe sind die „Hyänen“, das heißt gehaltlose und beschäftigungslose Eingeborene, die sich der Karawane freiwillig angeschlossen haben, in der Hoffnung, dass man ihnen auch irgendeine Kleinigkeit zu tun gibt und sie am Abend auch ein bisschen Fleisch bekommen, das sie dann auf ihren Esel geladen nach Hause transportieren. Natürlich gibt es an so einem Ort für jeden reichlich Fleisch, sodass im Endeffekt auch diese „Freiwilligen“ gut wegkommen; sie leben einen Monat lang umsonst, arbeiten fast gar nichts, amüsieren sich prächtig und kehren am Ende der Expedition mit einem unter Trockenfleisch fast zusammenbrechenden Esel in ihr Dorf zurück. Ich sage ja, diese drei Gruppen zanken sich ständig, sie kämpfen permanent um das Fleisch, sodass man fortwährend schlichten und Urteile fällen muss. Unsere Kamele und Esel laufen tagsüber frei im Lager herum; sie werfen alles um und stehen jedem im Weg. Besonders die Esel (etwa zwölf an der Zahl) schreien ständig, und zwar mit besonderem Vergnügen in das Zelt hinein, wenn man am besten schläft. Am Abend treibt man dann alle Tiere in die Mitte des Lagers, damit der Löwe ihnen nichts anhaben kann. In zwei Tagen erreichen wir Abu Hashim (von wo wir am 14. des letzten Monats morgens aufbrachen), und damit endet die Expedition. Von dort an setzen wir unsere Reise mit einem bestellten Auto bis zum nächsten Bahnhof fort, wo wir in den Zug steigen und nach Khartum fahren. Die Karawane hingegen zieht zu Fuß weiter bis zur nächsten Station; dort werden all unsere Trophäen und die Lagerausrüstung verladen, über letztere müssen wir mit der Ausrüstungsagentur abrechnen. Sobald wir mit diesen Dingen fertig sind (was in Khartum drei bis vier Tage dauern wird) und die Trophäen nach Ungarn aufgegeben haben (nebenbei lassen wir auch unsere Fotos entwickeln), treten wir die Heimreise an. Ich habe mich schon so an das hiesige Klima gewöhnt, dass ich den ganzen Tag in der 40-Grad-Hitze herumlaufen kann, ohne Müdigkeit zu spüren; ich schlafe hervorragend.

Abend. Es stellte sich heraus, dass der Elefant und der Löwe, von denen die Eingeborenen erzählten, ein Märchen sind, beziehungsweise so weit weg, dass man einen ganzen Tag zurückgehen müsste, was wir jetzt wegen eines so unsicheren Ziels nicht mehr tun können. Morgen ziehen wir weiter. Almásy hatte heute Abend ein sehr interessantes Erlebnis. Er saß unter einem großen Baum, und über ihm kletterten einige Meerkatzen herum. Eines der Weibchen hielt – nach Affenart – sein Junges im Schoß. Almásy hätte das Kleine gerne gefangen und nach Europa mitgenommen. Er überlegte, was zu tun sei, und beschloss, dass die einzige Möglichkeit darin bestünde, die Mutter in den Kopf zu schießen, damit beide herunterfallen. Das tat er auch, die Mutter fiel mit ihrem Jungen herab, aber bevor er es packen konnte, sprang das Kleine auf einen Baum, rannte hoch und setzte sich auf einen hervorstehenden Ast. Nun schickte Almásy einen seiner Leute hoch, um es herunterzuholen. Dieser kletterte lange hinterher, aber das Affenjunge kletterte immer höher, sodass der Mann es nicht herunterbringen konnte. Nun schoss Almásy den Ast ab, auf dem der Affe saß, woraufhin dieser erneut auf den Boden fiel; sie sprangen hinzu, um ihn zu fangen, aber in diesem Moment schoss der Affenvater wie eine Rakete von der Baumkrone herab, nahm das Kleine in den Schoß und verschwand mit ihm im Geäst. Das ist wirklich rührende Tapferkeit von so einem kleinen Tier.

18. April

Camp „El-Beida"

So viel wie heute sind wir noch nie marschiert: von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends, mit Ausnahme der zweistündigen Mittagspause, waren wir ständig unterwegs, was auch auf dem Eselrücken nicht angenehm ist, umso mehr, als wir ständig durch öde, völlig wildlose, trockene Dornwälder zogen. Unterwegs schoss ich vier Perlhühner (die überall in großen Scharen zu finden sind) für die Küche. Heute Abend haben wir El-Beida erreicht. Dies ist das erste große Negerdorf, das aus kleinen runden Schilfhütten besteht. Bei unserer Ankunft nahmen wir ein großes Bad im guten Dinder-Wasser; hier gibt es nämlich keine Krokodile mehr. Das heißt, es gibt sie schon, aber nur kleine, vor denen man keine Angst haben muss.

Es ist so seltsam heute Abend, dem Brüllen der Kühe der Dorfbewohner und dem Hundegebell zuzuhören, anstatt Löwen und Hyänen. Morgen früh ziehen wir wieder weiter, in ein anderes Dorf, in dessen Umgebung angeblich die sogenannte Dorcasgazelle vorkommt, eine Art, der wir bisher nirgends begegnet sind. Ansonsten ist das Wild hier, wie gesagt, schon ganz verschwunden. Heute haben wir den ganzen Tag außer einigen kleinen Dikdiks und ein paar Affen nichts gesehen.

19. April

beim Camp „Chamis"

Heute sind wir wieder sieben Stunden marschiert. Wegen der Dorcasgazellen haben wir unseren ursprünglichen Reiseplan etwas geändert. Angeblich sind sie hier zu finden, im Gebiet des Dorfes Chamisa. Morgen Vormittag wollen wir hier pirschen, und für Mittag haben wir ein Auto hierher bestellt, mit dem wir den nächsten Bahnhof erreichen möchten. In diesem Dorf Chamisa sind die meisten Leute unserer Karawane zu Hause; daher war die Freude riesig, als wir heute ankamen. Morgen wird hier auch die Karawane aufgelöst, wir bezahlen die Leute aus, und nur einige gehen weiter bis zur Eisenbahn, wo die Trophäen und unsere Lagerausrüstung in den Zug nach Khartum verladen werden. Heute schoss ich unterwegs vom Eselrücken aus fünf Wildtauben für die Küche, wie sie über unsere Köpfe hinwegzogen, und einen schön gefärbten, unbekannten Falken, später

dann zwei Meerkatzen für Almásy, der die Felle für irgendeinen Pelzkragen braucht. Dann ließ ich in einem der Dörfer von den Kindern drei kleine Affenjunge fangen; sie sind sehr lieb. Ich möchte sie nach Ungarn mitnehmen.

20. April

Camp „Chamisa"

Mittag. Den ganzen Morgen und Vormittag bin ich wegen der Dorcasgazellen herumgelaufen; schließlich sah ich auch zwei, aber ich konnte auf keine Weise in ihre Nähe gelangen. Als sie mich dann endgültig bemerkten, sprangen sie davon. Damit habe ich meine afrikanische Jagd beendet. Mein Endergebnis außer Vögeln ist folgendes:

Büffel: 1 | Löwe: 1

Flusspferd: 1 | Panther: 1

Giraffe: 1 | Luchsartige (Serval): 1

Roan-Antilope (Pferdeantilope): 2 | Wildkatze: 1

Waterbuck (Wasserantilope): 12 | Warzenschwein: 8

Tiang-Topi: 7 | Krokodil: 3

Hartebeest (Kuhantilope): 4 | Riesenigel: 1

Reedbuck (Riedbock): 10 | Pavian: 1

Bushbuck (Schirrantilope): 6 | Affe: 2

Arielgazelle: 12 | Hyäne: 1

Dikdik-Antilope: 2

Insgesamt 78 Stück, 21 verschiedene Arten.

Wir erwarten jeden Moment das Auto, mit dem wir am Nachmittag nach Maquar fahren wollen, von dort aus dann morgen früh mit dem Zug nach Khartum. Jetzt stecken wir in großer Arbeit: alles übernehmen, Trophäen durchsehen, klassifizieren, die Leute bezahlen, Abschied nehmen, Geschenke verteilen, packen, jedem versprechen, dass wir nächstes Jahr wiederkommen. Die Hitze hat heute, glaube ich, ihren Höhepunkt erreicht, denn selbst im Schatten erstickt man fast, und draußen flimmert die Luft vor Hitze so sehr, dass alles in einer nebelartigen Fata Morgana schwimmt. Morgen in Khartum: eine Badewanne, ein ordentliches Essen, ein gekühltes Getränk, ein echtes Bett und – last but not least – ein W.C. Das werden keine verachtenswerten Dinge sein. Jetzt beim Packen fällt mir ein Kalender in die Hände, aus dem wir mit Überraschung feststellen, dass vorgestern Ostern war. Diese Tatsache ist unserer Aufmerksamkeit völlig entgangen. Jetzt machen wir uns daran, zwanzig Zeugnisse für die verschiedenen Gewehrträger, Kameltreiber usw. zu schreiben. Darauf legen sie großen Wert, denn die einzelnen Expeditionen stellen die Leute immer aufgrund der vorgezeigten Zeugnisse ein. Wenn sie sie dann erhalten haben, rennen sie sofort zu den Abhäutern, zum Koch usw., die ein paar Brocken Englisch können, und lassen sie sich von ihnen übersetzen.

21. April

im Zug zwischen Maquar und Khartum

Ich fahre fort, wo ich gestern Mittag aufgehört habe. Gegen zwei Uhr traf der nach Chamisa bestellte Ford ein, mit einem goliathgroßen, schrecklich dämlichen Chauffeur. Es wurde vier Uhr, bis wir mit großer Mühe unser gesamtes Gepäck festgebunden hatten, unter anderem meine vier Affen (seitdem sind sie um einen zahlreicher geworden). Natürlich gibt es hier keine Straße, man fährt mit dem Auto einfach durch den sandigen Wald aus Dornbüschen. Das Auto muss im Sand immer die Spur halten, auf der es gekommen ist. Anfangs ging alles gut; jede Stunde hielten wir an, gaben den Affen zu trinken, banden das gelockerte Gepäck fest. Als es jedoch dunkel wurde, begann die Verwirrung. Der schwarze Goliath verlor immer wieder die Spur, und etwa viermal mussten wir umkehren (diese Rückfahrt dauerte immer mindestens eine halbe Stunde), um die Stelle zu suchen, wo er von der Spur abgekommen war. Schließlich war er völlig verwirrt, wir irrten im dichten Dickicht im Kreis herum, und am Ende hatten wir so viele Spuren gemacht, dass man sich zwischen ihnen nicht mehr zurechtfinden konnte. Zwischendurch gerieten wir zufällig in ein volkreiches Dorf; hier wachten alle auf. Nach langer Zeit fand sich ein Mann, der sich bereit erklärte, den Weg zu zeigen. Wir setzten ihn auf den Kotflügel (anderswo war kein Platz mehr) und fuhren los. Eine Zeit lang dirigierte er die Richtung mit großer Bestimmtheit, aber bald verirrte auch er sich; ständig zankten sie sich mit dem Chauffeur, der eine wollte hierhin, der andere dorthin fahren. Wir prallten gegen Bäume, das Gepäck krachte und knackte, schließlich steckten wir wieder im Dickicht fest. Die beiden Eingeborenen stiegen ab und gingen zu Fuß, um eine Spur zu suchen, was nach langer Zeit auch gelang, sodass wir mitten in der Nacht endlich in Maquar ankamen. Eine kleine englische Siedlung, wo ein „Mudir“ (Polizeihauptmann) und einige englische Beamte wohnen. Es gibt für Reisende ein „Resthouse“ – ein Rasthaus – und einen Laden, der zugleich eine Kneipe ist, in der, wie in jedem afrikanischen Nest, ein griechischer Ladenbesitzer der Wirt ist. Wir kamen am „Resthouse“ an; natürlich alles geschlossen, alle schlafen, keine Seele zu finden. Wir gehen zum Ladenbesitzer; der Ladenbesitzer schläft schon, nur vier Eingeborene zechen an einem Ecktisch; es gibt nichts anderes mehr zu bekommen als Whisky. Daraufhin zogen wir den Griechen aus dem Bett, öffneten den Laden (man kann in so einem Laden alles bekommen, natürlich alles Konserven, aber ausgezeichnet). Wir suchten Schinken, Butter, Fisch, Früchte und Bier hervor und aßen zu Abend. Dann öffneten wir das „Resthouse“ und legten uns schlafen. Die Affen sind nachts ziemlich unangenehm, stinken schrecklich und entwischen ständig aus der Kiste.

Heute Morgen packten wir alles zusammen und verluden es in einen von hier abfahrenden Zug nach Khartum. Als wir verladen hatten, bemerkten wir, dass in Almásys Tasche ein Loch ist. Es stellte sich heraus, dass heute Nacht beim Abkommen des Autos ein Baum, gegen den wir gefahren waren, die Seite der Tasche eingedrückt hatte, und mit Schrecken stellten wir fest, dass eine Schachtel Filme – mit 72 Bildern – herausgefallen war. Jetzt sind wir deshalb sehr beunruhigt, denn wenn diese 72 Bilder verloren gehen, ist das eine Katastrophe.

Ich erwähne noch, wie reizend die Rasthäuser sind, wie jenes, in dem wir heute Nacht schliefen. Drei bis vier Zimmer, jedes mit einem guten Bett und komplett möbliert. Türen und Fenster aus Drahtnetz anstatt Glas, davor eine große offene Veranda mit Säulen, mit einem langen Liegestuhl, und das ganze Gebäude ist von einem kleinen, hervorragend gepflegten Garten umgeben, der in bunten Farben blüht.

Um neun Uhr morgens fuhr unser Zug ab; um fünf Uhr nachmittags kommen wir in Khartum an. Wir sind die einzigen weißen Menschen im Zug, und vor allem der Umstand, dass wir auch Fahrkarten kauften, erregte großes Aufsehen; denn wenn hier

einige Weiße reisen, sind das gewöhnlich englische Beamte, die nicht bezahlen. Wir fahren an großen Baumwollplantagen vorbei. Gerade findet die Ernte statt, und ganz hohe Diemen aus aufeinandergeschichteten Baumwollsäcken stehen neben den Schienen. Es ist neun Uhr morgens, die Hitze beginnt. Wir haben alles geschlossen, die zwei Fenster, die Jalousien (sodass wir im Halbdunkel sitzen); in jedem Abteil surrt der Ventilator; so kann man der Hitze irgendwie vorbeugen. Meine Affen dürfen hier im Abteil mitreisen, sie betrachten sich im Spiegel und sind sehr drollig.

Um acht Uhr abends: Khartum, Grand Hotel. Wir kamen um sechs Uhr nachmittags an; die Hitze ist unbeschreiblich. Im Hotel angekommen, gingen wir so, wie wir waren, schmutzig an die Bar und tranken Erfrischungsgetränke mit viel Eis. Dann kam der Barbier: Haareschneiden, Haarewaschen, Bad – allesamt unschätzbare Genüsse! Endlich wieder ein ordentliches Hemd nach der sechswöchigen ununterbrochenen dicken grünen Leinwandjacke! Wir haben sehr gute Zimmer im ersten Stock, jedes mit Bad. Die Fenster gehen zum Nil hinaus! Auf dieser Seite gibt es eine lange Veranda, die sich über den ganzen Stock erstreckt; die Zimmer öffnen sich hierher. Am Abend schiebt jeder sein Bett auf die Veranda hinaus (die meisten schlafen draußen), was ungewohnt ist, da jedes Balkonende nur durch ein kleines, ziemlich spärliches Holzgitter getrennt ist. Hier ist es entschieden wärmer, als es am Dinder war, selbst jetzt am Abend. Wenn man nur im Hemd auf der Veranda sitzt, bricht einem der Schweiß aus, obwohl wir uns jetzt schon daran hätten gewöhnen können. Fünf Tage müssen wir hier bleiben, was ich nur deshalb bedauere, weil das Leben hier sehr teuer ist. Wir strebten also danach, möglichst bald nach Hause zu kommen, aber von hier fährt erst in fünf Tagen unser Zug.

22. April

Khartoum, Grand Hotel

Morgen. Wegen der großen Hitze konnte man kaum schlafen. In der Nacht hörte ich, dass etwas mit einem lauten Klacks auf mein Kissen fiel, aber ich maß dem keine größere Bedeutung bei. Heute Morgen sah ich, dass ein zerquetschter neugeborener Sperling unter mir auf dem Laken liegt, der unter dem Dachvorsprung aus dem Nest gefallen war. Jetzt habe ich auf der Terrasse gefrühstückt. Nacheinander zogen zwei Kompanien kolonialer Eingeborenen-Soldaten am Fenster am Nilufer vorbei. Die eine hatte eine Kapelle, die rein aus Mundharmonikas zusammengestellt war, die andere eine mit schottischen Dudelsäcken. Sie sehen großartig aus: kurze Khakihosen und -jacken, nackte Knie, Strümpfe, ein breiter roter Gürtel um die Taille, Khakiturban, dessen Mitte rot ist. Gestern Abend, als ich mich hier schlafen legte, konnte ich mich wie im Lager wähnen, denn ständig brüllte nachts der Löwe, hier, in unmittelbarer Nähe, im Zoo neben dem Hotel. Sobald ich fertig bin, werde ich hingehen und sie mir ansehen.

Gegen Mittag. Seit dem Morgen ist so viel passiert, dass mir die verschiedensten Gedanken nur so im Kopf herumgehen. Ich steige in ein Auto, weil ich eine Menge Dinge in der Stadt zu erledigen habe. Zuerst gehe ich in das hiesige Büro des Munari. Der Beamte sagt, es sei nett von mir, dass ich hier bin, denn in den Postkorb passt kein Brief mehr, alle Plätze werden von meinen Briefen eingenommen. Daraufhin sprang ich in den Wagen und zurück ins Hotel; soll der Teufel die übrigen Besorgungen holen! So schloss ich mich in mein Zimmer ein, zog mich aus und begann bei elektrischem Licht (da tagsüber alles verdunkelt ist) ... zu lesen.*

3 Mai

auf der „Heluan"

Abend, im Bett. Morgens spätes Aufstehen, Packen, rührender Abschied von Menesce, dem hiesigen ungarischen Generalkonsul, der wirklich in jeder Hinsicht ein ergreifender Gastgeber ist. Er begleitete mich zum Schiff. Zwei in prächtige, goldtressierte Kleider gekleidete arabische Diener brachten unser Gepäck hinaus und warteten an der Gangway auf uns, mit goldenen Säbeln an der Seite und einem kleinen ungarischen Wappen auf dem linken Arm. Sie hatten alles im Voraus erledigt, jeder stand stramm, an dem wir vorbeigingen, nichts wurde geöffnet, nichts visitiert. Mit einem Wort: Es war sehr fein, fast so fein wie die Verabschiedung von Lady Lloyd (der Frau des High Commissioner), die ebenfalls auf diesem Schiff reist; allerdings war für sie ein roter Teppich im Hafen ausgelegt und das Militär stand Spalier. Davon abgesehen erregten wir genau so viel Aufsehen. Menesce kam noch mit uns auf das Schiff und hörte bis zum Moment der Abfahrt nicht auf, „liebenswürdig zu sein". Nach der Abfahrt ging ich an Deck und schaute, bis es meinen Augen entschwand, auf das Ufer, in der Hoffnung, es bald wiederzusehen.

Hier bin ich also wieder auf demselben Schiff, mit dem ich vor zwei Monaten in der Vorstellung der kommenden schönen Erlebnisse und mit riesigen Hoffnungen reiste. Ich kann sagen, dass ich nicht enttäuscht wurde; der gesamte Ausflug war ein „Success" – ein Erfolg – im wahrsten Sinne des Wortes. Hier auf diesem Schiff begann ich das Tagebuch zu schreiben, hier werde ich es übermorgen auch beenden! Diesmal erhielt ich durch die besondere Aufmerksamkeit des „Munari" (er ist der ägyptische Vertreter dieser Schiffslinie) eine sehr feine Kabine, viel besser als die letzte. Groß, geräumig, mit schönen großen Schränken, großem Bett, Waschtisch, daneben Bad, Telefon am Nachttisch usw. Diese ist auch teurer als eine normale, aber er hat nicht mehr berechnet. Es ist so gemütlich so am Abend, eine kleine Lampe brennt an meinem Kopf, das Meer ist ruhig, das Wetter herrlich. Durch das Fenster kommt die feine Luft herein. In solchen Momenten fühle ich mich, als hätte ich all meine Nerven am Ufer gelassen, denn während dieser letzten zwei Wochen, seit wir von der Jagd zurückgekommen sind, wäre bei mir fast schon die tropische Cholera ausgebrochen, denn ohne Jagd ist das Klima um diese Zeit nichts für Menschen. Unter den Passagieren habe ich keinen anderen Bekannten als Henderson, über den ich am Anfang des Tagebuchs in Kairo schrieb und den ich damals besuchte. Er ist der Stellvertreter von Lord Lloyd.

4. Mai

an Bord der „Heluan"

Die venezianische Küste taucht auf. Ein Großteil der Passagiere steigt aus, man kann wegen des vielen hinausgetragenen Gepäcks kaum noch durchkommen; jeder rennt hin und her, bezahlt, verabschiedet sich. Das Wetter ist trübe, regnerisch; ich nehme das Fernglas und gehe hinauf, um Ausschau zu halten.

Um drei Uhr nachmittags. Jetzt fahren wir aus Venedig aus. Der Hafen des Lloyd liegt ganz in der Stadt. Wir steigen ein bisschen aus, um herumzugehen, aber es ist nur eine Stunde Zeit, so kann man nicht weit gehen. Jetzt fahren wir am Lido vorbei; unser Schiff ist sehr leer geworden, alle sind ausgestiegen, wir sind kaum zu zehnt geblieben. Ich habe schon alles eingepackt, und jetzt lasse ich hier auf dem Schiff von den italienischen Zollwächtern alles bis Pest plombieren. So werde ich – hoffe ich – weder mit den Gewehren noch mit den Tierhäuten Scherereien haben.

Um elf Uhr nachts, im Schlafwagen. Der Zug rüttelt schrecklich, ich schreibe nur schnell einige Zeilen. Ankunft in Triest um sieben Uhr abends, im Regen. Bei der Zollrevision große Unannehmlichkeiten wegen der Gewehre. Ich verabschiede mich von Almásy, wir

haben alle möglichen geliehenen Gelder abgerechnet, und diesmal haben wir den Ausflug endgültig abgeschlossen. Er steigt nämlich morgen früh in Kanizsa aus.

5. Mai

Um acht Uhr morgens. Gerade bin ich aufgewacht, ich schaue aus dem Fenster, wir fahren um Szentgyörgy herum, alles ist herrlich grün und taufrisch. Was für ein schönes Land das ist! – und wie viel mehr so eine Pappel aus Somogy wert ist als irgendeine Palme!

Erinnerungswürdige afrikanische Tage (1960)

Als ich erfuhr, dass auch ich der Gruppe der Afrika-Sammler für 1959 zugeteilt worden war, überkam mich eine unerwartete „Hemmung". Ich wurde störrisch wie ein Lastmaultier – ich wollte einfach nicht aufbrechen! Mein Verhalten schien sinnlos, hatte ich doch genau darauf gehofft, darauf vertraut und mich unaufhörlich nach Afrika gesehnt! Und jetzt, wo es mir sozusagen auf dem Silbertablett serviert wird – jetzt will ich mich drücken? Doch es war tatsächlich so: Ich wollte nicht weg.

Nicht einmal, als ich bereits zu den Pflichtimpfungen gerufen wurde, als es schon um die Ausstellung unserer Pässe ging! Ich hatte nicht einmal eine Waffenerlaubnis! Ich wusste zwar, dass ich gebraucht wurde, dass außer mir niemand zuvor dort gewesen war und dass ich unter den Auserwählten der Einzige war, der durch seine afrikanischen Verbindungen der Expedition am nützlichsten sein konnte! Dass an meiner fast hysterischen Sturheit das ganze Unternehmen scheitern könnte ...

Ich begann bereits, an meinem eigenen Verstand zu zweifeln. Und da ich auch heute noch manchmal über die wahre Ursache meiner damaligen Verwirrung nachgrüble, versuche ich, dies im Nachhinein zu analysieren.

Den Leser mag solch eine persönliche Seelenzergliederung freilich kaum interessieren. „Suchen wir lieber nach Löwen, statt Seelen zu sezieren!", wird er in berechtigter Entrüstung ausrufen. Aber ich bin ein störrisches Maultier, ich gehe es trotzdem an. Wem es nicht gefällt, der möge weiterblättern; er wird auch so noch genug haben, bis er zu Ende gelesen hat ...

Kurz gesagt: Es tauchten unzählige kleine, größtenteils wohl unwesentliche Bedenken in mir auf, deren gemeinsame Wirkung meine Unsicherheit nährte. Zahlreiche Gründe sprachen natürlich für meine Reise, teils habe ich sie schon erwähnt. Aber fast ebenso viele sprachen dagegen. In mir rangen hart die vielen „Pro" und „Contra" und stellten nicht nur meine Nerven, sondern auch die meiner künftigen Gefährten auf eine unnötige Probe.

Für die Reise sprach in erster Linie das fast unwiderstehliche Verlangen, Afrika wiederzusehen. Das leichtfertige Versäumnis der vielleicht letzten Gelegenheit zu einer so sehr ersehnten Afrika-Jagd. Auch das Bewusstsein beunruhigte mich, dass ich unter den auserkorenen Teilnehmern der einzige „alte Afrikaner" war. Wohl siebenmal war ich dort gewesen (zwar zum letzten Mal vor einem Vierteljahrhundert), dennoch beherrsche nur ich von uns fünfen die dort unentbehrlichen Sprachen Englisch und Kisuaheli! Meine dortigen Bekanntschaften ließen sich – zumindest teilweise – erneuern und sicher auch nutzen. Nicht nur im Bereich der Jagd, sondern vor allem in der Funktion eines Dolmetschers und allgemeinen Wegweisers. Meine Vergangenheit verpflichtete mich sozusagen zur Teilnahme!

Nicht weniger überzeugend waren die Gegenargumente:

Ich bin schon zu alt für Afrika. Jeder weiß, dass ich über 18 bin, aber nach gründlichem Studium des Kalenders stellt sich heraus, dass ich bald dreiundsechzig werde. Das ist nicht mehr das ausgesprochene Alter für einen Löwenjäger! (Selbst angesichts der rasanten Verlängerung der allgemeinen Lebenserwartung nicht!) Auch meine Gesundheit ist nicht mehr das, was man „strotzend" nennt. Obwohl es unter den konsultierten Ärzten sogar welche gab – nicht nur einen! –, die Afrika geradezu als den geeignetsten Erholungsort

empfahlen! Aber wir kennen die Ärzte: so viele Köpfe, so viele Meinungen. Was für den einen ein furchtbarer Sargnagel ist, ist für den anderen ein besonderes Gesundheitselixier!

Die Löwen werden jedenfalls erleichtert feststellen können: „Du bist auch nicht mehr der, der du einmal warst!"

Und dann habe ich keine Ausrüstung! Nicht nur meine Waffen haben mich im Stich gelassen, auch sonst fehlt mir alles. Die Regelung der Waffenfrage gehört im Übrigen wieder in die Werkstatt unseres Onkels Einstein. Es riecht nach Relativität. Was er noch für ein angemessenes Gewehr hielt, ist für mich gewiss schon Altmetall.

Doch mein größtes, schwerwiegendstes Bedenken – das weiß ich jetzt nur zu gut – war meine Angst vor der bitteren Ernüchterung. Ein Großteil meiner Leser – namentlich jene, die das Afrika von vor dreißig Jahren kennen – werden dieses Bedenken sicher verspotten und mit verständlicher Reaktion abtun. „Seien Sie froh", werden sie sagen, „dass man Sie noch schickt, bangen Sie nicht um die Ernüchterung!"

Doch ich weiß, ich fühle es voraus, dass ich Afrika – mein eigenes, unvergessliches Afrika, das mir vor dreißig Jahren so ans Herz gewachsen war – nie wiedersehen werde! Höchstens eine Karikatur davon, ein zur Unkenntlichkeit verzerrtes, völlig mechanisiertes, krankhaft modernisiertes Afrika, das in lächerliche Wildreservate und „Nationalparks" gepfercht, von Makadamstraßen durchzogen und seiner natürlichen Pracht beraubt wurde!

Vor dieser unbekannten, nach Benzin riechenden Kunststoffwelt graut mir ebenso wie vor dem Wiedersehen mit einer einstigen Liebe nach vierzig Jahren. Das in Regenbogenfarben gefärbte, ausfallende Haar, das schlecht sitzende oder allzu glänzend neue, klappernde Gebiss, das unter Farbschichten verborgene Faltenmeer, der in unserer Erinnerung duftig schwellende, jetzt entsagungsvoll verwelkte Busen – na, aber langsam mit den jungen Pferden, halt mal die Luft an ...

Schließlich bin auch ich seither um dreißig Jahre gealtert! Und mit welchen Augen wird wohl das ewige Afrika auf mich, seinen schwerhörig werdenden alten Verehrer, blicken? Mit Krampfadern werde ich durch seine taufrischen Savannen streifen, werde wohl sein schmeichelnd leises Vogelgezwitscher, die Erinnerung an einstige Stelldicheins, gar nicht mehr hören. Aber wird mich nicht vielleicht sogar das welterschütternde Gebrüll seines Löwen aus meinem müde-matten, hilflosen Greisenschlaf aufschrecken? (Falls es dort überhaupt noch Löwen gibt und sie noch brüllen können?) Wird mein schwächer werdendes Auge den für einen Moment aufblitzenden Pantherkater verfehlen, ihn vielleicht gar nicht sehen, wird meine zitternde Hand unbeholfen danebenschießen?

Die Schwarzen werden lachen. „Bwana Mzee" – werden sie spöttisch wiederholen und sich dabei klatschend auf ihre muskulösen Oberschenkel schlagen ...

Das ist wahrlich kein schöner Traum!

Aber so wird es sein, zweifellos.

Das ist das Traurigste!

Es ist für niemanden ein Geheimnis, dass unsere Staatskasse unser Auftraggeber, Gastgeber und Geldgeber in Personalunion war. Diese Regelung war in den Augen meiner vier Gefährten natürlich und bedeutete nichts Außergewöhnliches. In meinen Augen jedoch schien sie zumindest ungewohnt. Meine früheren Unternehmungen gingen nicht nur auf meine eigene Kappe, sondern auch auf den eigenen Geldbeutel. Aber ich

war mein eigener Herr, ich packte an, was ich für gut befand, war niemandem Rechenschaft schuldig, nicht einmal eine Erklärung. Jetzt wird all das anders sein.

Zu der Abfassung meines üblichen Reiseberichts kam es nicht. Das mir zur Verfügung stehende Material erschien mir zu gering, auch hielt ich es nicht für interessant genug, da wir verhältnismäßig kurz jagten. Meiner Meinung nach hätte es meine drei vorangegangenen Afrika-Bücher nur geschwächt und verwässert. Doch heute – da ich entgegen aller menschlichen Berechnung vor dem Schreiben eines neuen Afrika-Buches stehe – wäre ein kurzer Rückblick auf die Expedition vor vier Jahren vielleicht nicht unzeitgemäß. Und nachdem ich von meinen Geburtswehen beim Aufbruch berichtet habe, möchte ich auch ein, zwei denkwürdige Tage und kleine Erlebnisse zur Sprache bringen.

Der schönste Tag unserer Reise – zumindest aus meiner Sicht – war der 16. Januar 1960! Und obwohl die entsprechende Rubrik meines Tagebuchs meine afrikanische Erinnerungsschatzkammer nur um ein recht bescheidenes Jagdergebnis von lediglich zwei Küchen-Perlhühnern erweitert – was ich mittlerweile höher schätze als trockene Statistiken –, bereichert er sie um einen unvergesslichen Anblick.

Sicherlich haben Sie gehört, dass der Hauptwunsch unseres Museums die Erlegung eines makellosen männlichen Löwen mit schöner Mähne war – eines königlichen Raubtieres für das Publikum! Die alten Bestände, die von Kittenberger und auch die meinen, waren alle vergangen; es wurde ein neuer männlicher Löwe gebraucht! Einem solchen war es uns partout nicht gelungen zu begegnen!

Die Zahl der Löwen mit guter Mähne nimmt stetig ab, jeder Sammler sucht einen, jeder Jäger spürt ihnen nach. Ein Großteil von ihnen wurde abgeschossen, und der klägliche Rest hat die Situation so gut durchschaut, dass er sich schon bei Tagesanbruch in das Dickicht des nächsten Reservats zurückzieht. Dort verbringen sie den ganzen Tag in bequemer Sicherheit und kommen erst bei Dunkelheit wieder hervor, wenn es bereits verboten ist, das Gewehr zu benutzen! Weibchen sahen wir wiederholt, hin und wieder auch einen Galan mit dürftiger Mähne und stoppeligem Gesicht – das war alles.

Bis wir schließlich in unserem letzten Lager nahe der Siedlung „Ikoma“ unsere Zelte aufschlugen. Auch hier hörten wir nachts Löwengebrüll, aber ein passendes Männchen fanden wir auch hier nicht, obwohl die eingeborene Bevölkerung uns mit den prächtigsten „Mähnen-Nachrichten“ den Mund wässrig machte. In der Nacht zum 15. Januar stimmten sie so aus vollem Halse an, dass ich sogleich beschloss, sie erneut anzufüttern. Ich schoss also wieder zwei Köder-Zebras und legte sie dort aus, von wo das nächtliche Konzert zu hören gewesen war. Am Abend begannen sie erneut; ihrem Ruf nach zu urteilen, waren es drei. Die Stimme des Männchens ist zwar schwer von der des Weibchens zu unterscheiden, dennoch fühlte ich diesmal, dass unter ihnen unbedingt ein Männchen sein musste. Und einer guten Vorahnung muss man nachgeben, man muss ihr Gelegenheit zur Verwirklichung geben. Wiederholt stand ich also auf, um von den in meinem Zelt bereitgelegten, etwa ein Meter langen Ruten jeweils eine in die Richtung des Gebrülls zu drehen, als Wegweiser für den nächsten Tag.

Als ich vor der Morgendämmerung um fünf Uhr mit dem Anziehen begann, stellte ich mit Freude fest, dass die meisten meiner „Kompasse“ auf die gestern ausgelegten Zebras zeigten. Zuversichtlich machte ich mich also auf den Weg dorthin, obwohl es inzwischen still geworden war und auch die Löwen verstummt waren. Nur das unaufhörliche Kläffen zweier Schakale war aus derselben Richtung zu hören. Der Schakal begleitet den Löwen nämlich oft und zeigt ihn manchmal sogar an.

Ich hatte die Zebras an einen sehr geeignet erscheinenden Platz gelegt, am Fuße einer stattlichen, einsamen Schirmakazie. Ihre ausladende Krone verdeckte und beschattete das Aas nützlich vor den scharfen Augen der Geier. Etwa 35 Schritte weiter bot das Dickicht der speerartigen Sansevierien einen passenden Versteckplatz. Wir schnitten einen geschickten Pirschpfad in die stechenden Sansevierien. Ich hoffte, dass wir darauf ungesehen und lautlos bis zum gedeckten Versteck schleichen könnten, von wo aus ich bereits freien Blick auf die zum Schuss – in etwa 25 Schritten Entfernung – liegenden Zebras hatte.

Es begann gerade zu dämmern, als wir uns in Begleitung meines weißen Jägers namens Henry Poolman, wegen ungünstigen Windes einen weiten Bogen schlagend, vorsichtig dem erwähnten Versteck näherten. Es herrschte vollkommene Stille. Nicht nur die Löwen schwiegen schon seit über einer Stunde, auch die Schakale waren verstummt. Lediglich die Vogelwelt sang aus voller Kehle. In dieser Zeit, zwischen sieben und acht Uhr, sind sie am aktivsten; dies ist die Zeit des afrikanischen Berufsverkehrs im Vogelgesang.

Aus der Deckung unseres Verstecks spähte ich durch einen schmalen Spalt nach draußen. Kein größeres Tier zeigte sich, und außer dem vielfältigen Vogelgezwitscher war nichts zu hören als das Summen der Aasfliegen, die die Zebrakadaver bereits bedeckten. Dann plötzlich – überraschte mich das Bellen von Schakalen. Sie riefen aus der Nähe, vielleicht keinen Steinwurf entfernt, aber noch unsichtbar. Es mochten die zwei Kläffer vom Morgengrauen sein; sie kafften abwechselnd und kamen immer näher. Bald sah ich sie auch; sie spazierten gemütlich vor uns her zu den Zebra-Aasen. Dort ließen sie sich auf das Hinterteil nieder wie zwei Wachhunde und setzten mit erhobenem Kopf ihr Bellen fort. Aber an das Aas, so hungrig sie auch schienen, trauten sie sich noch nicht heran.

Unzählige Male konnte ich mich davon überzeugen, dass der Schakal den Löwen nicht nur begleitet, sondern auch gute Freundschaft mit ihm hält und ihm bei Gelegenheit sogar behilflich ist. Die Eingeborenen behaupten, dass er für seinen königlichen Freund sogar nach einem Bissen sucht, wohl wissend, dass das große Raubtier ihm gewöhnlich Überreste vom Mahl hinterlässt. Sie leben in einer bekannten Dschungelfreundschaft nach dem Prinzip „Leben und leben lassen“. Die Schakale setzen ihre kaffenden Signale abwechselnd fort. Niemals rufen sie gleichzeitig. Aber sobald der eine aufhört, beginnt sogleich der andere.

Heute war übrigens wieder so ein „außergewöhnlicher Pechtag“, an dem ich meinen Fotoapparat zu Hause vergessen hatte ... Aber auch ohne Apparat habe ich meine Freude an der weithin hörbaren Meldung des Schakalpaares. Bis sie plötzlich damit aufhören. Sie hören nicht nur auf, sie stehen auch auf und ziehen sich bescheiden, fast mit „eingezogenem Schwanz“, von der Bühne zurück. Und kaum sind sie verschwunden – da erscheinen die Herrschaften! Lautlos, auf weichen Samtpfoten, schreiten sie einer hinter dem anderen her – kaum 25-30 Schritte vor dem Sichtspalt meines Verstecks. Männchen sind sie beide!

Leider sind es jedoch stattliche Löwenmännchen, die statt einer dichten Mähne nur einen dürftigen Bart zur Schau stellen und so gar nicht in unser Museum passen, obwohl sie ansonsten vielversprechend aussehen! Vom Körperbau her sind sie durchaus geeignet. Vollkommen ausgewachsene Exemplare mit prall gefüllten Muskeln, für mich jedoch – mangels angemessenen Mähnenschmucks – völlig wertlos. Mit behäbiger Gleichgültigkeit umkreisen sie das Zebra-Aas und lassen sich fast gelangweilt daneben nieder. Sie gähnen, kosten dann fachmännisch und beginnen zu lecken. Hungrig sind sie wohl kaum. Es scheint, als hätte erst die Schakal-Meldung ihre Naschhaftigkeit geweckt. Die zwei unsichtbaren Posaunisten beginnen sogleich wieder mit ihrem Lärm. Einer nach dem anderen kaffen sie, obwohl ihre Signale nicht mehr nötig sind; die Löwen beginnen

genüsslich mit ihrem Mahl. Offenbar ist der zwar schon etwas muffige, aber sicher saftige Zebrabraten doch unwiderstehlich ...

Auch wir beobachten die Speisenden mit Vergnügen. In unser Versteck können sie – besonders jetzt, wo sie nur ans Essen denken – kaum hineinsehen; wir können sie nach Belieben miteinander vergleichen – sollte man vielleicht doch den besseren von der Seite beschießen? Aber wahrlich, da gibt es nichts zu wählen, sie sind völlig gleich, wahrscheinlich Zwillingsbrüder. Die Schakale fangen jetzt wieder an. Die Löwen knabbern ungestört an ihrem Frühstück ...

Doch nun trifft ein weiterer, sehr unerwarteter Gast ein! Aus dem etwas felsigen, verkrauteten Hintergrund blitzt das gefleckte Fell einer Pantherkatze hervor ... Sie hält schnurstracks auf das Zebra-Aas – und damit auf die Löwen – zu. Na, was wird jetzt passieren? ... Um die Zebras herum ist das Kraut ziemlich hoch, es reicht etwa bis zum Knie. Der Panther sieht die Löwen erst im letzten Moment. Ihn verlässt der Mut – er macht einen Satz zur Seite, gegen den Stamm der erwähnten Schirmakazie. Im Schwung packt er den Baumstamm in anderthalb Metern Höhe und klettert flink in die Krone. Er lässt sich mitten in der ausladenden, etwa fünfzehn Meter breiten Schirmkrone nieder, die Sicherheit bietet!

Der Panther fürchtet nämlich zu Recht den drei-bis viermal größeren, weitaus stärkeren Löwen und wagt es kaum, sich mit ihm anzulegen. Und schon gar nicht Freundschaft zu schließen, besonders nicht am Esstisch. So muss er nun wohl oder übel auf das schon sicher geglaubte Zebrafleisch verzichten. Er sitzt oben im Wipfel, von dort läuft ihm das Wasser im Munde zusammen. Das Sabbern sehe ich natürlich nicht, aber ich kann es mir lebhaft vorstellen. „Der arme ‚Chui' hat sich gründlich getäuscht", flüstert mein neben mir kauernder Gefährte, „dem schlafen alle Glieder ein, bis er sich traut, da wieder runterzukommen. Es kann auch sein, dass er ungesehen auf der anderen Seite abspringt und unbemerkt flieht ..."

Ein herrlicher Anblick ist die vogelgleich auf dem Baumwipfel sitzende, sich ständig die Pfoten leckende, sorglos sich „waschende" bunte Katze! Wie leicht wäre es, sie von dort oben herabzuschießen! Es ist nicht ausgeschlossen, dass sie bis zum Einbruch der Dunkelheit dort oben festsitzt ... Vor fünfundzwanzig Jahren hätte ich nicht gezögert, zum Gewehr zu greifen, damals war sie noch frei schießbares „Raubzeug"! Der Jäger erlegte sie dort, wo er sie traf. Er hielt sie immer für eine besondere, seltene Beute, ein außergewöhnliches Geschenk. Seitdem jedoch unter den Damen in Europa und Amerika der „Panthermantel" allgemeine Mode ist und der Preis selbst in Nairobi auf das Zwanzigfache gestiegen ist, gibt das örtliche Jagdamt die Erlaubnisse nur noch tröpfchenweise aus – nur der Abschuss eines einzigen Panthers wird dem Jäger pro Jahr genehmigt! Und da ich meinen bereits in unserem vorangegangenen Lager vor etwa zwei Wochen erbeutet hatte, konnte ich das begehrte Wild nun nur mit leerem Gewehr und sehnsüchtig betrachten.

Einen vor einem Löwen auf einen Baum flüchtenden Panther sah ich heute zum ersten Mal. Und an einem auf einem Baum sitzenden Panther konnte ich mich auch heute zum ersten Mal so lange Zeit und aus einem so bequemen Versteck ergötzen. So konnte ich tatsächlich um eine neue Erfahrung reicher werden. Wenn ich doch nur fünfundzwanzig Jahre jünger sein könnte! Früher hätten wir auch diesen Zuschauer vom Baumwipfel längst abgehäutet. Der heutige Tag, mit den beiden Löwen, dem Panther und dem signalisierenden Schakalpaar, blieb das herausragende Erlebnis meiner Reise von 1960!

Die Löwen knabberten übrigens auch zwei Stunden später, zum Zeitpunkt unseres Aufbruchs, noch mit Genuss an den Zebraknochen. Auf unserem lautlosen Pfad

entfernten wir uns ebenso unbemerkt, wie wir gekommen waren.

Der 19. Februar ist ebenfalls ein denkwürdiges Datum; damals begegnete ich der neugeborenen Giraffe. Der Vormittag war heiter, aber es wehte ein unangenehmer Wind. In den vergangenen Wochen war Unmengen an Regen gefallen, ein völlig abnormales Wetter für diese Jahreszeit. Nicht nur der Verkehr mit dem Geländewagen wurde erschwert, auch die Vegetation schoss rasant in die Höhe – das ohnehin hoch wogende Savannengras –, das Wild war kaum noch darin zu sehen. Selbst die langhalsige Giraffe wurde sozusagen verschlungen, nur ihre Köpfe ragten aus dem Grasmeer hervor.

Unser Wagen pflügte ratternd durch die Wildnis, die stellenweise sogar scharfe Gesteinsbrocken verbarg, als eine etwa acht bis zehn Köpfe zählende Giraffenherde, besser gesagt ebenso viele einsame Giraffenköpfe, vor uns über dem Grasdschungel schaukelte. Mit schwerfälligem, reißendem Getöse flohen sie vor dem schnaubend herannahenden Geländewagen. Nur ein einziger Kopf blieb unbeweglich; sein Besitzer harrte aus, bis wir uns auf wenige Meter genähert hatten. Auch dann setzte er sich nur mit großer Mühe und widerwillig in Bewegung. Wir glaubten mit Poolman schon, dass es sich um ein krankes oder verletztes Tier handeln müsse. Ein solches wird von den anderen im Stich gelassen, die Gemeinschaft verweigert ihm den Schutz. Die Natur ist in solchen Fällen grausam, sie kennt kaum Sentimentalität!

Erst aus zwei bis drei Metern Entfernung wurde uns klar, dass die Giraffe keineswegs krank war, sondern eine Wöchnerin, eine Mutter, die um ihr neugeborenes Kalb bangte! Ihr Junges versteckte sich dort im unmittelbaren Windschatten der hochgewachsenen Mama; natürlich vermochte es nicht, mit ihr Schritt zu halten. Wir hielten sofort an, ich sprang heraus, ich war neugierig auf das Giraffenbaby. Es hatte nicht einmal Zeit gehabt abzutrocknen, sein Fell war schleimig feucht. Laut Poolman konnte es noch nicht einmal ein Lebensalter von einer Stunde erreicht haben. In seiner Schwäche sackte es immer wieder zusammen; kaum dass ich ihm auf die Beine geholfen hatte, knallte es auch schon auf den Bauch wie ein lockerer Zollstock. Seine Mutter harrte geduldig aus, sie beobachtete uns starr, näherte sich jedoch nicht. Wahrscheinlich glaubte sie, sie sei unsichtbar, gut versteckt im hohen Gras ...

Die Giraffe ist ein äußerst sanftmütiges, äußerst gutgläubiges und folglich äußerst einfältiges Tier. Sobald sich ihr Kalb wieder auf die Beine gekämpft hatte, trat ich unmittelbar daneben und umarmte seinen klebrig-feuchten Hals. „Sie passen gut zusammen“, bemerkte Poolman, „sie sind genau gleich groß. Einen Moment, ich hole meinen Fotoapparat!“ Der bekanntlich ein beschädigter, fast unbrauchbarer Apparat ist. Es kommt vor, dass sogar der Film darin fehlt.

Das Giraffenkind zeigte nicht die geringste Spur von Angst. Es konnte sie ja auch noch gar nicht kennen, es hatte nie die Gelegenheit gehabt, sich zu erschrecken. Aus seinen etwa hühnereigroßen, verträumten Augen spiegelten sich unendliche Hilflosigkeit und fromme Unschuld wider. Poolman drückte umso mutiger auf seinen unsicheren Apparat – auf den Afrika-Jäger, der das Giraffenkind umarmte. Währenddessen wandte sich die Mama diskret ab. Ich habe das Bild nie gesehen; kann es sein, dass der Film tatsächlich fehlte? Dabei wäre es eine liebe Erinnerung gewesen.

In meinem Leben habe ich eine einzige Giraffe erlegt; seither hat es mich nicht mehr über das Herz gebracht, ein solches Attentat zu begehen. Es geschah 1927 auf meiner bereits erwähnten allerersten Afrika-Reise, als ich für mein geplantes „Privatmuseum“ ein „Giraffen-Exemplar“ brauchte. Denn die arme Giraffe verdient es wirklich nicht, als „wildes Tier“ geachtet zu werden. Vergeblich wird sie sieben Meter hoch, vergeblich könnte ein einziger Tritt ihres furchtbaren Hufs alles zu Brei schlagen ...

Ihre scheinbare Wehrlosigkeit, ihr vollkommenes Schweigen, ihr ewig trauriger Blick, ihre fingerlangen Wimpern und ihre anmutig wiegende Bewegung regen meine Jagdleidenschaft in keiner Weise an. Die Giraffe ist jedenfalls ein gewohnter Bestandteil Afrikas; ohne sie wäre die afrikanische Steppe wie die Hortobágy ohne Ziehbrunnen. Den Jäger jedoch interessiert sie nicht. Dabei hatte sie vor sechzig, siebzig Jahren sehr wohl jemanden interessiert! Der Treiber eines südafrikanischen Gespanns von zwanzig bis vierundzwanzig Ochsen knallte mit einer endlosen Peitsche, die aus einer einzigen Giraffenhaut geschnitten war und mit deren Schlag er selbst das vorderste Ochsenpaar erreichen konnte. Damals zahlte man gewiss gutes Geld für die Giraffenhaut. Aber längst ist das südafrikanische Ochsegespann samt Treiber verschwunden ... Das Bild meiner Umarmung mit dem kleinen „Langhals" bedauere ich dennoch.

Was das Jagdergebnis unseres sechswöchigen Ausflugs betrifft, so waren es meinerseits 48 Stück von 17 Arten sogenannten „Großwilds". Darunter befand sich auch ein Kaffernbüffel-Bulle mit stattlichem Gehörn, ebenso ein stattlicher männlicher Panther und ein großer Kudu-Antilopenbock von angemessener Qualität! Diese drei halte ich für die herausragenden Werte meiner damaligen Reise! Keines von ihnen ist außergewöhnlich in seiner Art. Es sind keine Prachtexemplare für ein Museum. Aber sie sind auf jeden Fall überdurchschnittliche, ehrliche und charakteristische Vertreter ihrer Gattung. Sie brauchen sich nicht zu schämen und können sich getrost in jeder Sammlung zeigen. Auf ihre Erlegung einzeln einzugehen, wäre wohl kaum noch zeitgemäß und vielleicht auch nicht interessant. Es sei denn auf die des Büffels, zumindest auf die dazugehörige Autojagd, die man mit einigem Wohlwollen sogar als „halsbrecherisch" bezeichnen könnte ...

Wir brachen am Morgen des 28. Januar 1960 von unserem Lager namens M'kami auf. Wir saßen zu dritt im Geländewagen: mein Reisegefährte Dr. János Szunyoghy, Zoologe am Museum, mein weißer Jäger Henry Poolman und ich selbst. Wir hatten einen längeren, ganztägigen Sammelausflug mit ungewissem Ziel geplant. In einem lichten Buschwald erblickten wir den Büffel, einen alten Bullen mit stattlichem Gehörn und mürrischem Gesicht, aus etwa dreihundert Schritten Entfernung. Von dort aus konnten wir natürlich noch nicht sehen, dass er mürrisch war. Da uns in diesem Jahr aber noch kein Büffel dieser Qualität begegnet war, beschloss ich seine Erlegung – oder zumindest den Versuch dazu. Natürlich war aus dieser Entfernung keine Rede davon; wir mussten näher herankommen. Der Büffel stand unschlüssig allein da. Offensichtlich war er zum Trinken oder Suhlen im nahen Sumpf gewesen und schien von dort auf dem Heimweg zu sein. Er hielt auf seinen Tagesruheplatz zu, auf das in seiner Marschrichtung liegende Dorndickicht.

Unser Geländewagen näherte sich ihm langsam in einem großen Bogen, um aus dem ungünstigen Wind herauszukommen und in eine vorteilhaftere Luftströmung zu gelangen. Von dort aus hoffte ich, im dichter werdenden Wald aus dem Wagen zu springen und mich von Baum zu Baum schleichend in Schussweite zu bringen, da die Vorschriften das Schießen aus dem Auto verbieten.

Der Büffel mochte geahnt haben, dass es um seine Haut ging. Er entschloss sich zur sofortigen Flucht; er hatte keine Lust auf eine nähere Bekanntschaft mit unserem Wagen. Er verfiel in einen donnernden Galopp und wollte um jeden Preis die Sicherheit des benachbarten Dorndickichts erreichen.

Dies stachelte in Poolman sofort das Jägerblut auf:

– Hinterher! – rief er. – Schneiden wir ihm den Weg ab! Wenn wir ihn noch abschneiden können, bevor wir gegen einen Baum prallen. Alle festhalten!

Ich kann nicht sagen, dass es eine sonderlich genussvolle Autofahrt war. Wenn ich mich recht erinnere, hielt mein Freund Szunyoghy sie auch nicht dafür. Jetzt kann ich ihn zwar nicht als Zeugen aufrufen, da er wieder in Tanganjika umherstreift, aber nach seiner Rückkehr können Sie ihn in der zoologischen Abteilung des Naturwissenschaftlichen Museums fragen.

Wir lieferten uns ein Wettrennen mit dem Büffel.

Das ist zwar keine sonderlich vornehme Jagdweise und auch nicht legal, aber es erinnerte mich an meine Vorfahren, als sie zu Pferd mit der Lanze den Wisent jagten. Ein rasendes Huzulenpferd ist nicht gerade sicher, selbst in einem ungarischen Wald nicht! Aber ein im afrikanischen Urwald dahinjagender Geländewagen ist auch kein Pappenstiel! Besonders, wenn Mr. Poolman das Lenkrad führt.

Dabei hielten wir uns verdammt fest, daran lag es nicht. Umso mehr Probleme hatten wir mit dem Gelände. Der Wald vor uns wurde schnell dichter, der Boden unter uns schlechter. Moosbedeckte, tückische Felsbrocken lauerten überall und wurden immer zahlreicher. Die Bäume konnten wir wenigstens sehen, dennoch verstehe ich nicht, wie Poolman zwischen ihnen hindurchmanövrieren konnte – wahr ist, dass er einen Großteil von ihnen umriss, nach dem ständigen Krachen und Splittern zu urteilen. Doch die Steinbrocken waren durch ihre Moosmäntel unsichtbar getarnt; wir prallten unerwartet gegen sie, und die ständige Kollision sprühte Funken! Dass wir trotz alledem das Hindernisrennen mit ungebrochenen Knochen überstanden und keiner von uns sich die Zunge abbiss, ist nur zu einem sehr geringen Teil der Fahrkunst von Herrn Poolman zuzuschreiben. Ein Großteil ist der gemeinsamen Arbeit unserer Schutzengel zu verdanken.

Im Moment des Starts mochten wir etwa zweihundert Schritte vom Büffel entfernt gewesen sein. Danach verringerte sich der Abstand jedoch rasch, da wir vor ihn gelangen und ihm den Weg abschneiden wollten. Die Geschwindigkeit des Rennens steigerte sich immer mehr. Der Büffel donnerte stöhnend und schnaubend dahin, und wir drei feuerten uns mit artikulationslosen Kommandos gegenseitig an.

Gerade schrie ich Poolman ins Ohr, er solle plötzlich bremsen, wir seien nah genug dran, wenn ich herausspringe, könne ich den Büffel vielleicht noch im Laufen erlegen ... Doch meine Worte mochte statt Poolman der Büffel verstanden haben, denn – plötzlich die Richtung ändernd – wandte er sich direkt uns zu. Da hatte ich bereits Gelegenheit festzustellen, dass er tatsächlich ein mürrisches Gesicht hatte.

Er zielte direkt auf die Kühlerhaube des Wagens.

Poolman war nun auch ohne Aufforderung gezwungen zu bremsen. Es gelang uns noch, einen stattlichen Baum umzureißen und einen ordentlichen Felsen in unserem Stoppen zum Funken zu bringen. Aber wir standen – und ich sprang heraus.

Der Bulle hatte sich derweil – mit unerschütterlicher Entschlossenheit und blitzendem Blick – bereits bis auf wenige Meter dem Motorraum genähert, als meine Stahlkugel ihn hinter dem Ohr traf ... Er brach in die Knie, sein Schwung überschlug ihn sogar; er lag bereits leblos da, sein gewaltiges Gehörn berührte fast das Vorderrad des Wagens. Meine beiden Gefährten stiegen ebenfalls aus.

– Alle Achtung! – bemerkten wir alle drei. Poolman natürlich auf Englisch.

Aber wir wischten uns gleichermaßen die verschwitzten Stirnen ab. Etwa zehn Meter vor uns begann die sichere Büfelfestung, das undurchdringliche Dorndickicht. Unserem

Wagen war nichts passiert. Wir kamen glatt zu Hause im Lager an. Tja – ein solcher Landrover-Geländewagen ist unzerstörbar! Danach schickten wir unseren Lastwagen los, um den Büffel zu holen.

Abschließend sollte ich vielleicht noch die Hyänenhunde erwähnen. Meine Leser erinnern sich sicherlich, ein langes Kapitel schmäht sie in den „Afrikanischen Lagerfeuern". Auch diesmal begegnete ich ihnen, wenn auch nicht jenen elf, die ich 1933 nebeneinandergelegt hatte. Aber derselben niederträchtigen Art. Sie schlichen in buschigem Gelände umher – mal tauchte hier einer schwarz auf, mal dort ... Acht von ihnen gelang es mir auch diesmal zu erlegen. Auch das ist kein alltägliches Jagdglück!

Im Übrigen kann ich mit Freude feststellen, dass unser Unternehmen von 1960 in größtem Einvernehmen und ohne die geringste Störung verlief. Dieser Umstand ist umso bemerkenswerter, als es allgemein bekannt ist, dass derlei Gesellschaftsjagden oft im Skandal enden oder zumindest mit dem hoffnungslosen Zerwürfnis der Teilnehmer schließen. Oft sah ich in Nairobi solche „auf Grund gelaufenen" Gesellschaften. Das tropische Klima schlägt in erster Linie auf die Leber, über die Leber auf die Nerven und schließlich natürlich auf das Gemüt. Eine „freundschaftliche Versammlung" mürrischer, missgestimmter Afrika-Jäger gerät leicht aneinander.

Ich meinte ein besonderes Wohlwollen und Taktgefühl darin zu erkennen, dass man meine Person – trotz aller scheinbaren Gründe – nicht nur von der Leitung verschonte, sondern auch von jeglichem Detailauftrag entband. Ich war weder „Hilfsleiter", noch Fotograf, noch Kassierer, noch völkerkundlicher Sammler, noch offizieller Dolmetscher oder sonst irgendein wie auch immer gearteter „Sonderbeauftragter". Lediglich einer – der bestellten Sammeljäger.

Vor allem dieser Umstand half mir, das in mir tobende Dilemma zu entscheiden; dies veranlasste mich in den allerletzten Tagen dazu, an der Reise selbst so – trotz des Handicaps meines vorgerückten Alters – getrost teilnehmen zu können. Unsere Heimkehr erfüllte mich im Übrigen mit dem wohligen Gefühl, dass das afrikanische „ungarische Fünfergespann" von 1960 seine Sache tadellos gemacht hatte. Jedes Mitglied legte sich mit gleichem Enthusiasmus, wenn auch nicht mit gleicher Kraft, ins Zeug.

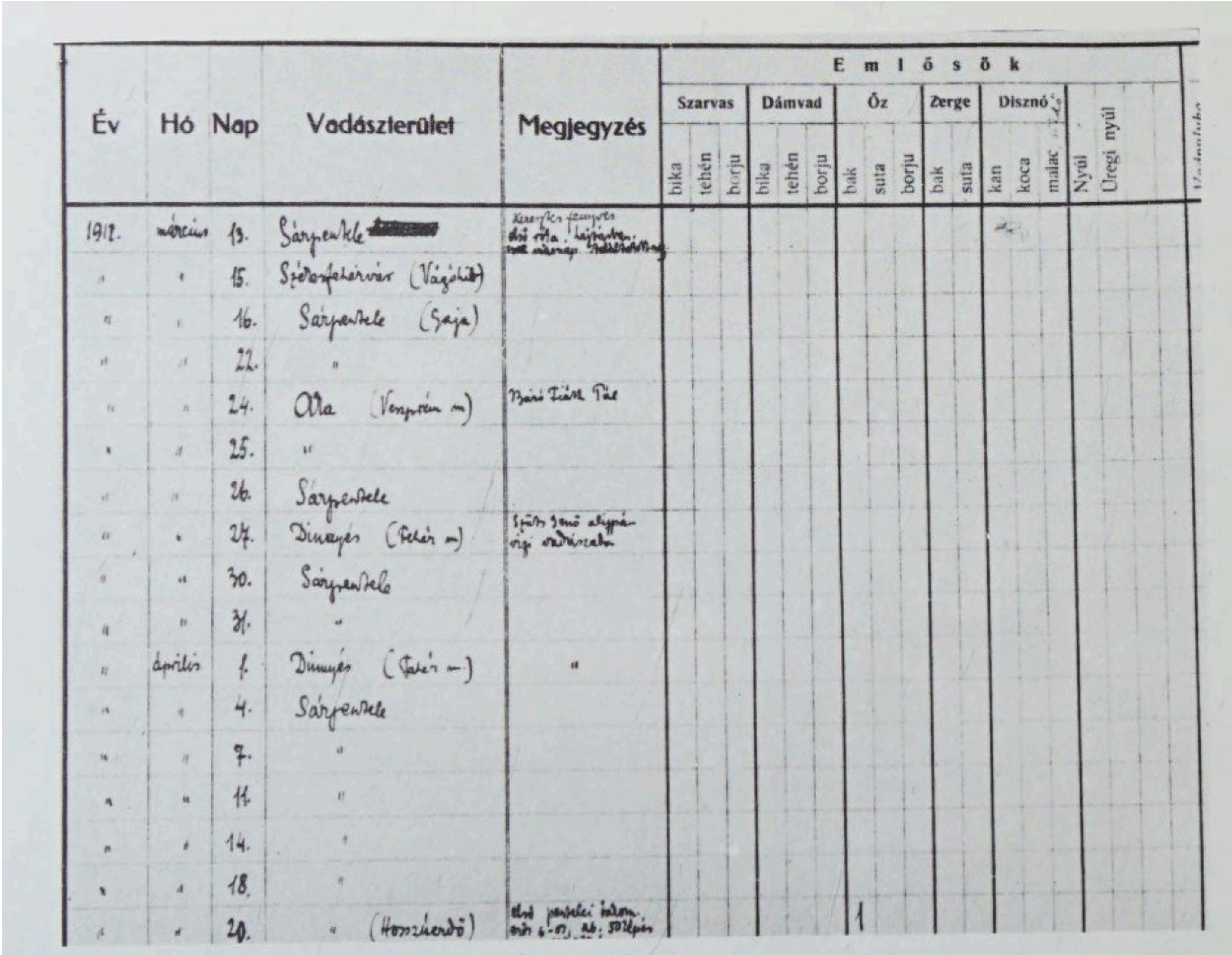
Denn es gab in dem Gespann auch einen älteren „Mustergaul". Der konnte natürlich nicht mehr mit der Kraft ziehen wie die anderen. Aber die anderen vier, in tadelloser Kondition befindlichen Fohlen, würdigten die Situation und halfen dem alternden Gaul zeitweise sogar. Wenn schon nicht beim Erlegen der verschiedenen Wildtiere, so doch beim schnellen Lagerabbruch, bei unerwarteter Eile oder raschem Aufladen. Wahrlich, wie oft unterstützten sie mich beim Stopfen, Verschließen und Verladen meiner halbvollen Gepäckstücke auf den Wagen. Natürlich hatte ich das meiste – sicher unnötige – Zeug. Nun ja, das bringt das Alter so mit sich. Meine Gefährten verstanden auch das.

Ich erinnere mich an kein einziges Wortgefecht, nicht einmal an ein Missverständnis. In gutem Einvernehmen brachen wir auf, im selben kamen wir zurück – was wohl nur sehr wenige „afrikanische Gemeinschaftsexpeditionen" von sich sagen können! Diesmal geschah es zum ersten Mal in meinem Leben, dass ich Afrika nicht auf Kosten meines eigenen, äußerst dünn gewordenen Geldbeutels, sondern auf Kosten der Ungarischen Nationalbank bereiste!

A kezdő gyűjtő

A kezdő gyűjtő

Az első őzbak (1912)



Év	Hó	Nap	Vadászterület	Megjegyzés	Szarvas bika	Szarvas tehén	Szarvas borju	Dámvad bika	Dámvad tehén	Dámvad borju	Őz bak	Őz suta	Őz borju	Zerge bak	Zerge suta	Disznó kan	Disznó koca	Disznó malac	Nyúl	Üregi nyúl
1912.	március	13.	Sárpentele [redacted]	Keresztes fenyves dűlő [illegible] [illegible]																
"	"	15.	Székesfehérvár (Vágóhíd)																	
"	"	16.	Sárpentele (Gaja)																	
"	"	22.	"																	
"	"	24.	[illegible] (Veszprém m.)	Báró [illegible] Pál																
"	"	25.	"																	
"	"	26.	Sárpentele																	
"	"	27.	Dinnyés (Fehér m.)	[illegible] Jenő alispán[illegible] vadászatán																
"	"	30.	Sárpentele																	
"	"	31.	"																	
"	április	1.	Dinnyés (Fehér m.)	"																
"	"	4.	Sárpentele																	
"	"	7.	"																	
"	"	11.	"																	
"	"	14.	"																	
"	"	18.	"																	
"	"	20.	" (Hosszúerdő)	első [illegible] bakom. [illegible]							1									

Az őzbakra vonatkozó naplóbejegyzés

SI · DEUS · PRO · NOBIS, QUIS · CONTRA · NOS
EX · LIBRIS · VENATORIIS
SIGISMUNDI
EX · COMITIBUS
SZÉCHENYI

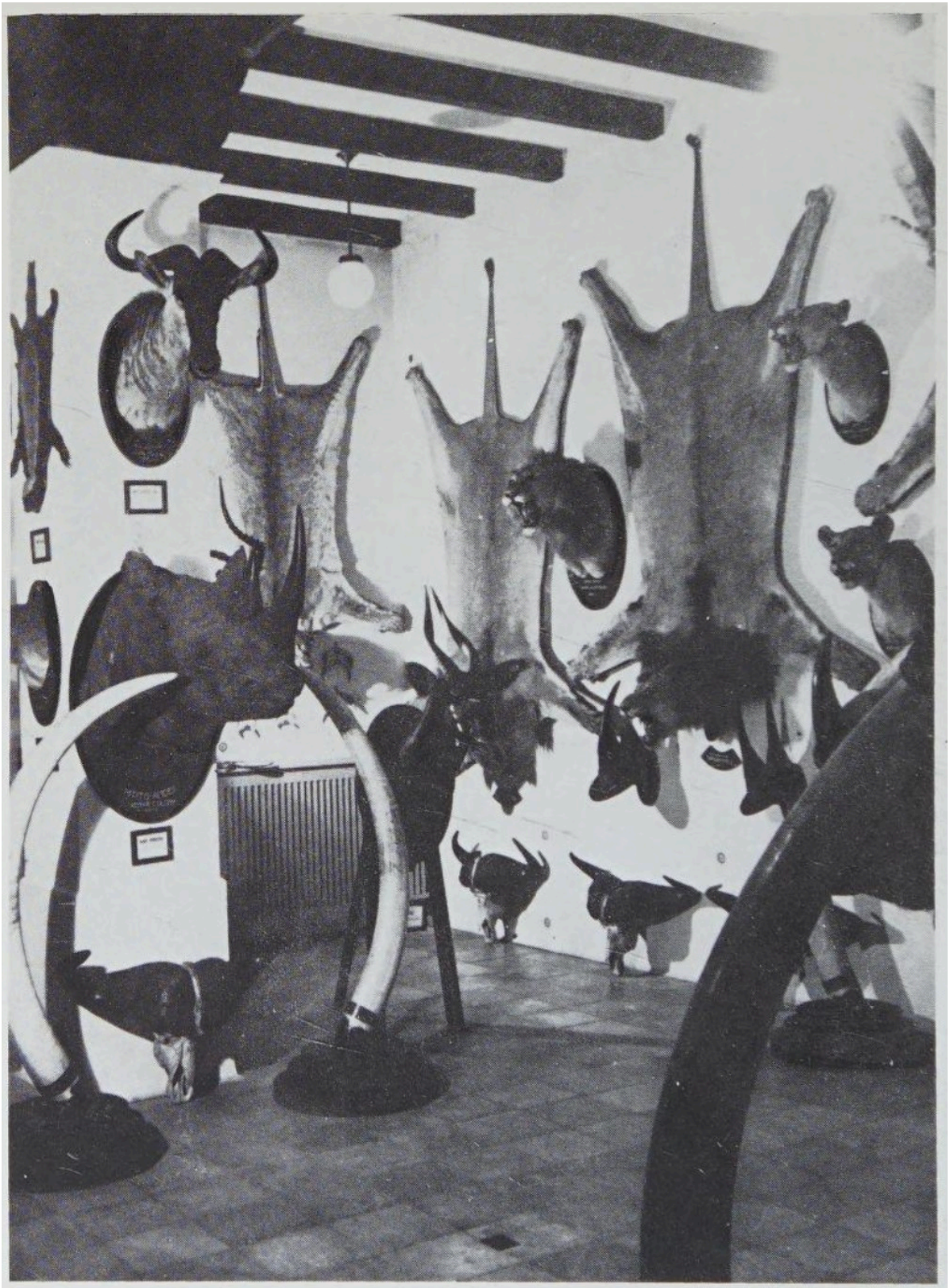
Ex libris

Könyveimnek ma is örülhetek

Minden újabb könyv egy-egy eddig hiányzó trófea

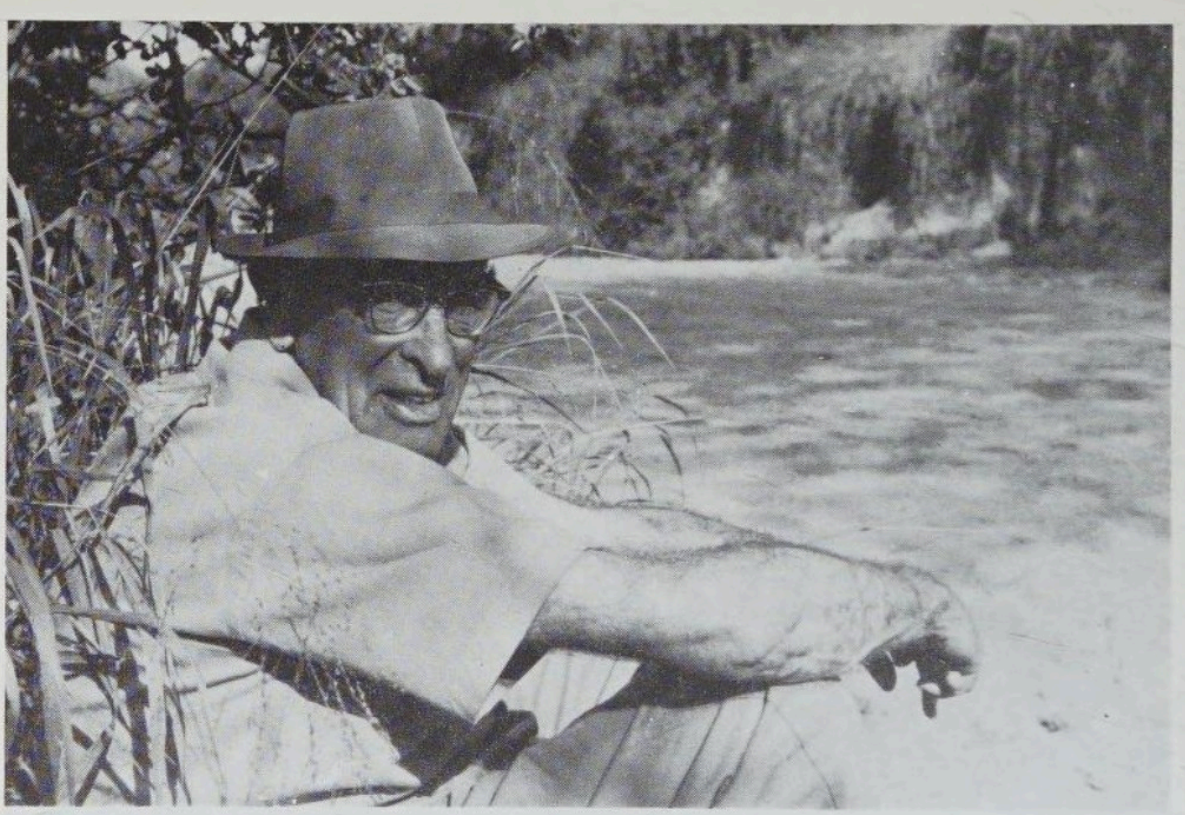
A pusztulást átélt expedíciós albumok

Világotjárt „segítőtársaim”



Itthagytak, elsöpörte őket a háború fergetege

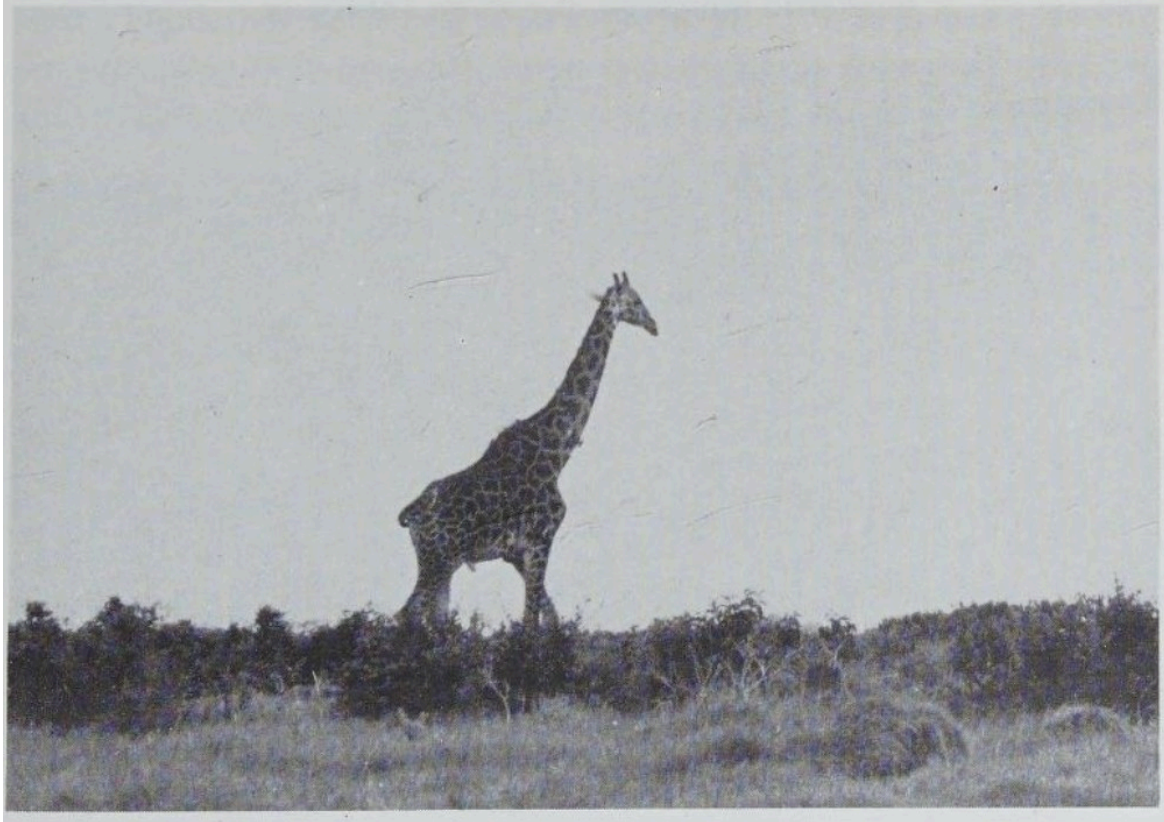
Részletek az elpusztult gyűjteményből

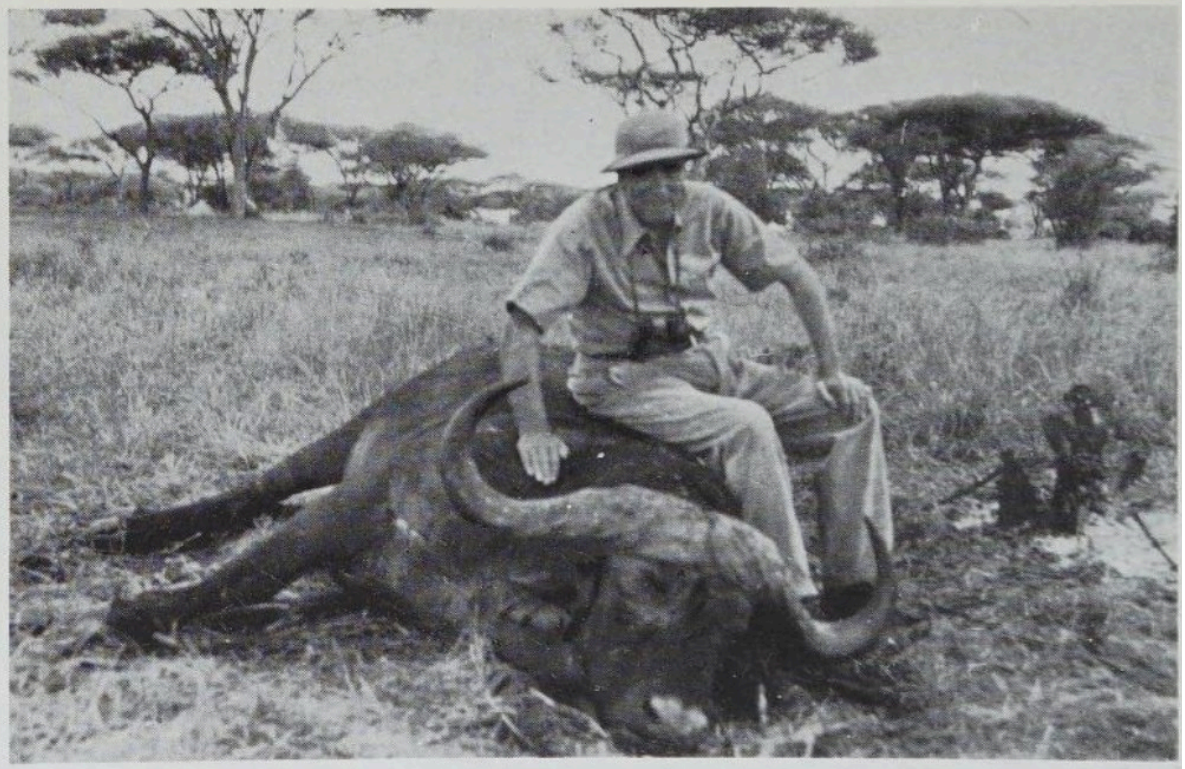


Én vagyok a kiszemeltek közül az egyedüli „régi afrikánus”

Viszontláttam Afrikát (1960)

Pihenő a déli hőségben





Volt közte derékszarvú kafferbivaly
megfelelő minőségű nagykudu antilop is

Bevezetés avagy mese az uborkafáról 5

SZARVASOK NYOMÁBAN 21

A gímszarvasról általában 30

Az európai gímszarvas 31
Az afrikai gímszarvas 33
Az ázsiai gímszarvas vagy „maral" 34
A kasmíri szarvas vagy „hangul" 37
A Jarkand-szarvas 39
A „su" 41
A Thorold-féle vagy fehérajkú szarvas 43
A „bei-lu" vagy Macneill-féle szarvas 45
A kanszu-szarvas 46
A „milu" vagy Dávid páter szarvasa 47
Az amerikai vapiti szarvas 50
A mandzsu vapiti vagy iszubra-szarvas 55
Az ázsiai vapiti szarvas 57
Az altáji vagy bajkál vapiti szarvas 60
A mocsári szarvas, baraszinga vagy gond 63
A thamin vagy lantagancsú szarvas 65
A Schomburgk-féle szarvas 68
Az indiai szambárszarvas 70

A maláji szambárszarvas 73
A Fülöp-szigeteki szambárszarvas 75
A tajvani szambárszarvas 76
A kínai vagy Szecsuan szambár 77
A sörényes szarvas vagy „ruza" 78
A disznószarvas vagy „pára" 81
A Fülöp-szigeteki disznószarvas 82
A Bawean szigeti szarvas 83
Az indiai pettyes szarvas vagy „csital" 83
A Fülöp-szigeteki pettyes szarvas 87
A japán szika szarvas 87
A Dybowski-féle szarvas vagy pekingi szika 89
A tajvani szika szarvas 91
A muntyák- vagy ugatószarvas 92
A bóbitás szarvas 96
A virginiai vagy fehérfarkú szarvas 98
Az öszvérszarvas vagy füles amerikai szarvas 102
A feketefarkú szarvas 105
A lápi szarvas 107
A pampa-szarvas 109
A perui villás szarvas 111
A chilei villás szarvas vagy „huemul" 113
Az amerikai nyársas szarvas vagy nagy mazama 114
A dél-amerikai törpeszarvas vagy „pudu" 116
Az alaszkai jávorszarvas 118
A dámszarvas 121
A „karibu" vagy észak-amerikai rénszarvas 122
Az európai őz 124

A szarvas selejtezése (1948) 126

A szarvasnyom 178

AZ ELSŐ EXPEDÍCIÓ SZUDÁNBAN (1927) 183

EMLÉKEZETES AFRIKAI NAPOK (1960) 245

Inhalt

- Einleitung oder das Märchen vom Gurkenbaum 5
- **AUF DER SPUR DER HIRSCHE** 21
- Über den Rothirsch im Allgemeinen 30
- Der europäische Rothirsch 31

- Der afrikanische Rothirsch 33
- Der asiatische Rothirsch oder „Maral“ 34
- Der KaschmirHirsch oder „Hangul“ 37
- Der Jarkand-Hirsch 39
- Der „Su“ 41
- Der Thorold-Hirsch oder Weißlippenhirsch 43
- Der „Bei-lu“ oder Macneill-Hirsch 45
- Der Kansu-Hirsch 46
- Der „Milu“ oder Pater-David-Hirsch 47
- Der amerikanische WapitiHirsch 50
- Der mandschurische Wapiti oder IsubraHirsch 55
- Der asiatische WapitiHirsch 57
- Der Altai-oder Baikal-Wapiti-Hirsch 60
- Der Barasingha, Sumpfhirsch oder Gond 63
- Der Thamin oder Leierhirsch 65
- Der Schomburgk-Hirsch 68
- Der indische Sambarhirsch 70
- Der malaiische Sambarhirsch 73
- Der Philippinen-Sambarhirsch 75
- Der Taiwan-Sambarhirsch 76
- Der chinesische oder Sichuan-Sambar 77
- Der Mähnenhirsch oder „Rusa“ 78
- Der Schweinshirsch oder „Para“ 81
- Der Philippinen-Schweinshirsch 82
- Der Bawean-Hirsch 83
- Der indische Axishirsch oder „Chital“ 83
- Der Philippinen-Axishirsch 87
- Der japanische Sikahirsch 87

- Der Dybowski-Hirsch oder Peking-Sika 89
- Der Taiwan-Sikahirsch 91
- Der Muntjak-oder Bellhirsch 92
- Der Schopfhirsch 96
- Der Virginia-oder Weißwedelhirsch 98
- Der Maultierhirsch oder großohrige amerikanische Hirsch 102
- Der Schwarzwedelhirsch 105
- Der Sumpfhirsch 107
- Der Pampashirsch 109
- Der peruanische Nordandenhirsch 111
- Der chilenische Südandenhirsch oder „Huemul“ 113
- Der amerikanische Spießhirsch oder Großer Mazama 114
- Der südamerikanische Zwerghirsch oder „Pudu“ 116
- Der Alaska-Elch 118
- Der Damhirsch 121
- Das „Karibu“ oder nordamerikanischer Rentier 122
- Das europäische Reh 124
- Die Selektion des Hirsches (1948) 126
- Die Hirschfährte 178
- **DIE ERSTE EXPEDITION IM SUDAN (1927)** 183
- **UNVERGESSLICHE AFRIKANISCHE TAGE (1960)** 245

Für die Ausgabe verantwortlich: Direktor des Gondolat Buchverlags

Athenaeum Druckerei (78.2532), Budapest, 1979

Rotations-Offsetdruck. Der Text wurde im Monophoto-Verfahren erstellt.

Verantwortlicher Leiter: Generaldirektor Béla Soproni

Verantwortliche Redakteurin: Ildikó Hankó • Technischer Leiter: Pál Gonda • Technischer Redakteur: Frigyes Kende

Das Umschlag-und Einbanddesign ist das Werk von Erika Urai

Erschienen in 78.000 Exemplaren, Umfang 16,5 (A/5) Bogen + 1 Bogen Beilage

Dieses Buch wurde gemäß den Normen MSZ 5601-59 und 5602-55 hergestellt.